Meklenburgiſches

Volksbuch

für

das Jahr 1846.

Zweite vermehrte Auflage.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1846.

H. F. Voigt's Buchdruckerei.

Vorwort.

Das Büchlein, welches hier in zweiter Auflage erscheint, hat einen Titel, der vielen Anstoß erregen wird bei allen Denjenigen, welche unter Volk nur die „niederen Schichten der Gesellschaft" verstehen. In diesem Sinne ist es freilich kein Volksbuch und will auch ein solches überall nicht sein; vielmehr rechnet es gerade diejenigen, bei welchen von einem politischen Bewußtsein noch gar keine Rede ist, hier nicht zum Volk, sondern setzt eben bei den Volksgenossen, in seinem Sinne eine Theilnahme am Staat als wesentliches Merkmal voraus.

„Warum aber denn der Titel: Meklenburgisches Volksbuch?" Warum nicht: Dieses Buch gehört dem neuen Meklenburg?"

Daran hängt eine lange, bange Geschichte von oberlandspolizeilichen Maßregeln, welche uns hier zu weit führen würde: genug, das Buch ist in keiner Beziehung das, was man gewöhnlich ein Volksbuch nennt, sondern gehört allein denen, welche eine tiefe Sehnsucht fühlen nach einem besseren, schöneren, freieren Meklenburg, gehört allein dem erwachten Meklenburg.

So viel, damit der Titel des Buchs den Beurtheiler nicht irre leite.

Möge denn das Büchlein von neuem seine Macht gegen die Reaction erproben. Wir dürfen dies hoffen, denn seit dem Erscheinen der ersten Auflage (Mitte December vorigen Jahres) bildet es noch immer einen der Hauptgegenstände des Gespräths und der Zeitungsartikel: es ist jetzt die Volksbuchszeit in Meklenburg und diese Zeit wird bei der gegenwärtigen unerwarteten zweiten Auflage wahrscheinlicher Weise noch sobald nicht zum Aufhören kommen.

W. Raabe.

Ex
ibliotheca Regia

Neue Lieder
von Hoffmann von Fallersleben.

1. Old-Meklenborg for ever!

Mel. Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude

Wir Meklenburger sind nur Herr'n und Knechte,
Nichts als die Luft ist uns gemein.
Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
Wir sollten freie Bürger sein!
Ober!
Dat ginge wol Alles, doch geiht et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Freiheiten haben wir in großen Massen,
Wo aber ist die Freiheit, wo?
Wollt' Einer nur von seinem Vorrecht lassen,
So würden ihrer tausend froh.
Ober.
Dat ginge wol Alles, doch geiht et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Wir ſprechen deutſch und haben nie erfahren
Was Fortſchritt und Gemeinſinn ſei.
Soll uns denn ewig Gott davor bewahren?
Sind wir denn reif zu keiner Frift?

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch gebt et man nich.
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderſchaft nich.

Wir haben unſre eigenen Intereſſen,
Und möchten gern doch Deutſche ſein.
Wolan, ſo wollen wir uns ſelbſt vergeſſen
Und treten in den Zollverein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch gebt et man nich.
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderſchaft nich.

Wir Meklenburger ſind nur Herr'n und Knechte,
Nichts als die Luft iſt uns gemein.
Gleich ſollten ſein die Pflichten und die Rechte,
Wir ſollten freie Bürger ſein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch gebt et man nich,
Dat litt ja, dat litt ja de Ridderſchaft nich.

2. Eine ritterſchaftliche Stimme beim Rothſpon.

Mel. Im Wald' und auf der Heide.

Wir ſind mit dem zufrieden.
Mit dem was uns beſchieden
Die alte gute Zeit. :,:
Was ihr auch ſprecht und ſchreibet.
Der Mecklenburger bleibet
Ein Mecklenburger ſtets. :,:
:,: Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer ſo. :,:

Wir ernten reichlich Futter,
Verkaufen Korn und Butter
Und Schwein' und andres Vieh.
Wir ziehen Pferd' und Kühe,
Und unſer Fleiß und Mühe
Gehöret uns allein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer ſo.

Ihr ſeid nur arme Schlucker,
Verſteuert hoch den Zucker,
Caffe, Tabak und Wein.
Wenn wir zu Wurſt und Schinken
Den beſten Rothſpon trinken,
Schmachtet ihr im Zollverein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer ſo.

Ihr sucht uns aufzuklären –
Wir wollen gern entbehren,
Gern euren Zollverein.
Könnt ihr uns sonst nichts geben
Als nur ein schlechtes Leben,
Behaltet das für euch!
Hali halo bali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

3. In maiorem Dei gloriam.

Mel. Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus

Ein echt katholisch Vollblut lob' ich mir,
Das sich nicht mischen mag mit Ketzerherzen
Und überall wo's sitzt bei Wein und Bier
Das schöne Paradies nicht will verscherzen
Verloren geht das Glück der Welt,
Das Reich der ew'gen Seligkeiten,
Wer sich nicht fern von Ketzern hält
In unsern irrthumsreichen Zeiten.

Ein Irrthum ist's und Sünde obendrein
Und von der heil'gen Kirche streng verboten,
Macht man mit Protestanten sich gemein,
Mit den lebendigen wie mit den todten.
Seht euch nach Ketzern gar nicht um!
Rein haltet euere Gemeine!
Katholisch sind in Augsburg drum
Und protestantisch selbst die Schweine. *)

*) Seeblätter vom 11. Sept. 1841 (Nr. 119): „In Augsburg z. B. bestehen katholische und protestantische Herbergen für die verschiedenen Zünfte der Handwerker. — Doch noch mehr werden Ihre Leser sich wundern,

1. Der leibhaftige Teufel.

Mel. Es wohnt ein Mutter an jenem Teich.

Der Teufel aus der Hölle schlich, ::
Er hat als Pfaffe hudl hudl hu hu hu!
Er hat als Pfaffe verkleidet sich.

Er geht nun unter uns herum
Und will uns machen hudl hudl hu hu hu!
Und will uns machen taub und dumm.

Er weiß, aus Dummheit nur allein
Muß alle Welt des hudl hudl hu hu hu!
Muß alle Welt des Teufels sein.

Wer ihm drin hilft mit Rath und That,
Der ist sein bester hudl hudl hu hu hu!
Der ist sein bester Kamerad.

Der wird gar viel in jedem Staat,
Regierungs-, Schul- und hudl hudl hu hu hu!
Regierungs-, Schul- und Kirchenrath.

Drum auch der Teufel nicht ungern sieht,
Uebertrifft ihn noch der hudl hudl hu hu hu!
Uebertrifft ihn noch der Jesuit.

wenn sie hören, daß in der altberühmten Stadt katholische und protestantische Schweinställe sich befinden! Und das ist buchstäblich wahr. Es besteht nämlich in Augsburg die polizeiliche Verordnung, daß während des Sommers keine Schweine innerhalb der Stadt gehalten werden dürfen, weshalb die Zügler dieses Geflügels genöthigt sind, Ställe außerhalb der Mauern zu halten. — Fragt ein Fremder wegen der großen Sammlung dieser Ställe an einem Orte, so erwiedert ihm der Lohndiener: das sind die katholischen und das die protestantischen Schweinställe!"

5. An Frau A. P.

Freiheit! Freiheit!
Das iſt der alte ew'ge Klang,
Der durch die Weltgeſchichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer ſchönern Zukunft ſingt.

Freiheit! Freiheit
Von alter Vorurtheile Macht,
Von Lehr- und von Gewiſſenszwang,
Von jeder Willkür Uebermacht,
Von Anmaßung, und Stand und Rang!

Freiheit! Freiheit
Für jede edle Geiſteskraft
Mit Rath und That, mit Wort und Hand,
Für jede Kunſt und Wiſſenſchaft,
Für Volksgedeihn und Vaterland!

Freiheit! Freiheit!
Ich ſing' es hell und ruf' es laut,
Es halle fort von Ort zu Ort,
Es ſei des Kindes erſter Laut,
Es ſei des Greiſes letztes Wort!

Freiheit! Freiheit!
Willkommen, alter ew'ger Klang,
Der durch die Weltgeſchichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer ſchön'ren Zukunft ſingt!

45. National-Hymne.

Mel. zwischen Bem und Kommotau

O lateinischer Anklang,
Wirst du denn nie auf Erden
Wenigstens im uns einmal
Im todten Sprache werden?
.: Heißassa, heyssassa!
Im todten Sprache werden? :.

Dreizehn Jahre muß Latein
Der junge Michel treiben!
Und er soll sein Lebelang
Doch nur ein Michel bleiben;
.: Heißassa, heyssassa!
Doch nur ein Michel bleiben. :.

Wer ein Staatsamt haben will,
Der muß Latein erst sprechen.
Seine Muttersprache mag
Er immer radebrechen,
.: Heißassa, eyssassa!
Er immer radebrechen. :.

Von lateinischen Brocken stinkt
Gerichtsamt und Verwaltung,
Kauderwälsch ist jede Schrift
Und jede Unterhaltung.
.: Heißassa, heyssassa!
Und jede Unterhaltung. :.

Und die Katholiken gar
Zu Gott lateiniſch flehen.
Und das ſoll dann Gott verſtehn,
Was ſie ſelbſt nicht verſtehen.
:,Heißaſſa, heyſaſſa!
Was ſie ſelbſt nicht verſtehen :.

Hätten ſich die Römer wol
Dereinſt emancipieret.
Wenn ſie das Hebräiſche ſo
Wie wir's Latein ſtudieret.
,: Heißaſſa, heyſaſſa!
Wie wir's Latein ſtudieret. :,

Endlich muſſt du, Firlefanz,
Dich wol zum Teufel trollen.
Daß wir lernen was wir ſind
Und was wir werden ſollen.
,: Heißaſſa, heyſaſſa!
Und was wir werden ſollen. :,

Den Perückenmachern war
Die Neuzeit nicht gewogen —
Und ſo geh's in Deutſchland bald
Auch allen Philologen!
,: Heißaſſa, heyſaſſa! :,
Auch allen Philologen! :,

7. Schöne Aussichten.

Mel. Vivat, es lebe das preußische Heer.

Das Pulver hast erfunden du
Und auch die Druckerei,
Vor Anno dreizehn machtest du
Ein feine Zeitung frei.
O deutsche Nation,
Was ward dafür dein Lohn?
Man viel, gar viel! Der deutsche Bund
Verhieß dir Preßfreiheit. :,

Nennt je der deutsche Bund in Noth,
So nimm das Schwert zur Hand,
Schlag dankbar deine Feinde todt!
Es gilt für's Vaterland.
O deutsche Nation,
Denk an den alten Lohn!
Denk dran, denk dran! Der deutsche Bund,
Verhieß dir Preßfreiheit. :,

Ja' dann erlaubt die Polizei,
Daß du von Freiheit singst,
Auf Deutschlands Einheit nebenbei
Auch wol ein Hoch ausbringst.
O deutsche Nation,
Dein harrt noch größrer Lohn:
Der deutsche Bund verheißet dir
Aufs Neue Preßfreiheit. :,

8. Michels Abendlied.

Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist; ach! daß du kalt oder warm wärest
Offenbarung Johannis 3, 15.

Mel. Jetzt schwenken wir den Hut.

Ich bin ein freier Mann,
Nie sieht die Furcht mich an.
Für Fortschritt nehm' ich stets Partei,
Ich denke, red' und handle frei
Aber,
Mit Polizei Erlaubniß.
Erlaubniß

Ich habe Kraft und Muth,
Zu opfern Gut und Blut:
Ich gebe Geld, ich opfre Geld
Für die Verfolgten aller Welt
Aber,
Wenn's nur nicht ist verboten,
verboten.

Ich bin beseelt zumal
Für das was liberal.
Zu Dankadressen nah' und fern
Geb' ich auch meinen Namen gern —
Aber,
Wenn's nur nicht ist gefährlich,
gefährlich.

Ich bin ganz rücksichtslos,
Ich werde furios,
Ich schimpf' und fluch' auf Tyrannei,
Censur, geheime Polizei —
Aber,
Wenn niemand ist zugegen,
zugegen.

Zur Erinnerung an Friedrich Pogge auf Bierstorff.

(Vom Dr. E. Schnelle auf Buchholz.)

Das war ein tüchtiger Mann, der Fritz Pogge, dessen Bild unser diesjähriges Volksbuch bringt. Wir sehen zwar kein Band in seinem Knopfloch, kein Kreuz und keinen Stern auf seiner Brust, auch ist er schlechtweg nur Fritz Pogge ohne Titel und Staatsamt — und doch hat dieser Mann nicht in Mecklenburg allein, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus eines Ansehens und einer Liebe genossen, deren sich nicht blos in unserer Zeit, sondern überhaupt wenige Mecklenburger rühmen können.

Aber wodurch war denn Pogge der populärste Mann im Lande geworden? — Durch seinen gesunden Menschenverstand, vor dem kein Vorurtheil Bestand hatte und der sich kein X für ein U machen ließ; durch sein Herz, welches jeden Druck und jede Ungerechtigkeit, die seinen Nebenmenschen widerfuhr, mit empfand; durch die Macht seines Willens, der von dem einmal für recht und zweckmäßig Erkannten

nicht wieder abließ und nicht wich und wankte, bis er ſein Ziel erreicht.

Fritz Pogge war ein ächter Meklenburger, ein Meklenburger durch und durch, und doch vergaß er keinen Augenblick, daß er ein Deutſcher ſei. So mußte er wohl der volksthümlichſte Mann werden, den Meklenburg ſeit langer Zeit gehabt. In ihm waren alle Eigenſchaften, welche den Meklenburger gerade zu dem machen, was er iſt, in höchſter Blüthe und in ſchönſter Harmonie vorhanden. Sinnig und launig, gemein und niederträchtig, wie unſer Bauer das nennt, praktiſch und doch ſchwärmend für ſeine Ideen, vor dem Entſchluſſe zaudernd, nach demſelben zähe, ein geborner Feind alles affectirten, gezierten und hochmüthigen Weſens, ſo war unſer Pogge. Merkwürdig war es, wie Theorie und Praxis in ihm völlig zuſammenfielen; was er für gut und zweckmäßig hielt, was ihm zu reformiren oder abzuſchaffen ſchien, das griff er ohne langes Bedenken und Beſinnen ſofort an, auch wenn der Sieg noch ſo zweifelhaft ſchien. „Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut's nicht, dem iſt Sünde," dieſer Bibelſpruch wäre die beſte Deviſe für ihn geweſen. Und er verzweifelte nie am Erfolge, er wußte immer die Sachen anzufaſſen, denn es trieb ihn unwiderſtehlich und unaufhörlich zur Verwirklichung ſeiner Ideen.

Seine Wirkſamkeit war eine dreifache und in jeder iſt er von großem und ſegensreichen Einfluß auf unſere Zuſtände geweſen. Er hat als Landwirth, als Landſtand und als

Freund der geringeren Landleute Epoche gemacht, und Mecklenburg verdankt ihm sehr Vieles von dem, was es in diesen Beziehungen Gutes hat und Gutes noch hoffen darf.

Betrachten wir nun zunächst seine landwirthschaftliche Wirksamkeit.

Es ist allgemein anerkannt, daß erst in den letzten 30 Jahren eine allgemeine und nachhaltige landwirthschaftliche Industrie in Mecklenburg sichtbar geworden ist. Was früher für diese Industrie geschah, waren vereinzelte Bestrebungen, die um so weniger Nachahmung fanden, als sie häufig mit dem Ruin oder doch mit Verlüsten der Unternehmer endeten. Pogge's heller praktischer Verstand aber wußte das Richtige aus jenen verunglückten Bestrebungen herauszufinden und mit der Energie, die ihm eigen, das für richtig Erkannte auf die zutreffendste Weise auszuführen. Zunächst hinsichtlich der Schafzucht. Rückkehrend von einer im Jahr 1814 nach Holland und England unternommenen Reise, sah er die auf wunderbare Weise dem Schlachtmesser entronnene echte Merinoheerde des Baron Grote. Dieselbe war vom Kaiser Napoleon in das ehemalige Königreich Westphalen zur Hebung der dortigen Schafzucht geschickt, aber im Kriegsgetümmel schon auf dem Wege ins Lager gewesen, um dort zu Kochstücken zerhauen und verspeist zu werden. Pogge sah diese Heerde mit dem Blicke des Land- und Volkswirthes. Er erkannte sogleich, welcher Vortheil dem Lande erwachsen müsse, wenn es statt seiner Schmierschafe echte Merino's besitze, und wußte,

nach Hause zurückgekehrt, auch seinen Bruder für die Idee, einen Stamm echter Merinos in Roggow aufzustellen, so einzunehmen, daß der Vater dem Drängen der beiden Söhne nicht widerstehen konnte. Es wurden also zwei Böcke (unter ihnen der für die mecklenburgische Schafzucht so bedeutend gewordene Napoleon) aus der Heerde des Baron Grote und eine Heerde von Merinoschafen aus der fürstlich Lichnowsky'schen Stammschäferei gekauft. Diese Stammheerde ist es, die für den Nationalwohlstand Mecklenburgs von unermeßlichen Folgen gewesen. Aehnlich war freilich schon früher der Oberjägermeister von Moltke auf die Hebung der mecklenburgischen Schafzucht bedacht gewesen, aber leider nahmen alle Unternehmungen dieses trefflichen Mannes durch Mißgeschick, Ungunst der Menschen und der Verhältnisse, vielleicht auch noch aus andern Gründen ein trauriges Ende, und auch seine Stammheerde von Merinoschafen ging gänzlich zu Grunde. So ist also Pogge als der Gründer der edlen Schafzucht in Mecklenburg zu betrachten, und wenn auch sein noch lebender jüngerer Bruder in der Folge mit besonderer Vorliebe für dieselbe gewirkt hat, so hat jener doch in dieser Sache den ersten nachhaltigen Impuls gegeben.

Gleiches, wenn nicht noch größeres Verdienst hat sich Pogge um die Pferdezucht erworben. Er heißt davon der Pferde-Pogge. In diesem Zweige unterstützte ihn vorzüglich der leider zu früh verstorbene Baron von Biel, mit welchem er gemeinsam und fast in Allem von gleichen Ansichten aus-

gehend, das Ziel der möglichsten Vervollkommnung unserer Pferdezucht verfolgte. Pogge war selbst ein tüchtiger Reiter und ein Liebhaber von Pferden. Den ersten Grund zu seiner hohen Kennerschaft in dieser Hinsicht legte er dadurch, daß er seinem Vater 1813 bei Lieferung der Pferde für das Walmoden'sche Corps assistirte. Auch die Pferderennen in Mecklenburg verdanken Pogge's und Biel's vereinten Bemühungen ihr Entstehen, und wenn auch ältere Landleute das „alte, echt mecklenburgische Pferd", welches bereits fast ganz verdrängt ist, immer noch sehr zu preisen pflegen, so wissen wir doch alle, daß Mecklenburgs Pferdezucht zur Zeit auf einem Standpunkte steht, der den Neid des Auslandes erregt und daß jetzt weit höhere Summen für Pferde ins Land kommen als vordem.

Rapsbau, Mergeln, Rieselung der Wiesen, Hebung der Viehzucht in allen ihren Zweigen, das sind vier andere Betriebe, die hauptsächlich durch Pogge's Bemühungen und Vorbild in Mecklenburg heimisch geworden sind und durch diese Betriebe hat das Land Millionen gewonnen.

Besonders aber wirkte Pogge für unsere Landwirthschaft im Allgemeinen dadurch ganz außerordentlich viel, daß er, obschon die Ueberlieferung und die Erfahrungen der Alten in Ehren haltend, doch mit regstem Sinn allem Neuen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dabei prüfte er denn freilich mit der Bedächtigkeit der Alten, führte aber aus mit der Energie des Jünglings. Das Wohl seines Gewerbes und das damit

so wesentlich zusammenhängende Wohl des Landes immer im Auge haltend, hat er ökonomischen Versuchen sehr viel Zeit und Geld geopfert; freimüthig theilte er die gewonnenen Resultate mit, denn ferne war ihm jene Eitelkeit, die nur der günstigen erwähnt, die ungünstigen aber verschweigt oder bemäntelt.

Als einer unserer renommirtesten Landwirthe kam er denn auch bald mit den bedeutendsten Landwirthen Deutschlands und des Auslandes in Verbindung und durch den Besuch der Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe mit den meisten derselben auch in persönliche Berührung. Wie ihm selbst diese Verbindungen eine große Anregung gaben, so wurde diese Anregung ferner fruchtbar, indem er sie Andern mittheilte.

So wirkte Pogge nicht bloß durch positive Verbesserungen für unsere Landwirthschaft, sondern noch mehr durch den Eifer, den er für diese Kunst bei seinen Gewerbsgenossen zu wecken wußte. Besondere Erwähnung verdienen hier noch seine Verdienste um die Vervollkommnung unserer ökonomischen Werkzeuge und um eine zweckmäßigere und wohlfeilere Ausführung der ländlichen Arbeiten. Wer den Eigensinn und Schlendrian unserer älteren Landleute kennt, der wird die Schwierigkeiten ermessen können, die sich der Einführung z. B. von Säemaschinen und von anderen als den bisher üblichen Ackerwerkzeugen entgegenstellten. Durch sein Wort und Beispiel haben jedoch alle die Verbesserungen, welche

der landwirthschaftliche Betrieb in den letzten dreißig Jahren erfahren, einen schnellen und allgemeinen Eingang bei uns gefunden und die Geschichte der meklenburgischen Landwirthschaft wird es ihm also nachzurühmen haben, daß er vorzüglich eine neue bessere Zeit für das ganze ländliche Gewerbe herbeigeführt hat. —

Pegge's landständische Wirksamkeit war aber nicht minder bedeutend und folgenreich. Zufällig und unabsichtlich auf seine landständischen Rechte und Pflichten aufmerksam gemacht, wurde er von Stund' an der eifrigste Landstand. Er wurde nämlich durch ein Mitglied des sogenannten eingebornen Adels einer speciellen Abstimmung halber, zum Landtag gerufen; dieser Besuch des Landtages veranlaßte ihn, weiter über seine landständischen Obliegenheiten nachzudenken und nachzuforschen und so wurde er nicht allein seitdem ein eifriger Landstand, sondern es kann auch die seit jenem Besuch und namentlich seit 1838 so sehr gestiegene Zahl der Landtagsbesucher größtentheils auf Rechnung jenes einen Besuches geschrieben werden. Wie mußte aber Pegge's unbefangener, vorurtheilsfreier Sinn durch unsere landtägigen und landständischen Verhältnisse verletzt werden! Er spricht sich darüber in seiner klaren, einfachen Sprache in einem Aufsatze im freimüthigen Abendblatt aus. Pegge hat nun in dieser Beziehung das große Verdienst, nach 10 Jahren zuerst wieder thätig die Gleichstellung der bürgerlichen Gutsbesitzer mit den adligen versucht zu haben. Allerdings hatte schon Mancher vor

ihm das Demüthigende in der politiſchen Stellung der bürgerlichen Gutsbeſitzer tief empfunden; allerdings hatte auch ſchon Manchem ſein politiſches Gewiſſen geſagt, daß einem ſolchen Zuſtande ein Ende gemacht werden müſſe, — Niemand aber hatte geglaubt, daß in dieſer Sache irgend ein Erfolg zu erreichen ſei und ſo hatte die Scheu vor einem vermeintlich vergeblichen Unternehmen, Jeden von Dem zurückgehalten, was doch ſeine Pflicht war. Doch das war nicht Pogge's Art: er konnte bei der Erkenntniß von der unverrücklichen Gleichheit aller Mitglieder der Ritterſchaft, nicht die Hände müßig in den Schoß legen; auch ſah er bald, daß die Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen keine ſo träge und theilnahmloſe Maſſe ſei, als man bis dahin annahm. Da er nun auch der Ueberzeugung lebte, daß nur dann ein nachhaltiger Fortſchritt in Meklenburg möglich ſei, wenn den bürgerlichen Gutsbeſitzern ihre verfaſſungsmäßige Bedeutung und ſo mindeſtens die Möglichkeit gegeben werde, daß auch das liberale Princip unter den Ständen Meklenburgs ſeine Vertretung finde, — ſo griff er denn muthig zum Werke. Früchte hat er von dieſen Beſtrebungen nicht geſehen, aber er hat das Samenkorn, das er legte, doch noch keimen und an das Tageslicht treten ſehen. Seine Verdienſte in dieſer Beziehung ſind übrigens bedeutender als es ſcheinen mag. Seine allgemeine Popularität kam ihm auch hiebei zu Statten: ſeiner Aufforderung widerſtand kein bürgerlicher Gutsbeſitzer und was unſer Pogge wollte, das wollten ſie alle.

Mögen denn die bürgerlichen Gutsbesitzer nie vergessen, was sie ihm schuldig sind und ihm dadurch danken, daß sie seine reine warme Humanität und seine Gesinnungstüchtigkeit sich anzueignen suchen.

Was war endlich Pogge als Freund der kleineren Landleute? Was hier zunächst seine Stellung als Guts- und Dienstherr betrifft, so hielt er das Verhältniß zwischen Herrn und Untergebenen nicht für ein „patriarchalisches" in der Art, daß der Herr die Sonne, um welchen sich der Untergebene in willenloser Unselbstständigkeit zu drehen hat. Eine solche Gesinnung war ferne von ihm; er betrachtete sich auch als den Vater seiner Untergebenen, diese selbst aber (und darin liegt der Unterschied von anderen Liebhabern der Patriarchie) nicht als Kinder, sondern als Mündige, die zu immer größerer Selbstständigkeit zu führen seien. Eine solche Behandlung, welche seine Selbstständigkeit respectirt, erkennt aber der so oft geschmähete gemeine Mann stets mit größtem Danke an, und so war Pogge von allen seinen Leuten geliebt und konnte sich mehr auf sie verlassen als Andere, die immer um ihr Herrnansehen in Sorgen sind, oder in übelverstandener Humanität ihre Leute durch unzeitige Nachsicht, durch Gnade oder durch eine verschwenderische Freigebigkeit an sich zu fesseln suchen, sie aber in Wahrheit nur verderben und zu Heuchlern machen.

Das Wohl der arbeitenden Classe war überhaupt der stete Gegenstand seiner Bemühungen. Das hat er durch

Wort und That bewährt und keine Gelegenheit hiezu unbenutzt gelassen. In jeder Bauernversammlung, wie fast auch in jeder Versammlung des patriotischen Vereins, brachte er einzelne das leibliche oder geistige Wohl der untern Classen berührende Puncte in Anregung. Leutselig verkehrte er mit jedem Arbeiter, der ihm in den Wurf kam, und keiner verließ ihn, ohne einen mehr oder weniger bedeutenden Eindruck davon zu tragen.

Selbst auf seinen Reisen hielt er häufig an, unterhielt sich mit den Arbeitern und Hirten und immer fand er Gelegenheit, beiläufig und ganz mit dem Anschein der Absichtslosigkeit ein gutes Wort fallen zu lassen. War das gelungen, so freute sich Pogge herzlich des ausgestreueten guten Samenkorns, ließ sich aber, bekannt mit dem Mißtrauen des gemeinen Manns, niemals verleiten, einen moralisirenden oder predigenden Ton anzunehmen, oder ein ermahnendes Wort anders zu sprechen, als wenn der Verlauf der Unterredung auf natürliche Weise ein solches herbeiführte.

Ein anderes, die schönsten Früchte verheißendes Samenkorn legte Pogge in dieser Beziehung durch die Bauernversammlungen, welche er ins Leben rief. Er hatte solche Versammlungen in anderen Theilen Deutschlands kennen gelernt und ruhte, von ihrem Nutzen und ihrer Ausführbarkeit überzeugt, nicht eher als bis die Veranstaltung einer Bauernversammlung im Teterow'schen Districte des Patriotischen Vereins beschlossen worden. Die Sache war neu und machte

großes Aufsehen; es wurden über Nutzen und Ausführbarkeit solcher Bauernversammlungen die entgegenstehendsten Ansichten laut; zwei Jahre vergingen, ehe ein zweiter District (Warin) sich entschloß, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Unterdeß war aber Pogge schon weiter gegangen; kaum hatte nämlich die Idee, daß Bauernversammlungen aus einem bestimmten kleineren Kreise denn doch ihr Gutes haben möchten, sich einigen Eingang verschafft, als er auch alsbald mit der Absicht hervortrat, eine allgemeine meklenburgische Bauernversammlung zu veranstalten. Das schlug zündend ein und so wie sich nun die Freunde des Fortschritts eng um Pogge schaarten, so wurde die Gegenpartei dadurch auch aufgestachelt zum letzten Kampf. Mit dem vornehmen Lächeln und dem mitleidigen Achselzucken, mit welchem man die Bauernversammlungen in den Districten Teterow und Warin hatte abfinden wollen, ließ sich jetzt die Sache nicht mehr zurückweisen: es mußte ernstlicher gekämpft werden. Man bot also so ziemlich alle Arten von Mitteln auf, um die Sache zu bekämpfen; man versuchte die Behörden einzuschüchtern und schickte nach dem Princip, die Parteien zu verwirren, Leute von liberaler Färbung gegen den Feind, hauptsächlich aber bekämpfte man denselben mit dem groben Geschütz der so beliebten Theorie der Unreife.

Danach war denn der Bauer für Bauernversammlungen nicht reif; er war nicht fähig dazu, sich über das zu besprechen, was er täglich unter Händen und vor Augen hatte;

ja, er war ein „elender Waldſtamm", auf den man ein „Edelreis" ſetzen wollte u. dgl. m. Solcherlei Redensarten wagte man noch, nachdem doch bereits drei Bauernverſammlungen in den Diſtricten Teterow und Waren ſehr glänzende Reſultate gegeben hatten; ja man ſah ſolche Waffen von Leuten brauchen, die gewiß in dem guten Glauben leben, zu den Männern des Fortſchritts zu gehören und demſelben allen Ernſtes zu huldigen gemeint ſind.

Dies Kämpfen gegen eine allgemeine Bauernverſammlung hatte denn doch manchen denſelben ungünſtigen Erfolg gehabt; die Behörden mochten mit der Sache nichts zu thun haben und zu der Hauptverſammlung des patriotiſchen Vereins, in welcher die Sache ein moraliſches Gewicht dadurch erhalten ſollte, daß aus den Mitteln jenes Vereins eine Summe für die Koſten der allgemeinen Bauernverſammlung ausgeſetzt wurde, — zu dieſer Hauptverſammlung waren recht viele Gegner der Emancipation des Bauernſtandes entſandt. Da hörte man denn die gedachte Theorie der Unreife in recht vielen Variationen durchführen, und es fehlte zugleich keineswegs an frommen Wünſchen für eine Hebung des Bauernſtandes in anderer Weiſe. Fragte man freilich, wie dieſe zu realiſiren ſeien, ſo fehlte die Antwort und eben ſo wenig war ein Beſcheid zu erlangen, wenn man forſchte, wie es denn anzuſtellen ſei, um die Bauern für allgemeine Bauernverſammlungen reif zu machen, falls ſie wirklich zur Zeit für dieſelben noch unreif wären.

So war denn wohl ein heißer Kampf zu erwarten, — aber er entstand gleichwohl nicht. Das landesväterliche Auge des Fürsten hatte nämlich Zweck und Nutzen der Bauernversammlungen richtig gewürdigt und es war nicht bloß eine bestimmte Summe für die Kosten derselben ausgeworfen, sondern es waren auch die Behörden angewiesen worden, die Bauernversammlungen thunlichst zu unterstützen. Davor war denn manche Stimme verstummt und die sich dennoch erhebenden, immer noch genug, um eine Betheiligung des patriotischen Vereins zu hintertreiben, — diese wußte Pogge dadurch zu beseitigen, daß er den Gedanken festhielt: über den Nutzen der Bauernversammlungen im Allgemeinen sei kein Streit (dies hatten nämlich die Gegner solcher Versammlungen unvorsichtiger Weise zugegeben), Jeder wolle ja auch eine Hebung des Bauernstandes, nur dieser auf diese, jener auf jene Weise. Streit sei also nur darüber, ob der mecklenburgische Bauer für allgemeine Bauernversammlungen reif sei und Mancher möge auch wohl nebenher noch die Verantwortlichkeit für eine neue Maßregel, deren Erfolg im vorliegenden Falle zweifelhaft sei, nicht übernehmen; sei man so in der Hauptsache einig, so erbiete er sich nun, die Verantwortlichkeit wegen der Bauernversammlungen zu übernehmen, — er sei zu fest von ihrem Nutzen überzeugt, — über Nebendinge möge man nicht streiten und es möge ihm also nur jeder, der es aufrichtig meine mit der Hebung des Bauernstandes, mit Rath und That an die Hand gehen; er werde

es ebenso machen, wenn späterhin etwa Andere für denselben Zweck auf andere Weise wirken wollten; das nahe Gute dürfe nicht über das Bessere versäumt werden, welches noch in weiter Ferne liege; Verbesserung der ländlichen Schulen sei allerdings ein wichtiger Gegenstand, da aber Niemand einen Weg anzugeben wisse, wie dieselbe zu erreichen, so möge man sich doch durch die Wünsche für diesen Weg zum gemeinsamen Ziele, nicht vom Handeln für den seinigen abhalten lassen.

Es wurden auch hiegegen wohl noch viele Stimmen laut, aber es fehlte doch dem Widerspruch der gehörige Nachdruck, und so bewilligte der patriotische Verein denn eine bestimmte Summe für die Kosten einer allgemeinen Bauernversammlung. Pogge hatte gesiegt.

Einer solchen Versammlung hat der Verewigte nun noch als Leiter beigewohnt; kurz vor der zweiten überfiel ihn aber die tödtliche Krankheit und machte, daß dieselbe erst im folgenden Jahre 1814 gehalten wurde. Die Stimmen gegen solche Versammlungen sind aber jetzt schon durch die Gewalt innerer Gründe eben so stumm geworden, als nach Gottes Rathschluß die Stimme dessen, der sie ins Leben rief. Bereits hat jeder verständige Freund seines Landes die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese Bauernversammlungen ein mächtiger Hebel zur Hebung des Bauernstandes und zur Annäherung der verschiedenen Classen und Stände sein werden. Allgemein wird diese Ansicht bei uns freilich

wohl ſobald noch nicht werden, denn wir ſind in Meklenburg noch gar vielfach mit unſerem Blick zu ſehr auf denjenigen Kreis beſchränkt, in welchem wir uns zunächſt bewegen; der ſogenannte Höhere vermag kaum anders als herablaſſend mit dem Niederen zu verkehren und daraus iſt eine häßliche Scheidewand zwiſchen den verſchiedenen Geburts- und Berufsſtänden empergewachſen. Dieſe Scheidewand verhindert die gegenſeitige Bekanntſchaft und Achtung unſerer Ständeclaſſen. So beſitzt unſer Bauer im Durchſchnitt ſo viel echte praktiſche Lebensweisheit, die wohlhabenderen in der Regel ſo viel praktiſche, von jeder Pedanterie entfernte Kenntniß ſeines Gewerbes, daß wahrlich der Vortheil der Bauernverſammlungen nicht bloß auf Seiten der Bauern ſein wird. Und lernte auch wirklich die höhere Claſſe durch dieſelben nichts Anderes als Demuthſeligkeit, ſo würde das ſchon ein großer Gewinn ſein. Laßt es Euch geſagt ſein, Ihr vornehmen Herren: Ein Landwirth iſt wirklich dadurch nicht ſchlechter, daß er etwa nur 6 ſtatt 10 Laſt Ausſaat zu bewirthſchaften hat, und wer ſich bei ſelbſt gebrauetem oder doch inländiſchem Bier des Lebens freut, iſt darum kein ſchlechterer Mann als einer, der nur „Rappobier“ gut genug hält, um dabei froh zu ſein. Wir klagen alle über das Mißtrauen der Bauern, aber ehe die höheren Stände nicht von der Zurückhaltung oder gar Herablaſſung nachlaſſen, mit der ſie den Bauern begegnen, ehe ſie ſich nicht mehr Mühe geben, denſelben kennen zu lernen, wird dies Mißtrauen nicht

schwinden und werden alle die Uebelstände nicht aufhören, welche daraus, und wahrlich nicht bloß für den Bauernstand allein entstanden sind, daß er bisher in einem fast ganz isolirten Zustande lebte.

Die Bauernversammlungen haben nun eine herrliche Anregung gegeben, diesen Zustand der Absperrung aufzuheben und es ist gewiß sehr befriedigend, zu sehen, wie sehr die Bauern jedes Entgegenkommen anzuerkennen wissen, welches aus reiner Humanität hervorgeht; ja es hat wohl auf Viele eines tiefen Eindrucks nicht verfehlt, daß die in den Bauernversammlungen erhaltene Anregung bei sehr vielen würdigen Bauern den Vorsatz hervorgerufen hat, recht eifrig bei ihren Kindern für das zu sorgen, was ihnen selbst nicht zu Theil geworden, — einen guten Schulunterricht. Wenn thatsächlich solche Vorsätze in Folge der Bauernversammlungen bei den Bauern entstanden sind, so kann gewiß auch der besonnenste, ruhigste Beurtheiler, die schönsten Resultate von denselben erwarten.

Der Bauer ist ein zu wesentliches Mittelglied zwischen den höheren Ständen und den eigentlichen Tagelöhnern, als daß man ihn länger unberücksichtigt lassen oder doch nur so obenhin beachten dürfe. Anzuerkennen ist es freilich, daß unsere Regierung *) seit mehr als hundert Jahren ihre be-

*) Die Regierung verdient das Lob, welches Sie derselben hier zollen, doch nur hinsichtlich der Domanialbauern, denn die ritterschaft-

sondere Sorgfalt diesem Stande gewidmet hat, — aber wie alle solche von oben herabkommende Bestrebungen zunächst nur äußere Resultate hervorrufen, so ist es auch hier gewesen: der Bauernstand ist durch diese Sorgfalt zunächst nur äußerlich gehoben, dadurch aber freilich nun bereits empfänglich für solche Einwirkungen, welche darauf berechnet sind, ihn auch innerlich zu veredeln, ihm Selbstvertrauen und die richtige Würdigung seiner Stellung zu geben. Pegge's scharfes Auge erkannte nun, daß unser Bauer schon in solcher Verfassung sei und die Bauernversammlungen waren gewiß das zweckmäßigste Mittel, um diesen Zustand zur Blüthe und Frucht zu treiben.

Dank also, ewigen Dank dem Manne, dessen helles Auge das, was Noth that, erkannte, dessen großes Herz *)

lichen Bauern und so in quasi et quanto fast ganz der Willkühr unserer Ritter preis gegeben und der Staatskalender von 1819 hat noch circa 50 ritterschaftliche Bauern mehr als der heurige; — das kommt aber davon, wenn man von der Ritterschaft vertreten wird!

A. d. Herausgebers.

*) Pegge war nichts weniger als sentimental; aber als er auf der Debraner Versammlung der deutschen Landwirthe seine Begeisterung für die Idee der Bauernversammlungen aussprach, war er so ergriffen von seinem Gegenstande, daß er seine Rührung nicht bemeistern konnte. Eine solche Thräne ist werthvoller als der köstlichste Diamant, der in der Krone eines morgen- oder abendländischen Herrschers funkelt.

höher schlug bei dem Gedanken, eine ganze, bis dahin wenig beachtete Classe von Mitmenschen auf den Weg der Bildung und des Fortschritts zu führen.

Wenn wir nun auf diese großartige Wirksamkeit eines schlichten Privatmanns zurückblicken, so erscheint uns das Beamtenthum mit seinen bebänderten und betitelten Söldlingen in einem höchst impotenten Zustande. Ja, wenn wir nur in allen Classen Pogge's hätten, wir würden gewiß nicht mehr bei jeder Gelegenheit sagen: Das muß der Staat thun, dafür muß der Staat sorgen, — sondern wir würden inne werden, daß das Gemeinwohl vielmehr wesentlich auf dem Gemeinsinn der Staatsbürger beruht und daß wir selbst mit anfassen müssen, wenn es besser werden soll, — dazu möge denn uns alle diese Erinnerung an den theuren Todten führen.

Ich kann es mir nicht versagen, neben diesem Abriß von der Wirksamkeit Pogge's, wie sie äußerlich ins Leben trat, meinen Landsleuten auch noch ein Bild seines inneren Menschen zu geben, ein Bild, welches auch an sich und abgesehen von unserem theuren Freunde Jeden ansprechen wird. In der landwirthschaftlichen Literaturzeitung des Staasraths Fischer, Jahrgang 1843, Heft 12. findet sich nämlich von dem genannten Herausgeber nachstehender Nekroleg unseres Pogge.

Dem Andenken dieses vortrefflichen Mannes in diesem Blatte einige freundliche Zeilen zu widmen, war dem Heraus-

geber ein von seinem Herzen gebotenes Anliegen. Welchem Mitgenossen der schönen Erinnerung an die heitern Tage des Zusammenlebens so vieler befreundeten Männer auf den Versammlungen der Landwirthe zu Doberan und Altenburg wäre der gemüthsheitere Pogge entgangen, der mit dem regsten Eifer für seinen Beruf ein so rein menschliches Herz zeigte, das in der Lebendigkeit seiner Gefühle so oft bewegt wurde, wo es sich von Aeußerungen liebevoller Theilnahme an rein menschlichen Interessen handelte.

Sehr am Herzen lag mir dabei die Sorge nicht bloß in Bezug auf sein äußeres Leben und Wirken, als Landwirth und Staatsbürger, sondern hauptsächlich auf sein inneres Leben, einen treuen Berichterstatter zu gewinnen. Ich erhielt einen solchen nach Wunsch in einem Correspondenten, von dessen eignen Worten eine Sylbe dem Publikum vorzuenthalten, ich für einen Verrath an der Gemüthlichkeit der Leser halten möchte. Ich thue es auf die Gefahr, daß eine solche buchstäbliche Veröffentlichung dieser Mittheilung sogar als ein unzarter Gebrauch eines hingegebenen unbefangenen Vertrauens gelten könnte, — ja auf die Gefahr, meine eigene Persönlichkeit dem Verdacht des Eitelkeitsgenusses auszusetzen. Aber ich appellire an das Gefühl meiner Leser, ob ich bei der in dieser Form gegebenen biographischen Mittheilung nicht von denselben eines größern Danks und Beifalls mich zu erfreuen habe, als wenn ich diese Darstellung

von der Feder des gewandteſten Redners und Schriftſtellers Teutſchlands hätte geben laſſen.

P. P.

„Indem ich Ew. Hochwohlgeboren den aufrichtigſten wärmſten Dank für die mir ausgeſprochene Theilnahme an meinem theuren, verklärten Mann und für das Mitgefühl mit meinem unerſetzlichen Verluſte verpflichte, bitte ich Sie, dieſen Aufſchub der Beantwortung Ihres geehrten Schreibens mit dem Umſtande entſchuldigen zu wollen, daß unſer bis glückſeliges Haus ſeit dreizehn Wochen Krankheit und Tod preisgegeben war, daß ich, vier Wochen nach ſeines Vaters Tode, einen hoffnungsvollen, reichbegabten Sohn von beinahe 25 Jahren verloren, und daß ich, bisher ſelbſt krank, phyſiſch wie moraliſch unfähig dazu war.

Sollte mein Schreiben für Ihre gütige Abſicht, meinem theuren Mann eine öffentliche Anerkennung verſchaffen zu wollen, bereits zu ſpät kommen, ſo dürfte es Ihnen vielleicht eine gewünſchte Genugthuung ſein, durch mich beſtätigt zu finden, was Ihnen, trotz der kurzen Bekanntſchaft, Scharfſinn und Beobachtung lehrten: daß er der Mann war, der mit Redlichkeit des Herzens ein hohes geiſtiges Streben verband, und deſſen kräftiger Wille, ſich ſeiner Mitwelt nützlich zu machen, nie Schwierigkeiten wich, ſondern durch ſie erſtarkte, und der dabei aller Ruhmſucht ferne war.

Die Veranlassung seines Todes ist offensichtlich die Altenburger Reise, die ihn geistig zu sehr erregte und anspornte, indeß sie ihn körperlich zu sehr ergriff und abspannte, zumal da er schon auf der Reise dorthin eine Rippe gebrochen hatte, und nun allen dadurch verursachten Schmerz heldenmüthig überwand, um das nicht zu versäumen, was seine ganze Seele erfüllte: Streben nach eigner Aufklärung und Beförderung des Gemeinwohls nach Kräften. Hierzu noch kam die von der Reise unzertrennliche Erhitzung und Erkältung und die damit verknüpften durchwachten Nächte. Er kam sehr angegriffen, aber mit kaum unterdrückter Lebhaftigkeit zurück, legte sich nach fünf Tagen, lag im Verlauf einer Woche im schrecklichsten Nervenfieber und in einem Monat — als Leiche.

Selbst sein Krankenlager war charakteristisch; so lange er Bewußtsein hatte, trug er sein Leiden mit einer gewissen anmuthigen Leichtigkeit und Launigkeit; als dasselbe schwand, hielten ihn seine reichen, blühenden Phantasien inmitten seines großen Wirkungskreises, und ließ ihm die wahrhaft furchtbare Krankheit lichte Momente, so trug er deren Schrecknisse mit männlicher Haltung und ruhiger Ergebenheit.

Einliegende Abschrift *) aus einem hiesigen öffentlichen Blatte lehrt Ew. Hochwohlgeboren die Hauptmomente seines öffentlichen und betriebsamen Lebens, indeß ich mir auf Ihr

*) Es ist dies die im Abendblatt von 1843 Nr. 1298 erschienene Biographie Pogge's

Verlangen eine Hinweiſung auf ſein inneres Leben erlaube, jedoch nur in ſchwachen Umriſſen, aus dem einfachen Grunde, daß mein Gemüth und mein Herz ihn nur im Stillen zu würdigen gewohnt waren, und ich dem, was mein ganzes Glück ausmachte und mein eigenſtes Weſen erfüllte, ein Wort lieh.

Eine Wahrheit muß ich zuerſt feſtſtellen: daß er Alles, was er war, durch ſich ſelbſt war, oder beſſer noch: daß er ſeines Seins Elemente, die der Himmel ihm ſo herrlich verliehen, allein, ohne irgend eine Beihülfe auf ſeine Weiſe formte und ausarbeitete, mit Hülfe des Gedankens, ſeines Vaters würdig zu werden, den er bis zu ſeines Lebens Ende kindlich verehrte, und deſſen Vorzüglichkeit er verſtand und hochſchätzte. Da war nichts Angelerntes, nichts Eingeimpftes, Alles in ihm war reine Originalität. Schulbildung hat er nie beſeſſen, ſyſtematiſches Wiſſen nie ſich angeeignet, verfeinernden, bildenden Umgang in ſeinen jüngern Jahren nie viel genoſſen, und ſo erklärt ſich die verhältnißmäßige Abſchleifung ſeines äußern Weſens, ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, ſein leichter Umgangston, ſeines Herzens und Geiſtes Bildung nur allein durch ein ihm inwohnendes natürliches Zartgefühl, eine ſchnelle Beobachtungsgabe, einen raſchen, auffaſſenden Sinn, ſowohl für das Lächerliche, als für das Werthvolle und Anmuthige, eine Empfänglichkeit für alles Große, und durch das Genie, den Erfolg einer Sache ſtets von dem Willen dazu zu trennen, woran ſo

Mancher ſcheitert, was alles Zuthaten ſind, um den Mann auf den Standpunkt zu heben, den er einnahm im Weltverkehr. Dabei war er von großer Herzensgüte, geſellig und gemüthlich, und ewig heiter und unverzagt, ohne viel Klage im Mißgeſchick; voller Duldung, Nachſicht und Wohlwollen gegen Menſchen, und überhaupt gegen alle Gottesgeſchöpfe; man durfte, unbedauert von ihm, weder Thiere kränken noch Blumen pflücken; ſtets hatten wir einen Hund und eine Katze im Zimmer, die er mit dem Rockſchoße ſchlug, wenn ſie der Züchtigung bedurften. Den Fliegen öffnete er Thür und Thor, weil ihm deren Umſchwärmen gemüthlich war; jedem Uebelſtande der Jahreszeit gewann er, Poeten gleich, die beſſere Seite ab. Seinen Kindern, deren wir ſechs beſaßen, war er der liebevollſte Vater, und vorzüglich hübſch ſein Umgang mit den drei erwachſenen, die er weiter ausbildete durch Unterhaltung und Beiſpiel und durch Vorſtellungen, wenn ſie irgendwie fehlten, wobei er indeß ſeine Autorität aufs Vollkommenſte bewahrte. Mit den drei Kleinen war er ganz Kind, er ſpielte und rang mit ihnen, und erlaubte ihnen die übertriebenſten Launen überſtürmiſch in ſeiner Gegenwart auszuführen, ſelbſt wenn er bei ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt war. Ueberhaupt war er, was er auch trieb, am liebſten im Kreiſe ſeiner Familie, und fand ſich nie geſtört durch ſie. Morgens ſtand er in der Regel früh auf, und ſchrieb und las; der Tag war ſeiner Außenwirthſchaft beſtimmt, wo er oft ſelbſt handthätlich verfuhr. Bei

seinen landwirthschaftlichen Anordnungen und Betriebnissen verrieth er eben so regen Sinn für das Schöne, wie für das Zweckmäßige; einen Beweis liefern drei durch ihn cultivirte Güter, bei deren Einrichtung er nicht das Angenehme über dem Nützlichen versäumte. Ueberhaupt sprach sich seine Vielseitigkeit im Großen wie im Kleinen entschieden aus. Den Abend, von der Theestunde an, widmete er wieder geistigen Arbeiten, denen er sich von Zeit zu Zeit mit derselben Leichtigkeit entzog, als er sie wieder begann, um sich mit den Erwachsenen zu unterhalten und die Kinder zu hätscheln; denn sein Familienkreis, in zwei Zimmern zerstreut, deren Thüren geöffnet waren, zusammt Hund und Katze — welche letztere, was auch eigenthümlich war, er nie liebkoſete, sondern nur duldete, und geduldet wissen wollte — war stets um ihn, und wurde durch ihn in keinem seiner Betriebe gehemmt, wenn dieser auch noch so geräuschvoll war. Er liebte geselligen, nachbarlichen Umgang, und trug zur allgemeinen Heiterkeit und Belebung jedes Kreises sehr viel bei durch seine fließende Mittheilsamkeit, durch die Anmuth seiner Laune — er neckte gern — die Frische seiner Darstellung, die Schärfe und Richtigkeit seiner Auffassung und durch die Anspruchslosigkeit seines Wesens. Ueberhaupt forderte er nie für sich, und gewährte Jedem, der es verlangte, so Vieles. Selbst Aussicht auf Ruhm konnte diese liebenswürdige Eigenthümlichkeit nicht schwächen, denn wie oft hat er bei Förderung gemeinnütziger Vortheile und Einrichtungen die Ehre

davon Andern überlassen, indeß ihm sein Werk und sein Bewußtsein genügten. Seine vielseitige Menschenkenntniß und deren oft nicht erfreulichen Resultate erregten sein Mitleid, nicht aber Verachtung der menschlichen Gesellschaft, und gaben wohl den Impuls zu seinem öffentlichen Leben und Wirken, zu deren Nutzen und Frommen. Er wurde auch, wie Jeder, der die häusliche Schwelle zu überschreiten wagt und weiter strebt, als die Gewöhnlichkeit gebietet, angefeindet; aber stets verschmähete er alle persönliche Rache, ausgenommen die eines treffenden Witzes; ebenso trennte er in Differenzen jeder Zeit die Sache von der Person. Der Umgang mit seinem uns nahe wohnenden Bruder, der ihm über Alles theuer war, und der mit ihm ein Ziel und ein Streben vor Augen hatte, aber nichts destoweniger oft mit ihm in freundschaftlichen Streit über die verschiedenen Wege zu diesem gemeinschaftlichen Ziele gerieth, machte ihn klarer in sich und anschaulicher für Andere. Adel und Bürgerthum im Conflict, gaben ihm seine öffentliche Bedeutung. Hier hörte er auf, einem Stande anzugehören, sondern er war nur Mensch mit dem Menschen, und diesem Grundsatze treu, verfocht er die Sache mit Nachdruck, die in göttlichen und menschlichen Gesetzen vertreten wird, diejenige, die sich auf Recht stützte. Hierbei nun entwickelte er alle seine herrlichen Fähigkeiten, und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Verfechtung seiner Sache, „des Menschen Sache an;“ fließende, malende Beredtsamkeit, sich auf Verstandes- und Wahrheits-

gründe ſtützend; ſchlagender Witz, heitere Ironie und Sarcasmus, wenn es nicht anders gehen wollte; aber nie ſeine Gutmüthigkeit ganz verleugnend, die das eigenſte Element ſeines Weſens war und aus allen ſeinen Handlungen hervorleuchtete. Beſiegte er einen Feind, ſo bot er die Hand zum Frieden; errang er Vortheile, ſo ſtand er bei wieder vorkommenden Anläſſen dazu freiwillig zurück, und griff man ihn an, ſo vertheidigte er Ehre und Namen mit Kraft und Nachdruck, aber verzieh, ohne ſich dieſer Güte bewußt zu ſein, die Abſicht, ihn beleidigen zu wollen; — jeden Federkrieg mied er, ſobald er perſönlich wurde. — Dieſe ſeine Anſpruchsloſigkeit für ſich ſelbſt, verbunden mit dem unerſchütterlichſten Humor, der Nachſicht und Duldung gegen Andere und der Schätzung fremden Verdienſtes, ohne den mindeſ. Neid, machten auch einen großen Theil ſeines Weſens an , verliehen ihm und dem Umgange mit ihm dieſe große Liebenswürdigkeit, und hielten, bis auf den geringſten Anflug, ein rauhes Tugendheldenthum von ihm ferne. Seine Lebensweiſe war höchſt einfach, in wie außer dem Hauſe, ſowohl aus Neigung wie aus Grundſatz; ebenſo ſeine Kleidung, worauf er wenig gab — eine Art Röcke, die nur er trug, und ſeine kurze Pfeife ſind faſt eben ſo bekannt wie er, — da ſie, nur den Bedürfniſſen angemeſſen, wenig der Mode und dem guten Geſchmacke entſprach. Seinem Fürſten war er der treueſte Unterthan und ſeinen Untergebenen der liebreichſte Herr. Fragen Ew. Hochwohlgeboren nach Fehlern?

ich weiß von keinem, wo er nicht zu gut war? — Dagegen vermöchte ich Ihnen noch Hunderte seiner liebenswürdigen Eigenschaften anzuvertrauen, die dieß wunderbare Gemisch von höchster Kraft und Milde, und seine Eigenthümlichkeit überhaupt noch näher beleuchten würden, wenn ich nicht begriffe, daß das eben Gesagte neben gedachter Abschrift Ihnen vollkommen genügend wäre zu dem beabsichtigten Entwurf, sei er für Sie, oder für die Oeffentlichkeit.

Das darf ich indeß nicht verhehlen, daß die großen landwirthschaftlichen Versammlungen seiner geistigen Richtung einen noch höhern Schwung gaben, wie sie auch sein Rednertalent mehr und mehr ausbildeten, wozu viel beigetragen zu haben, durch Ihre in Doberan gehaltenen Reden, die ihn wahrhaft in Ver- und Bewunderung gesetzt hatten, Ew. Hochwohlgeboren nicht verschmähen dürfen. Es betrübte ihn sehr, in Altenburg auf diesen gehofften Genuß vergeblich gerechnet zu haben, und dieß war vielleicht seine letzte irdische Betrübniß.

Da mir Ew. Hochwohlgeboren gütig gestehen, meinem theuren Manne eine freundliche Erinnerung aufbewahren zu wollen, so hoffe ich, sein Bild werde bei Ihnen eine dem gemäße Aufnahme finden, welches meinem Briefe anzuschließen, ich mir die Freiheit nehme. Ich wollte, daß ich so glücklich wäre, neben demselben auch seine gesammelten Schriften und Aufsätze zu besitzen, um Ihnen auch davon ein Exemplar überantworten zu können, aber dieß Sammeln ist

noch der Folgezeit vorbehalten und einer fleißigen, mühsamen Hand; denn die Ergebnisse seiner Feder sind seit Jahren schon zerstreut in den verschiedensten gemeinnützigen Blättern erschienen.

Ew. Hochwohlgeboren nochmals meines tiefsten Ergriffenseins und meiner Erkenntlichkeit für Ihre wohlwollende Absicht versichernd, wie wiederholt mein langes Stillschweigen entschuldigend, empfehle ich mich hochachtungsvoll Ew. Hochwohlgeboren

Zierstorff, den 31. December 1843.

ergebene

Auguste Pogge."

Wie hätte ich, fügt Fischer hinzu, das Grab des edlen Mannes mit einem schönern Blüthenkranz zieren können, als hier die zarteste Weiblichkeit in Zügen des heitersten Gemüthslebens und in den Farben der reinsten Wahrheit, gleich einem azurnen Cyanenkranz gewunden hat! — Wer zeiht mich der Uebertreibung, wenn ich in dieser Schilderung Deutschlands landwirthlichen Frauen eine Berufsgenossin darstelle, die in hoher geistiger und gemüthlicher Bildung wenigen der geistvollsten Frauen unseres Vaterlandes zurückstehen möchte?

Schwerin.

Ein Sommermährchen.

Motto:
Mir ſcheint darin mit Eig'nem ſchalten
Darf Jeder frei, — Laune zu walten.
v. Rumohr, Kynalopekomachi.

Caput I.

Im ſchönen Mai vier und vierzig war's,
Als die Sonne die Knospen ſprengte,
Und ich den Wamms und die Winterideen
In die Garderobe hängte.

Wie unter dieſem Himmelsſtrich
Dergleichen man wagen kann?
Ich hab's gewagt und fing damit
Auf eig'ne Hand den Frühling an.

Und wenn wir Deutſchen allzumal
Vereint etwas begönnen, —
Ich wüßte nichs, das hoch genug
Daß wir es nicht gewönnen.

Der Lenz iſt doch ein Teufelskerl,
Er bringt auch neue Moden,
Und für den Geſchäftsmann obendrein
Ganz wunderſame Perioden.

Perioden, die dem Trägen nah'n,
Lächelnd im rothen Feierkleid; —
Der orthodoxe Christ nennt sie
Die heil'ge saure Gurkenzeit.

Es ist diese saure Gurkenzeit
Eine Plage für die Leute,
Die morgen gern so fleißig sind
Wie sie gewesen heute.

Ich hätte mich selbst nicht halb so lieb,
Wenn ich so fleißig mich nennte. —
Nach geschehener Arbeit ergebe ich mich
Gerne dem dolce far niente.

Ich gebe dann mit Behaglichkeit
Audienzen meinen Gedanken,
Und lächle, fliegen sie leicht geschürzt
Ueber convenzionelle Schranken.

Ich denke dann an die Censur,
Den zweiten Samson der Presse; —
Zuweilen auch an Schöpsenfleisch
Das ich geschmort gern esse.

Ich lache dann, seh' ich stumme Leut',
Die begeistert reden könnten,
Ich weine über Hierarchie
Und päpstliche Superintendenten.

Ich lache über die Geistlichkeit
Der wir zu klug geworden,
Und über Censoren weine ich
Die unsre Gedanken morden.

Ich lache über den Zwiſt der Herr'n
Vom Bürger und Ritterblute,
Ueber Feudalismus weine ich
Und über das Fauſtrecht, das gute. —

Ich lache ob der trefflichen Brief'
Ueber Pietismus von Reinhardt,
Und weine über die Friemann'ſche
Und die Neudecker'ſche Weinkart'. —

Vor allen Dingen betrübt mich die
Miſſion nach außen und innen,
An der Inländer nichts verlier'n,
Ausländer nichts gewinnen.

Scheinheiligkeit und Frommelei
Das ſind Geſchwiſterkinder. —
Wir ſind ein friſches Menſchengeſchlecht
Und keine arme Sünder! —

Wir ſchlagen uns nicht an die Bruſt, —
Wir wollen der Freud' uns ergeben;
Wir wollen nicht unſer Fleiſch kaſtei'n, —
Wir wollen genießen und leben! —

Die Lebensluſt hoch und hoch der Genuß! —
Der Duckmäuſerei legt Zäume! —
Der Gott der Freude ſpricht deutlicher
Als Teterow'ſche Apfelbäume.

Mein religiöſer Standpunkt iſt
Ein and'rer als der von Jung Stilling. —
Die Poſt von Waren nach Schwerin
Koſtet zwei Thaler zwölf Schilling.

Caput II.

Der Schwager blies in trauriger Art
Eine luſtige Melodie; —
Dieſe Fahrpoſt iſt auf die Eiſenbahn
Die trefflichſte Parodie.

Der Wagen wühlte durch den Sand,
Beſah' mir die Reiſegenoſſen. —
Vor allen gefiel mir ein hübſches Kind
Mit Wangen ſo roth übergoſſen.

Gegenüber ein Landmann und rechts ein Geſicht,
Ich glaube, das kannte ich ſchon; —
Es reiſ't, irr ich nicht, als commis voyageur
In Sachen der innern Miſſion.

Das Geſicht, das hatte beiläufig auch
Eine Naſe mit großen Nüſtern,
Das Haar, das war geſcheitelt zwar
Aber die Augen ſehr lüſtern; —

Nicht lüſtern nach dem Himmelreich,
Sondern nach der gefüllten Flaſche,
Die über ſeinem Haupte hing
In der rechten Wagentaſche.

Auch wandte ſich der fromme Commis
Sehr bald an meine Schöne
Und ſprach von Harleß und Hengſtenberg
Und auch von „Brandt und Söhne;" —

Von Letzteren glaub' ich bezieht ſein Haus
Zur Stärkung die rothen Weine; —
Man kann im Wein auch ſelig ſein
Und nicht im Himmel alleine.

Ich fragte, wie die Geſchäfte geh'n?
„Ich mache in Frömmigkeit. —
So ſagte er — „am currenteſten
Iſt dieſer Artikel heut.“ —

Malchow iſt eine arme Stadt; —
Ich ſah ſie im Sonnenſcheine;
Sie iſt zur Mäßigkeit verdammt
Ohne Mäßigkeitsvereine.

Zwiſchen Malchow und Goldberg brüſtet ſich
Die Preſa breiter und länger;
Da wäre Platz zum Monument
Für Ludwig, den hehren Sänger.

Die Gegend iſt flach wie ein Geſicht
Auf dem geſchrieben ſehr wenig; —
Welch' ſchöner Platz zum Monument
Für Ludwig den Sänger-König! —

Goldberg beſitzt einen heilenden Quell
Vor dem mich der Himmel behüt'. —
Er empfiehlt ſich durch ſich ſelber nicht
Wohl aber durch Hofrath Dornblüth.

In Criwitz baut man Dreimännerwein,
Hab' nie davon genoſſen; —
Oh! daß er dem deutſchen Michel doch
Würde ins Maul gegoſſen!

Wie würde die Criwitzer Blume ihm
In der Naſenſpitze prickeln!
Was würde der verſchlafene Held
Für riſige Kräfte entwickeln! —

Es hielten drei Nationen ihn nicht
Viel weniger drei Männer: —
Der Criwitzer hat ein gut Bouquet
Zumal für Michelkenner.

Ach! wenn er doch ſeine Wunderkraft
Am deutſchen Michel bewährte!
„Criwitzer, könnteſt die Sonne ſein,
Die das einige Deutſchland verklärte!“

Wallfahrten würden wir sans culottes
Und auch sans gêne zu Dir;
Sind doch der Narren gezogen viel
Zum heiligen Rock nach Trier. —

Die erſte Morgendämmerung
Hatte vor Criwitz begonnen,
Und hinter Criwitz flammte es
Faſt wie ein Meer von Sonnen.

Und dieſe Sonne, voll Flammen und Glut,
Beſcheint ſo viele Leute,
Die dem Abſolutismus ohn' Weiteres
Fallen wie Gimpel zur Beute!

Die Sonnenſtrahlen ſind ohne Schuld,
Ich will nicht rechten mit ihnen,
Bricht ſich doch auch ihr glänzend Licht
Auf Galgen und Guillotinen.

Gott iſt gerecht, er läßt den Tag
In tauſend Tropfen funkeln; —
Ich möchte weinen, daß wir dupirt
So lange ſchon tappen im Dunkeln.

Das ſchöne Kind, mit Tages Nah'n,
Erwachte mit zartem Erröthen,
Sah andachtsvoll in das Morgenroth:
Und betete ohne zu beten.

Der fromme Commis mit der Flaſch' in der Hand
War in dem Herrn entſchlafen,
Doch zuckte er ſtets, wenn die Lichter des Tags
Die geſchloſſenen Augen trafen.

Der Landmann, ein Mitglied des patriotiſchen
Diſtrictvereins zu Röbel,
Der ſchlief als hätt' er Geſchichte gehört
Beim Herrn Profeſſor Loebell.

So fuhren wir, halb ſchlafend, halb wach,
In die Reſidenz des Fürſten,
Und in der Poſt ſchon verfehlte ich nicht
Mich zu ſäubern und zu bürſten.

Ich bürſtete mich, ich muß es geſteh'n,
Mit einem heimlichen Bangen,
Es könnt' Etwas von dem frommen Commis
Und der innern Miſſion an mir hangen.

Caput III.

Heſſanaah Schwerin! Sei mir gegrüßt!
Dein Ruhm ertöne heute!
Nicht fürch't ich, daß es für Ironie
Halten verſtändige Leute.

Sei mir gegrüßt Metropolis
Mit deinen zukünftigen Thürmen,
Und deinen Freiheitshelden, die
Mit der Fauſt in der Taſche ſtürmen

Sei mir gegrüßt, du Sitz der Vernunft,
Und vieler Hohen Behörden,
Die hoch geachtet und höher geschätzt
Und am höchsten beseldet werden.

Sei mir gegrüßt, du Sitz der Kunst
Und beleibter Histrionen,
Thalia hat hier ein Palais
Ohne darin zu wohnen.

Im Stillstand der Kunst, da werden fett
Die Jünger an diesem Tempel.
Voran geht freilich die Intendantur,
Ein nachahmungswürdiges Exempel.

Die Stadt Schwerin ist Residenz
Mit prahlender Physiognomie,
Doch fehlt ihr noch der rechte Tick
Wie jedem Parvenu.

Sie ist aus einem Dorfe schnell
Eine große Stadt geworden,
Der Bürgerrock ist jetzt Livrée
Mit Litzen und mit Borden.

Einst Aschenbrödel, ist sie nun
Zur stolzen Prinzessin gemacht, —
Ist jetzt das Bruchstück einer Mähr
Aus Tausend und Einer Nacht.

In der Altstadt kann man beim Sonnenschein
Wie unter den Linden braten;
Der Menschen sah ich wen'ge dort
Nur Beamte und Soldaten.

Die Neuſtadt iſt dem Kirchhof gleich.
So ruhig, ſo ledern und flach.
Sie kömmt mir vor wie in Engelland
Ein Sonntag-Nachmittag.

Nur ſelten geſchiebt's, daß Droſchken hin
In dieſe Gegend gerathen,
Nur ſelten ein Menſch und dann und wann
Beamte und Soldaten.

In der Paulſtadt die ſchöne Häuſerreih'
Erinnert mich ſtets an Mailand.
Und an den allerdurchlauchtigſten Herrn,
Paul Friedericus weiland.

Seine hohe Geſtalt, ſein feſter Schritt,
Sein bürgerfreundliches Weſen! —
Das Wohlwollen konnte auf ſeiner Stirn'
Man für die Menſchheit leſen. —

Wer kann in die Reize der Paulſtadt ſich
Wohl mit Genuß verſenken,
Ohne dabei mit Innigkeit,
Mit Verehrung Seiner zu denken?

Er hat dem heiteren Lebensgenuß
Gehuldigt mit Philoſophie.
Auch ohne Denkmal von Bronz' oder Rauch,
Paul Friedrich vergeſſen wir nie.

Daß er ſo frühe ſchon ſcheiden gemußt,
Wer hätte das gedacht?
Er hätte das Bruchſtück einer Mähr
Complet zum Mährchen gemacht. —

Die Thore hat er hinausgerückt
In immer weiterer Ferne,
Doch giebt's der Thoren auch in der Stadt,
Sie tragen Bänder und Sterne.

Ein Communiſt und Socialiſt
Konnte Paul ſeine Macht vergeben,
Der liebenswürdigſte Fürſt war Er
Und Er verſtand zu leben.

Nun iſt er hin, nun iſt er todt,
Geſtorben und begraben,
Doch Alle, die ihn einſtens gekannt,
Die möchten ihn wieder haben.

Caput IV.

Man hat mir viel von Cliquen erzählt,
Von Caſino und Reſſource,
Und daß der adelige Clubb
Stände am höchſten im Courſe.

Wie jämmerlich das Treiben heut',
Wie iſt es mir zuwider; —
„Ça ira, ça ira," — wie [illegible] iſt's her,
Da begleiteten dieſe Lieder

Franzöſ'ſche Nobleſſ' zum Grèveplatz; —
Die Zeit iſt noch nicht ferne,
Da brüllte plebejiſche Majorität
„Les aristocrates à la lanterne!"

Doch lullt Euch nur in Sicherheit,
Ihr die ihr Hochgeboren; —
Sie werden ſo zart, daß beim erſten Choc
Sie den Hut und den Kopf verloren.

Ich rette mich gern vom Straßenstaub
In des Schloßgartens prächtige Räume; —
Warum liefst du nach Syrakus,
Du Peripatetiker Seume?

Hierher, hier flötet die Nachtigall
Und die Lerchen jubiliren,
Hier muß der Frühling bis zum Herbst
Sich beſtens conſerviren.

Hierher, ich kenne ein Plätzchen hier
Unter zwei großen Linden,
Ich glaube das allerzerriſſenſte Herz
Könnte hier Ruhe finden.

Oft wenn die Sonne mit Herkules Kraft
Die Steine glüht' in den Gaſſen,
Hab' ich auf dieſem kühlen Platz
Mich Träumen überlaſſen.

Von Deutſchlands Einheit träumte ich; —
Bei Gott, es ſoll kein Witz ſein!
Man hatte damals noch nicht verjagt
Aus Preußen Hecker und Itzſtein.

Von Glaubensfreiheit träumte ich; —
Man ſchreie nur nicht „Zeter ob!“ —
Der Tag vor Damascо war vorbei,
Doch nicht die Tage in Teterow.

Sanct Teterow iſt wie Bethlehem
Eine kleine Stadt im Lande,
Dort ſaßen jüngſt viele Herren vereint
Im rabenſchwarzen Gewande.

Und um den unterſetzten Hals
Trugen ſie weiße Tücher,
Die Röthe der Naſen war echter noch
Als die ſymboliſchen Bücher.

Und ſie beſchloſſen mit Ungeſtüm. —
Und ſchwitzten dabei vor Wonne, —
Wir löſchen das Licht in Köthen aus
Und kaufen uns eine Sonne.

Und fehlt es uns an Baribus,
So wollen wir eine borgen; —
Und ſchreiben dann an Hengſtenberg:
„Freund, hier beginnt der Morgen. —

Der Morgen für die Chriſtenheit,
Und alle rauhen Häuſer; —
Wir wollen eine Kirche ſein,
Und Du — ſei unſer Kaiſer.“

In einen Teterower Apfelbaum
Sah einen Schwarzrock ich ſteigen; —
Was er geſprochen, — aus Mitgefühl
Für die Menſchheit will ich's verſchweigen.

Und wenn mir meine Träumerei
Zu ſehr das Herz beſchwerte,
Dann ſuchte ich dort Erleichterung,
Wo ich Gungl'ſche Töne hörte.

Ein and'res Bild! — Wie ändert ſich
Mit einem Male die Scene! —
Hier hören die Geſetze auf,
Hier beginnt das Reich der Töne.

Hier darf der Bürger dem Edelmann
Sogar „guten Morgen" sagen,
Und unmittelbar beim Pavillon
Darf man's, zu rauchen, wagen.

Der Eine sucht im Menschengewühl
Seine Amelie oder Betty,
Der And're schlürft beim Glase Eis
Töne von Donizetti.

Dort spricht ein Lieutnant von Jenny Lind,
Und schwört auf seine Ehre,
Er wünsche, daß das schöne Kind
Seine Vielgeliebte wäre.

Hier geht im sehr gemess'nen Schritt
Eine originelle Figur; —
Sie trägt, trotz 30 Grad Reaumur,
Drei Ueberröcke nur.

Der dritte aber ist ein Flausch
Wie Elephantenleder.
„Wer ist das?" fragte ich, „den Mann,
Den kennt gewiß ein Jeder."

Das ist ein Universalgenie
Mit beneidenswerther Verdauung, —
Ein Candidat, der viel gethan
Zur häuslichen Erbauung.

Erst Lehrer einer Kinderschul'
— Es herrschte der Baculus da, —
Catechisirte er später hin
Sehr scharf die Colonia.

Auch hat über inländ'ſche Eiſenbahn
Der Polybiſter geſchrieben,
Bei höchſten Geburtstagen hat er innigſt
Sogar Poeſie getrieben.

Ich weiß nicht, welchen Sünden der Mann
Sich ſonſt noch hat ergeben; —
Seine Gedichte — nun Gott iſt groß,
Er wird ſie ihm vergeben.

„Und Jener," ſo fragte ich weiter noch. —
„Mit den luſtſanten Mienen?" —
Der ſendet ſeine Opuscula
An alle deutſchen Bühnen.

Entſetzt durch ſeinen ſtupiden Fleiß
Bittet die Welt ihn „Sei ſtaut!" —
Zu vergleichen iſt ſein Pegaſus
Mit einem Karrengaul.

Weil ohne Kopf, ſo ohne Müh'
Arbeitet er ohne Ferien; —
Er hat in einer Stunde verfaßt
Die berühmten Schweriner Myſterien.

Ein ebetritiſcher Lorbeerkranz
Soll ihm allnächtlich erſcheinen.
Einſt geht er gewiß gekrönt einher
Auf etwas wackligen Beinen.

„Und jener Cicisbeo dort
Der unter die Damen gerathen?"
Das iſt ein glücklich' Amalgam
Von Capaunen, Shakſpeare und Platen.

Seitdem er sich so ausgelegt,
Daß ihm die Knöpfe springen,
Hat er mit allgemeinem Applaus
Ganz aufgehört zu singen.

Caput V.

Es fallen durch der Zweige Grün
Die Sonnenstrahlen schräger. —
In meiner Havannah trinke ich
Noch einen Seidel Stavenhäger.

Die Musik verstummt, verlaufen hat
Sich die beau-monde inzwischen;
Es weilen nur Verliebte noch
Hinter verschwiegenen Büschen.

Ich ging hinunter an's Ufer des Sees
Und sah hinüber zum Schlosse,
Dem feudalistischen Warnungspfahl,
Dem riesigen Steinkolosse. —

Man sagt die Hand des Kindes wächst
Einst wieder aus dem Grabe,
Die vormals an dem Vater sich
Thätlich vergriffen habe.

Das alte Schloß im Dämmerlicht,
Gleich ausgeflickten Ruinen,
Es ist mir stets wie die Todtenhand
Des Mittelalters erschienen. —

Und jauchzen will ich, ich kann's der Nacht
In meiner Freude wohl sagen,
Werden, wie es verheißen ist,
Diese Thürme erst abgetragen

Mit diesen Thürmen vertilgt auch
Des Mittelalters Reste.
Und bauet auf den Schwingen der Zeit
Und dem Herzen des Volks eine Veste!

In solchen Gedanken schwelgend ging
Ich heimwärts durch die Gassen. —
Da fühlte plötzlich vier Krallen ich
Nach meinem Arme fassen.

„Sie rauchen!“ — Ei freilich! — „Zwei Thaler her!“
„Einer dem Denunzianten!“
Brentano sagt: „Seid gute Leut'
Doch schlechte Musikanten.“

„Sie heißen?“ — Das ist Euch Einerlei. —
Nun packt Euch fort Ihr Wichte! —
„Der Teufel hol' die Schinderei.“ —
Sagt Chamisso in einem Gedichte.

So lange man die Raucher darf
Auf off'ner Straß' überfallen.
So lange bittet bei wem ihr wollt
Und ihr kriegt nichts von Allen.

Ihr Deutschen, ich begreif' Euch nicht. —
Ihr seid doch sonst nicht prude; —
Geht schlafen, bald begreif' ich Euch.
Ich werde plötzlich müde.

Ich werde schlafen. — Ich will Schwerin
Schon morgen wieder verlassen. —
Ihr Deutschen, wenn mein Haar erbleicht
Vermag ich Euch zu fassen? —

Vielleicht begreif' ich früher Euch
Wenn ich mich Michel taufe,
Und mir bei Kahl & Voß sofort
Ein Dutzend Schlafmützen kaufe.

Einem Freunde las ich die Verse vor,
Auf dem Werder, dem Wohnort der Mücken.
Der wollte darin viele Aehnlichkeit
Mit Heine'schen Versen erblicken.

Nur fehle denselben die Feile noch
Und die Schärfe der Ideen. —
Mein Freund hat Recht, nur das Warum
Darf er nicht übersehen.

Aristophanes, den Jeder nennt
Den Liebling der Camönen,
Der hat den Heinrich Heine erzeugt
Mit einer Hamburger Schönen.

Ich aber stamme von Heine ab; —
Der liberale Sünder
Hat außer mir in die Welt gesetzt
Viel illegitime Kinder.

Nur liberal und heinisch dabei
Sind diese Strophen gesungen; —
Und wie sie Anno Dreissig sang'n,
So zwitschern jetzt die jungen.

Gerold von Vollblut.

Ein Genrebild.

(Fortsetzung.)

Ich war schon Willens, den kleinen Junker Gerold in den Windeln stecken zu lassen, in welchen wir ihn im vorigen Jahrgange dieses Buchs verließen: viele harte und niederschlagende Urtheile über dies Machwerk verleideten mir dasselbe, ja ich habe sogar die Kränkung erfahren, daß ein höherer Officier adligen Standes und Wesens, der gewohnt war, (er ist nämlich inzwischen in das Jenseits hinübergegangen) seinen Kammerdiener die von ihm gelesenen Bücher gleichfalls lesen zu lassen, meinen armen Gerold als ein giftiges Kraut zuvor mit seiner Censurscheere aus dem Büchlein herausgeschnitten, und dasselbe erst nach dieser Castration ihm hingegeben hat. Indessen ist es besagtem höheren Officier hiebei eben so ergangen, wie es der Bücherpolizei allenthalben ergeht: der Herr Kammerdiener wußte sich ein vollständiges Exemplar zu verschaffen und las nun den Gerold mit einer Andacht, die ich allen seinen Lesern hätte wünschen mögen. Der arme Mensch, bei dem der Sinn für histori-

ſches Recht nie vorherrſchte, iſt leider durch dieſe Lectüre ein ganz flacher Adelshaſſer geworden; freilich giebt es für die Kammerdiener bekanntlich keine großen Herren und namentlich haben dieſe Kerle über die Reinheit des adligen Bluts zuweilen höchſt ketzeriſche Anſichten, aber als geborner adliger Leibeigener, konnte er ſich doch bis zu jener Kriſis eines gewiſſen Reſpects vor adligen Perſonen nicht erwehren, — und jetzt (ich mag's eigentlich gar nicht ſagen) hat ſich der Kerl im Domanio einen Erbkrug gekauft und raiſonirt wie ein Kutſchpferd über den Adel und verführt nach Kräften die politiſch unbefangenen adligen Hinterſaſſen der Gegend.

Mir kann aber dies betrübende Reſultat nicht zur Laſt gelegt werden, denn ich habe mein Genrebild nicht erfunden, ſondern aus dem Leben abgeſchrieben und wenn es dem Adel wirklich bei Einigen geſchadet hat, — nun ſo iſt es ihm ja unbenommen, ein Gegenſtück aufzuſtellen, in welchem nur edle Adlige eine Rolle ſpielen: er wird ſo ſicher den etwaigen ſchlimmen Eindruck des Gerold vollkommen wieder ausmerzen. Denn es herrſcht in Meklenburg noch viel Devotion vor dem Adel. Die alten klingenden Namen der Hahne, Malzahne, Oertzen, Bülowen, Lützowen, Penzen und ſo vieler anderer noch blühenden Geſchlechter, welche uns auf jedem Blatte unſerer Geſchichte begegnen; der von vielen derſelben wohl conſervirte Reichthum; die Entfaltung von Pracht und Glanz; die Wichtigkeit der bis dato noch von ihm behaupteten politiſchen Vorrechte; der Nimbus der von

ihm bekleideten Hof- und Militairchargen *); seine edle Dreistigkeit unter den Formen ausgesuchtester Höflichkeit — dies Alles giebt dem Adel und nicht bloß bei dem Frauenzimmer und bei weibisch gearteten Männern regelmäßig einen leichten Sieg. Wird ihnen ein Herr Fischer vorgestellt, so besehen sie sich ihren Mann ganz kühl und unbefangen, und macht er bei so bewandten Umständen einen günstigen Eindruck auf sie, so muß wirklich in irgend einer Beziehung etwas an ihm sein. Anders, wenn ihnen ein Herr von Fischer vorgestellt wird: urplötzlich nimmt ihre Visage einen übelriechenden schmachtenden und hingebenden Zug an; sie bewundern das Vornehme seiner schnarrenden, dünnen Stimme, die da klingt wie ein brüchiger Topf oder wie der Ton gewordene Egoismus, und in seinem nackten Schädel sehen sie nur eine hohe

*) Unter den Officieren finden wir freilich schon von je an einzelne bürgerliche Subjecte, namentlich in den Zeiten schwerer Kriege und auch Friedrich Franz I. gab zu einer solchen Zeit unter dem 23. April 1813 die Versicherung, daß allein Brauchbarkeit und nicht Stand und Geburt bei der Besetzung der Officierstellen entscheiden sollte; jetzt aber finden wir wieder bürgerliche Officiere hauptsächlich nur unter der Artillerie, welche Waffe bekanntlich die meiste wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Die eigentlichen Hofchargen sind jedoch auch bei uns ausschließlich eine Domäne des Adels, da sie eben keine wissenschaftliche Bildung erfordern, sondern nur Eleganz der äußern Erscheinung; wohingegen aber die uneigentlichen Hofchargen, z. B. das sogenannte Cabinet gewöhnlich mit Bürgerlichen besetzt werden, weil hier der Firniß des ordinairen Höflings nicht ausreicht.

Stirn und in ſeinen nichts ſagenden Redensarten eine gnädige Herablaſſung. Es iſt nur gut, daß unter unſerem mecklenburgiſchen Adel, im Ganzen genommen, ſich eben nicht viele körperlich ſchöne Menſchen finden — das Frauenzimmer wäre ſonſt gar des Teufels auf die Kammerjunker und Lieutenants. Ich glaube, daß dieſer Mangel körperlicher Schöne bei unſerem Adel von der Inzucht kommt, nach welcher unſere adligen Geſchlechter meiſt nur in ſich heirathen: jeder Schafzüchter weiß aber, daß die Inzucht zwar eine Seite ſeines Thiers, z. B. den Wollſtapel zu einer erſtaunlichen Vollkommenheit bringen kann, daß aber die ganze Conſtitution des Stammes weſentlich durch dieſelbe leidet. Der engliſche Adel, welcher keine Mißheirathen kennt und bei welchem vielfache Kreuzungen mit bürgerlichem Blute vorkommen, hat bekanntlich unter ſeinen Mitgliedern die ſchönſten Menſchengeſtalten und könnte in dieſer Beziehung dem unſrigen zum Vorbild dienen; leider aber werden nur bei uns die jungen adligen Damen, welche von bürgerlichen Müttern gefallen ſind, nicht in die Landesklöſter des Adels eingeſchrieben.

Ich wollte alſo, wie ſchon geſagt, eigentlich meinen Junker in ſeinen Windeln belaſſen. Aber da dacht' ich denn wieder, daß dermalen, wo alle Welt ſich den Adel recht genau von hinten und vorn beſieht, um ſeine angebliche Nothwendigkeit in der Gliederung des Staates zu entdecken und endlich mal aus ihm klug zu werden, vielleicht doch Einigen

dieſe Fortſetzung willkommen ſein möchte. Ueberdies hatte ich die gedachten harten Urtheile nur von meinen adligen Bekannten gehört; ich gehe nämlich gern mit Adligen um, — um ſie zu ſtudiren — für meine dereinſt zum Beſten einer Kleinkinderſchule erſcheinende Naturgeſchichte dieſes Geburtsſtandes. Freilich urtheilten aber meine bürgerlichen Bekannten auch nur theilweiſe günſtig über den Gerold, denn die geiſtige Ariſtokratie unter den Bürgerlichen ſagte, es habe das Ding neben allen Fehlern einer Parteiſchrift auch noch alle ſonſtigen. Doch wir wollen uns nur kopfüber wieder in den Gerold hineinſtürzen, denn ich würde ſeine Fortſetzung am Ende doch nicht anders motiviren können, als wenn ich eingeſtände, daß ich die Tinte nicht halten kann. —

Es iſt ein regneriſcher Sommernachmittag mit einem ſogenannten Landregen, und die grüngelbe Flagge derer von Vollblut hängt waſſerſteif an ihrer Stange herab: die hohen Herrſchaften ſind demnach daheim. Unſer gute Kammerherr, deſſen Wohlbeleibtheit beträchtlich zugenommen hat und deſſen Liebe zu einer copiöſen Tafel gleichmäßig mit der Abnahme ſeines hausherrlichen Anſehens gewachſen iſt, iſt über dem meklenburgiſchen Geſtütbuch eingenickt und Frau Kammerherrin hat eben mit ihrer verächtlichſten Miene der armen Albertine von Flotow ſogenannte „Gedanken“ aus der Hand gelegt und blättert im Grimm über dieſe verunglückte meklenburgiſche Bettina im meklenburgiſchen Wappenbuch, dazwiſchen von Zeit zu Zeit hinaus ſtarrend in die Ebene. Die Kam-

merherrin ſieht übrigens ganz wohl conſervirt aus, ja ſtellenweiſe zu wohl, denn hie und da bricht auf der hohen Naſe *) ein verrätheriſches Kupfer zu Tage. Ach es iſt auf dem Lande ſo einſam, ein Tag geht wie der andere ſpurlos ſeines Weges, keine Anregung und keine friſchen Eindrücke heben die Dame aus den Lütten-Klein'ſchen Umgebungen in das Reich der Phantaſie, und wenn neuerdings nicht die Adelsausſtellungen auf dem Berliner Corſo erfunden wären, zu denen unſere Gnädige mit mehreren Gleichgeſinnten dann und wann wallfahrtet, ſo hätte ja ſchier alles geiſtige Leben in derſelben erſterben müſſen. Was Wunder, wenn ſie, ſo viel es ſich ohne Gefahr für ihre Haltung thun läßt, zu jenen ſtarken Geiſtern ihre Zuflucht nimmt, welche mit ihrem Rieſenarm den armen Sterblichen über die enge Wirklichkeit hinaus zu heben vermögen **).

*) Mein Vetter Karl, ein derber Pächter, ſagte neulich von einem Hochnaſigen: Der Kerl trägt die Naſe ſo hoch, daß ihm am Ende noch die Vögel hinein beſiren werden. (Ein Beitrag zu der Sammlung mecklenburgiſcher Sprüchwörter.)

**) Ein kritiſcher Freund, der es ſich nicht ausreden laſſen wollte, daß der Gerold eine reine Erfindung meines müßigen Kopfes ſei, bemerkte mir hierbei und das von ſeinem Standpunct aus mit vollem Recht: ich dürfe die Kammerherrin nicht trunkfällig machen, da dieſe Schwäche bei unſeren adligen Damen etwas Unerhörtes und ihm nur eine, jetzt auch bereits hochſelige Dame bekannt geworden ſei, die ſich zuweilen in geiſtigen Getränken übernommen habe. Doch

Solch' ein Moment war's, als der Bediente, deſſen Livree den vollſtändigſten Rococcoſtyl darſtellte, den Herrn Domainenrath von Pechvogel meldete. Nachdem die Kammerherrin zuvor den Kammerherrn aus ſeinem Schläfchen hatte aufſtören laſſen, erhielt denn der dienſtthuende Lakai Befehl, den Domainenrath vorzulaſſen. Der alte Menſch ſah ſehr mitgenommen aus. Seit ſeiner Verpflanzung auf die öden Bergkuppen des Adelſtandes hatte er unſäglich gelitten. Zuerſt hatte er ſich auf das hohe Pferd der Frechheit zu ſetzen geſucht und mit ſeiner Ueberläuferei förmlich geprahlt. Er hatte ſich ſeine eigene Theorie in dieſer Hinſicht gebildet. Aus den Gutsbeſitzern wäre nach und nach der niedere Adel als eigner Geburtsſtand entſtanden, und es hätte früher keinen Rittergutsbeſitzer ohne Adel, ſo wie keinen Adel oder wenigſtens keine adlige Familie ohne Rittergut gegeben: die Begriffe Adliger und Rittergutsbeſitzer wären zuſammengefallen. Dieſer Zuſtand wäre wieder herzuſtellen, indem man den bürgerlichen Gutsbeſitzern den Eintritt in den Adel erleichtere, da bei ihnen die hiſtoriſche Vorausſetzung für den Adel, der Beſitz eines Rittergutes, von welchem ſie ritter-

meine Geſchichte iſt eine wahrhaftige, und ich kann nicht dafür, daß meine Kammerherrin zuweilen in einem ganz kleinen und ſelbſt für den Kenner unmerklichen Spitz lebt. Ich bitte meine Leſer bei dieſer Gelegenheit, überall die Eigenſchaften meiner Perſonen nicht zu den Eigenſchaften ganzer Stände zu generaliſiren: ſie mögten auch keine zweite Roswitha unter unſern adligen Damen finden.

mäßig leben könnten, verbanden sei. Die bürgerlichen Gutsbesitzer sollten sich nur einstweilen und bis zu ihrer wirklichen Nobilitirung nicht schreiben: Hinz auf Büffelbagen oder Hinz-Büffelbagen, sondern Hinz von Büffelbagen und in dem Falle, wenn Hinz Büffelbagen selbst bewohne, nicht sagen auf und zu, sondern von und zu Büffelbagen; das thäten ja auch Bürgerliche, die nicht zu den Gutsbesitzern gehörten, — diese freilich nur in dem Falle, wenn sie einen sehr gang und gäben Namen führten, z. B. Schmidt von Lübeck und Hoffmann von Fallersleben. Der Lütten-Kleiner Pastor, sein alter Gegenfüßler in Adelsangelegenheiten, entgegnete dann wohl, der Adel sei ja seiner eigenen Angabe nach etwas Naturwüchsiges, ein Urproduct und darum sei aller gemachte Adel ein Widerspruch in sich selbst. Darum könne man also auch keinen Adel fabriciren, denn derselbe entstehe allenthalben unter günstigen Umständen, nämlich bei dauernder Gesunkenheit des Volkes, von selbst. So habe das deutsche Recht des Mittelalters keinen niederen, landsässigen Adel gekannt und erst gegen Ende desselben, als unser Deutschthum geknickt und gestört war, habe sich diese lästige kleine Aristokratie als Geburtsstand aufgethan. Aber dieser niedere Adel habe von je an den Keim des Todes in sich getragen, denn er wurzele nicht in der Liebe und Achtung des Volks und der Fürsten, sondern lediglich in dem Erbfehler hartnäckigen Festhaltens an den angemaßten Vorrechten. So habe er sich denn von je an mit Unterdrückungslust der allmählig steigenden

Bildung und Wohlhabenheit der gemeinen Freien entgegengestemmt und sich der ordnenden nivellirenden Fürstengewalt nicht unterwerfen wollen. Aber die Zeiten hätten sich geändert und fast allenthalben in Deutschland, nur in Meklenburg freilich noch nicht, wäre das Volk und die Fürstengewalt dem Adel bereits über den Kopf gewachsen und die unbefangenen, die jetzige Geschichte der Staaten und Völker verstehenden Adligen könnten und dürften in dem Adel nur noch die anerkannte Abstammung von einem alten und berühmten Geschlecht sehen, wobei freilich der Papieradel schlecht wegkäme. Am besten, meinte der Pastor, wäre es daher, den Adel aussterben zu lassen, also einmal keine weiteren Adelsverleihungen weder zu Gunsten simpler Rittergutsbesitzer, noch zu Gunsten wirklich verdienter Männer vorzunehmen, und zweitens die von jetzt an von adligen Eltern Gebornen nicht mehr als Adlige gelten zu lassen, so daß also, wenn auch nicht wir, doch wenigstens unsere Enkel das Vergnügen genössen, dem letzten Mohikaner, will sagen: dem letzten Adligen ihre Huldigung darzubringen. Meklenburg hätte durch die Verordnung vom 18. Januar 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben, obgleich dieser Geburtsstand auch von Vielen in zärtlichen Schutz genommen werden sei, — man müsse nun auch hinsichtlich unsers zweiten Geburtsstandes, des Adels, dem Zuge der Geschichte nachgeben, und er als Geistlicher wolle immerdar seine Stimme zu diesem Zweck erheben, denn der wahrhaft christliche Staat dürfe eben so wenig Leibeigene als Adlige dulden.

Von Pechvogel warf dann ein: Mit ihm, dem Paſtor, ſei eigentlich gar nicht zu ſtreiten; aber die Aufhebung des Adels ginge ja ſchon wegen unſerer Verfaſſung nicht, nach welcher die Landrathsſtellen mit Mitgliedern des eingebornen Adels zu beſetzen ſeien.

Dann wurde das alte Gotteswort vom Lande feierlich und begann: Domainenrath, ich will Euch im Vertrauen geſtehen: ich liebe unſere Verfaſſung nicht. Ich wollte ſie lieben, ich habe mit allen Kräften darnach gerungen, aber — es ging nicht. Hätte Friedrich Franz I. als Mitglied des Rheinbundes unſere Verfaſſung aufgehoben, ſo hätten wir jetzt wahrſcheinlich keine Patrimonialgerichte, keine adligen Patronate, keine Grundherrlichkeit mehr, und ihr Herren Rittergutsbeſitzer wäret nichts als Gutsbeſitzer und Mitglieder der Landgemeinen; wir hätten dann gute Landſchulen und zwar überall und nicht wie jetzt bloß in den Domainen; unſere Juden wären dann emancipirt; wir hätten keine Fideicommiſſe; wir hätten nicht die Verordnung, daß eure Güter ſchlechterdings zwei Hufen groß bleiben müſſen; wir hätten eine Menge kleinen und mittleren Grundeigenthums; wir hätten freie Stadtordnungen; wir wären im deutſchen Zollverein; wir — doch mir geht der Athem aus, Domainenrath, und ich ſeh's Eurem ſehr verlängerten Geſichte an, daß Ihr genug habt von all den Herrlichkeiten, die wir dann für eure Gutsherrlichkeit und für die regierenden Herren Bürgermeiſter hätten.

Domainenrath. Gott Lob, daß ſolche Revolution von oben herab jetzt nicht mehr denkbar iſt.

Paſtor. Habt recht, ſie iſt nicht denkbar; aber Gefahr wäre auch jetzt nicht bei der Sache. Laßt mal den Fürſten ſagen: ich will die Verfaſſung durch einen Federſtrich, durch die Unterſchrift dieſer Annullirungsacte aufheben und euch eine andere zeitgemäßere geben, oder laßt ihn auch gar keine neue verſprechen — was glaubt Ihr, was geſchehen wird? Die Bürger werden ſagen: nun iſt's mit dem Bürgermeiſterregiment aus, und die Bauern werden ſagen: nun iſt's mit dem Edelmann aus, und es wird ein Gaudium im ganzen Lande ſein und die unbegrenzte Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des Volkes zu ſeinem Fürſten wird dann erſt recht erwachen, denn ihr Herren Landſtände ſteht dann nicht mehr trennend zwiſchen beiden. Der Bürger in den Städten weiß, daß der Bürgermeiſter nicht die Freiheit der Bürger, ſondern nur das Regiment über ſeine Bürger liebt; der Bewohner des platten Landes weiß, daß der Rittergutsbeſitzer nicht ihn, ſondern nur die eigene Gutsherrlichkeit liebt, — wo ſoll da Sympathie für die Landſtände herkommen? Sprecht, Domainenrath! Ich ſeh's Euren verzweifelnden Mienen an, daß Ihr dieſe Folgen nicht leugnen könnt.

Domainenrath. Als Landſtand und als Mitglied des eingebornen Adels darf ich ſolche Reden nicht anhören. Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt.

So ſchieden die beiden Leutchen oft von einander. Und

doch konnten sie nicht von einander lassen. Von Pechvogel, so sehr er sich auch zuweilen über den adelsfeindlichen Pastor ärgerte, wußte doch, daß der trotz alles politischen Polemisirens überaus gutmüthige Pfarrer allein von allen seinen Bekannten ihm wirklich zugethan sei; auch stellte der Pastor selbst seine Feindschaft gegen den Adel gern als etwas Unwillkührliches, Nothwendiges dar, da nach seiner Meinung alle Pfarrer adligen Patronats eine starke Aversion gegen den Adel hätten. Ueberdies mußte der Pastor Jemand haben, gegen den er so recht von Herzen über den Adel herziehen konnte und von Pechvogel Jemand, gegen den er den Adel vertheidigte und erhob. So waren sie denn oft zusammen und unsere dermalige publicistische Literatur, die sich hauptsächlich um Sein oder Nichtsein der Adelsvorrechte dreht, bot diesem Kampfe immer neue Nahrung. Was die Sendschreiber, was Schnelle und Lüders, Zachariä und Beseler, v. Glöden und Dresen, v. Kamptz und Laspeyres über diesen Gegenstand geschrieben haben, wurde immer und immer wieder ihrer Kritik unterworfen, und sie pflegten bei dieser Gelegenheit zu schreien wie die Zahnbrecher, so daß die Leute auf der Dorfgasse stehen blieben und sagten: Dei hebben gewiß all werre den Eddelmann vör. Der Krüger hatte ihnen nämlich gesagt, daß der Pastor gar keine Edelleute statuiren wolle, der Knüppeldammer Herr dagegen wolle, daß Alle adlig und hochwohlgeboren werden sollten; daß Beides auf

Eins herauskomme, merkten ſie aber zum großen Gaudium des Pfiffigen nicht.

Dieſe Dispüte waren aber auch die einzigen Lichtpunkte im Leben unſeres von Pechvogel. Er hatte es unglücklich getroffen mit ſeiner Nobilitirung. Zur Zeit derſelben war freilich das Gerücht verbreitet geweſen, als wollten ſich mehrere, man nannte deren ungefähr ſechs der meklenburg-ſchwerin'ſchen bürgerlichen Gutsbeſitzer ebenfalls nobilitiren laſſen und er hoffte in dieſer Schaar von Neugebackenen mit ſeinem Diplom, gedruckt in dieſem Jahr, nicht ſo viel Aergerniß zu geben. Aber dieſe Leute fanden Hinderniſſe *) auf ihrem Wege zum Adel und er war alſo jetzt allein dem Hohn und Spott der Bürgerlichen bloßgeſtellt, ohne dafür, wie er gehofft hatte, ein wirkliches Mitglied der adligen Genoſſenſchaft zu werden. Man duldete ihn freilich, ja durch den Einfluß des Landraths von Büffelskopf, der bei dieſer Ge-

*) Der Kaiſer von Oeſtreich ſoll nämlich künftig nur eingeborne oder recipirte Oeſtreicher in den Adelsſtand erheben wollen und demnach unſere Adelscandidaten abſchläglich beſchieden haben; dieſe ſind dadurch in die größte Verlegenheit geſetzt, da bis jetzt noch, wie man hört, unſer ſogenannte eingeborne Adel ſtatt des früheren Reichsadels den kaiſerlich öſtreichiſchen von dem zu Recipirenden fordert. Von wo die vier Gutsbeſitzer im ſtargardiſchen Kreiſe, Gebrüder Michael, ihren Adel herbezogen haben, weiß ich nicht; Koch auf Trollenhagen hat den ſeinigen aus Berlin, von wo die Meklenburg-Strelitzer überhaupt ihre Luxuswaaren zu beziehen pflegen.

legenheit wieder 1000 Pistolen von ihm entlieh, setzte er sogar seine Aufnahme in den sogenannten eingebornen Adel durch, aber bei seiner krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit glaubte er dennoch auf jedem adligen Antlitz nur Verachtung zu lesen. In der ersten Zeit seines Adelthums war er regelmäßig zu den Güstrower Wettrennen, während der Saison nach Doberan, ja sogar zum Landtag gereist; aber da er jedes spöttische Lächeln, jedes Winken und jede Berührung des Streits der adligen und bürgerlichen Ritter auf sich gemünzt glaubte, so verlor er bald alle innere Haltung und wagte sich zuletzt fast nie mehr über die Feldmark von Knüppeldamm hinaus. Denn auch die größeren Reisen ins sogenannte deutsche Ausland konnte er nicht mehr aushalten, da es sich doch zuweilen traf, daß ihn sein Tischnachbar, wenn er hörte, er sei aus Meklenburg, nach dem merkwürdigen kleinen Krieg unserer Ritter fragte, oder gar Einer, der ihn noch als Domainenrath Schuster gekannt hatte, als solchen anredete; im letzteren Falle mußte er alle Kraft aufbieten, um herauszubringen: Er sei seitdem von Seiner Kaiserlichen Majestät von Oestreich unter dem Namen von Pechvogel in den Adelsstand erhoben. So unterließ er denn auch diese Reisen und grübelte sich nun in seinen vier Pfählen immer tiefer in die Mysterien der Nothwendigkeit des Adels hinein; aber er hatte oft lichte Augenblicke, wo sich sein bürgerliches Blut rächte, wo sein Gewissen erwachte und er sich so verächtlich vorkam wie Einer, der aus schlechten

Gründen seine Religion gewechselt hat. Dann ging er zum Pastor und vertheidigte gerade dann den Adel am scharfsinnigsten. Nur einmal hatte er mit seinem gegnerischen Freunde gebrochen. Der Pastor hatte nämlich seine jüngste Tochter als „eine inländische Jungfrau, so sich in eins der Jungfrauenklöster zu begeben Lust habe," und nach diesem Wortlaute der Ueberweisungsacte so gut wie das beste Edelfräulein im Lande dazu berechtigt sei, als Exspectantin auf eine Klosterstelle einschreiben lassen wollen und einen desfalsigen Antrag an die Provisoren des Klosters Dobbertin abgelassen, den diese Herren, wie zu erwarten war, als ein schlechtes Zeichen einer schlechten Zeit ruhig ad acta legten. Der Pastor wollte es nun, da man ihn nicht einmal einer Antwort würdigte, eben so machen wie jetzt der Rittergutsbesitzer Pogge auf Roggow und bei der zuständigen Justizcanzlei zu Güstrow eine desfallsige Klage einreichen, als unglücklicher Weise die kränkliche Tochter starb und mit ihr die Aussicht auf diesen allerliebsten Rechtsfall. Von Pechvogel, der diese Unterbrechung seiner Dispüte mit dem Pastor schon sehr schmerzlich empfunden hatte, machte ihm drauf eine Condolenzvisite und das alte Lied ging von vorn wieder an.

Der arme, wunde von Pechvogel hatte freilich auch außer dem Pastor noch das Vollblut'sche Haus, denn sein ältester Sohn, dem er Börgerende, eine zu einem Hauptgute erhobene Meierei von Knüppeldamm, abgetreten, hatte die älteste der drei noch ledigloſen Vollblut'schen Töchter

geheirathet, und ſein zweiter, der unüberwindliche Second-lieutenant mit der jüngſten Anciennetät, der täglich bei der Barttoilette den Herrn der Heerſchaaren um ein wunderbar ſchnelles Avancement anging und nur auf Carriere fluchte, war mit der nächſtfolgenden verlobt. Und doch war dem Domainenrath nie recht behaglich im Vollblut'ſchen Hauſe; der Kammerherr war ihm denn doch zu unbedeutend und die Kammerherrin behielt immer eine beleidigende Protectionsmiene gegen ihn bei und brach, wie um ihn zu ſchonen, in ſeiner Gegenwart jedes Geſpräch über den Adel ſofort ab. Man verkehrte daher wenig mit einander und ſah ſich faſt nur bei den großen Familienzweckeſſen an den hohen Feſttagen, oder wenn ein Gewerbe den einen zum andern führte. Die Kammerherrin erwartete daher ſehr neugierig das Eintreten des von Pechvogel und auch der Kammerherr äußerte ſeine Verwunderung darüber, daß der Herr Bruder ſie bei dieſem Hundewetter mit ſeinem Beſuch beehre. Nachdem man nun über das gegenſeitige Befinden die nöthigen Erkundigungen eingezogen und das Wetter ſcharf getadelt hatte, platzte denn auch von Pechvogel alsbald mit ſeinem Gewerbe heraus. Er war der Ueberbringer einer großen Neuigkeit: der Doctor Bauer auf Mannhagen ſollte ſich ſo eben mit Roswitha, der Schweſter unſeres Kammerherrn verlobt haben. Man kann ſich denken, wie dieſe Nachricht auf unſere Gnädige wirken mußte; ſie ſank mit vielem Anſtande in den Fauteuil zurück und erſt nachdem der Kammerherr ihr eine ſtarke Doſis von

den eigenthümlichen Tropfen, die ihr ihr Leibarzt, der Medicinalrath Dr. Blatter, immer selbst mitbrachte, eingeflößt, konnte sie ihrer gerechten Entrüstung Worte geben. Sie begriff nur eine Heirath zur Ehre des Hauses und wer bei der Wahl des Gatten andere Rücksichten nahm, der war nach ihr unwürdig der Ehre von Familie zu sein. Die Kinder des Volkes möchten immerhin aus Neigung heirathen, aber die Kinder des Adels dürften sich nicht so an ihre Triebe wegwerfen, denn der Adel könne in jetziger Zeit sich nur noch auf seiner isolirten Höhe erhalten, wenn seine Glieder ihre ganze Subjectivität und alle die sogenannten rein menschlichen Empfindungen unterdrückten und ganz in dem Adel aufgingen. Darum heirathe der wahre Adlige, so sehr er auch immer hübschen bürgerlichen Frauenzimmern gewogen sein möge, doch nie anders als nach Familienrücksichten, wie denn überhaupt der Glanz und die Macht seines Geschlechts bei Allem, was er beginne, die Hauptrücksicht abgäbe, wodurch denn ja aber keineswegs eine sehr reiche bürgerliche Partie für den armen Adligen verdammt werde. Die adlige Dame dürfe aber nimmer einen Bürgerlichen heirathen und solche Heirath aus Liebe, erklärte sie endlich auf dem Gipfelpunkte ihres Eifers, sei rein plebejisch, ja thierisch, denn wer sich seiner Liebe ganz hingebe, habe ja eben damit alle Rücksicht auf seine Stellung in der Gesellschaft vergessen. Es wäre allerdings unter Umständen so leicht nicht, ohne Liebe zu heirathen, fügte sie mit einem Seitenblick auf den Gemahl hinzu, aber

es sei auch überhaupt sehr schwer, einen vollkommenen Adligen in sich darzustellen. Wie die Jesuiten nur dadurch im geraden Widerspruch mit dem Zeitgeist und allen Anfeindungen zum Trotz ihre Macht behaupteten, daß sie bei allem ihrem Thun nie ihr Ziel aus den Augen verlören und ihren Oberen einen unbedingten Gehorsam leisteten, so müsse auch der Adlige sich immer von seinem Adelsbewußtsein, was ihm das sei, was dem Volke das Gewissen, leiten lassen und seinem Stande auch die liebsten Neigungen zum Opfer bringen können. Wer diese Kraft der Selbstentäußerung nicht besitze und bei wem das sogenannte Gemüth mitspreche, der möge der beste Mensch sein, aber werde immer nur einen schlechten Adligen abgeben.

Von Pechvogel hörte der Rednerin mit um so ehrerbietigerer Andacht zu, als sie sonst ihren Feuereifer für den Adel nie vor ihm aufflammen ließ; ja er gewann den Muth, die Frau Schwester unter obligatem Handkuß zu versichern, daß sie ihn durch ihre herrlichen Worte recht gehoben und gestärkt habe. Die Frau Schwester benutzte diese gehobene Stimmung dahin, daß sie sich von dem Herrn Bruder bei adligem Wort und Ehren versprechen ließ, daß er die Landtage wieder besuche; auch der Kammerherr solle wieder regelmäßig auf denselben erscheinen, denn in den Zeiten der Gefahr wäre, wie sie sich boshaft genug ausdrückte, auch die schwächste Hülfe willkommen; gefährlich seien aber die Zeiten, denn wenn auch die Liebe zur landständischen Wirksamkeit bei

den Bürgerlichen allerdings nur ein Strohfeuer sei, so könnten sie doch möglicher Weise während dieses Strohfeuers einmal die Stimmen beherrschen; hätten sie aber erst einmal dadurch einen ihres Mittels als Deputirten in den Engern Ausschuß gebracht, hätte so die Canaille (entschuldigen Sie, meine Herren, diesen ungehörigen Ausdruck, fügte sie denn doch hiebei hinzu) einmal Blut geleckt, so sei der Adel verloren und das Malheur einer repräsentativen Verfassung die nothwendige letzte Folge; die sogenannten bürgerlichen Ritter sähen in ihrer Bornirtheit diese Folge ihres Beginnens nur nicht, sonst würden sie nicht dahin arbeiten, mit ihrem Feinde, dem Adel, zugleich sich selbst als Mitglieder der persönlich landtagsfähigen Ritterschaft unter den Mauern unseres Verfassungsbaues zu begraben. Schon sei das Unerhörte geschehen und der Adel habe die Landtagsbälle aufgeben müssen, weil dieselben zu gemischt geworden, ja weil es sogar vorgekommen sei, daß einige dieser sogenannten bürgerlichen Ritter, als wären sie auf dem Königsschußball ihres Nachbarstädtchens, Damen, denen sie gar nicht vorgestellt worden, um die Ehre eines Tanzes gebeten hätten. Sie hätten nur die Landtagsbälle in ihrer früheren Reinheit kennen sollen, Herr Bruder, fügte die Kammerherrin in süßen Erinnerungen schwelgend hinzu. Neben dem Allerhöchsten Hofe waren sie die glänzendsten Versammlungen, die das Land aufweisen konnte und manche interessante Liaison wurde auf diesen Bällen geschlossen und zu vielen Vermählungen hier die erste

Annäherung gegeben. Auf den Landtagen feierte der Adel den Triumph ſeiner politiſchen Herrſchaft, auf den Landtagsbällen den ſeiner ſocialen. So war es in den guten alten Zeiten. Ach, mein Geſchlecht verbietet mir nur thätig an der Zurückführung derſelben zu arbeiten, und ich muß es in gezwungener Muße mit anſehen, wie ſich der Adel aus einer Poſition nach der andern verdrängen läßt. Doch ich werde thun, was in meinen Kräften ſteht. Der Kammerherr ſoll auf dem nächſten Landtage an den Kloſtertagen eine Denkſchrift übergeben, in welcher ich vorſchlagen werde, die Ueberſchüſſe aus den Kloſtergütern nicht zur Stiftung neuer Kloſterſtellen zu verwenden, ſondern aus dieſen Ueberſchüſſen einen Fond zu bilden, aus welchem eingeborne Adlige, die ſich anzukaufen wünſchen, mit einem unverzinslichen Darlehn zu unterſtützen ſind. Nimmt man dazu denn noch die Kloſtergüter in eine beſſere und ſparſamere Verwaltung und leiht ſogleich für jenen Fond auf die Kloſtergüter eine halbe Million an, ſo läßt ſich in dieſer Hinſicht ſchon immer etwas ausrichten. So nur kann dem Verfall des Adels entgegengearbeitet werden, denn derſelbe iſt einzig und allein der wachſenden Zahl der bürgerlichen Gutsbeſitzer zuzuſchreiben. Aber man müſſe die eingeborne Ritterſchaft nicht bloß zahlreicher zu machen, ſondern überhaupt gänzlich zu vermeiden ſuchen, daß die Rittergüter an Bürgerliche kämen. Dies wäre nur möglich durch Stiftung von Fideicommiſſen. Dieſe befördere man aber am beſten durch ein Statut, nach welchem

jeder adlige Gutsbeſitzer, der ein Fideicommiß innehabe, auch ſofort und von ſelbſt als zur eingebornen Ritterſchaft gehörig angeſehen werde und dagegen alle anderen Receptionen und Agnitionen aufhörten. So werde der eingeborne Adel bald alle reichen bürgerlichen und alle nicht eingebornen adligen Gutsbeſitzer zu ſeinem eignen Frommen in ſich aufgenommen haben. Denn dem bürgerlichen Gutsbeſitzer, der ein Fideicommiß ſtifte oder inne habe, werde kein Potentat den Adelsbrief verweigern, und er werde ja dann unentgeltlich und ohne Weiteres Mitglied der eingebornen Ritterſchaft *), der adlige Gutsbeſitzer aber, der in dieſelbe hinein wolle, müſſe ſchon ein Fideicommiß ſtiften, weil eben dies dann der einzige Weg zu ihr ſei. Die reichen bürgerlichen Gutsbeſitzer ließen ſich jetzt nicht leicht nobilitiren, weil ſie vor ihrer doch immer nicht ſo bald **) erfolgenden Reception nicht Fiſch noch Fleiſch wären, und eben ſo ſtifteten die nicht eingebornen adligen Gutsbeſitzer keine Fideicommiſſe, weil ſie auch dadurch noch nicht

*) Frau Kammerherrin, Frau Kammerherrin! Die bürgerlichen Ritter werden proteſtiren gegen ſolchen Ausdruck. Dieſe Leute wollen nämlich nur von einem eingebornen Adel wiſſen und legen regelmäßig zum Landtagsprotocoll einen Proteſt ein, ſobald Jemand von eingeborner Ritterſchaft ſpricht; auf der anderen Seite proteſtirt der eingeborne Adel regelmäßig, ſobald ein bürgerlicher Ritter des ſogenannten eingebornen Adels erwähnt.

**) Mit ſonſt leicht gefährlich werdenden Intriguanten macht man wohl zuweilen eine Ausnahme.

wirkliche Vollbürger würden. Dies Alles werde sich wie mit einem Schlage durch jenes Statut ändern. Sie habe allerdings keine besondere Sympathie für die eingewanderten Adligen und noch weniger für die neugebackenen (ach, ich bitte inständigst um Verzeihung, Herr Bruder, fügte sie hinzu), aber wenn beide Fideicommißinhaber seien, so achte sie dieselben den besten Eingebornen gleich. Der Eingeborne ohne Fideicommiß habe freilich seine glorreichen Ahnen, aber ihm fehle die Gewißheit, daß seine Nachkommen nicht verarmten und in den Bürgerstand hinabsänken; der neu Nobilitirte mit einem Fideicommiß dagegen, habe zwar keine Ahnen, aber er habe dafür die Gewißheit der ewigen Fortdauer seines Geschlechts als eines aristokratischen, und es frage sich noch, was von beiden am meisten werth sei.

Die Kammerherrin schwieg erschöpft und nahm in ihrer Zerstreuung eine grogmachende Menge Rum zu ihrem Thee; sie wollte eben die Tasse zum Munde führen, als von Pechvogel vor ihr auf die Kniee fiel und mit bewegter Stimme also anhub: Hohe Frau! Ihr achtet den neu Nobilitirten mit einem Fideicommiß dem besten Eingebornen des Landes gleich: so gelobe ich denn in Eure Hand und bei adligem Wort und Ehren, daß ich, wenn Gott der Herr mir das Leben läßt bis dahin, in Jahr und Tag mein Lehn Knüppeldamm mit einem Fideicommiß belegen will.

Die Kammerherrin, obgleich sie sogenannte Scenen als plebejische Gefühlsausbrüche nicht liebte, war doch so sehr

geſchmeichelt von dieſem unverhofften und glänzenden Erfolg ihrer Rede, daß ſie in die von Pechvogel angeſtimmte Redeweiſe einging. Sie ſprach: Steht auf, mein Bruder! Und dem Aufgeſtandenen hauchte ſie einen Kuß auf die Stirn, alſo fortfahrend: So begrüße ich denn in Euch alle künftigen mit Euch anhebenden Geſchlechtsfolgen derer von Pechvogel; mögen ſie immerdar in voller, freier Gutsherrlichkeit herrſchen auf ihrem Territorium. Sie aber haben, mein geehrter Herr Bruder, meine ganze unverbrüchliche Achtung gewonnen.

Der Kammerherr hatte während dieſes ganzen hochtrabenden Discurſes baumſtill geſchwiegen und nur in ſeinem unbehaglichen Gefühl über denſelben unaufhörlich auf dem Seſſel hin und her gerückt. Er konnt's nicht länger aushalten und da überdies die Sache auf ihren Gipfelpunkt gekommen war, ſo faßte er ſich ein Herz und ſagte: Mein Schatz, Du biſt ganz alterirt; es iſt wohl das Beſte, ich mache mit dem Herrn Bruder einen Gang durch den Park: der Regen ſcheint etwas nachgelaſſen zu haben.

Der Kammerherr zeigte nun zunächſt ſeinem Begleiter das ſchöne Pfauenpaar, mit welchem er ſehr paſſend die Kammerherrin an ihrem Geburtstage beſchenkt hatte und begann dann demſelben ſein Herz auszuſchütten. Der Arme, den Liebe und Bewunderung an ſeine Schweſter feſſelten, war tief betrübt über die Mißheirath derſelben, nicht ſo ſehr aus Abſcheu vor einer ſolchen, als deswegen, weil, wie er vorausſah, in Folge derſelben das in der letzten Zeit ohnehin

ſchon ſehr locker gewordene Verhältniß ſeiner Schweſter zu ſeiner Gemahlin nun vollends abgebrochen werden würde. Von Pechvogel aber, bei dem der Adelsmuth, den ihm die Kammerherrin einzuflößen gewußt, noch vorhielt, fühlte ſich wenig aufgelegt ihn zu tröſten. Den Zurückkehrenden eröffnete denn auch die Kammerherrin: Da Roswitha, wenn ſich die vom Domainenrath mitgetheilte Nachricht beſtätige, durch ihre beabſichtigte gemiſchte Ehe ſich muthwillig in den Bürgerſtand erniedrigt habe, ſo könne von einem geſelligen Verkehr mit ihr natürlich nicht weiter die Rede ſein und der Kammerherr habe, wenn ſie vielleicht brieflich ſeine, als des Familienhauptes, Einwilligung erbitte, ſolche Anfrage unbeachtet zu laſſen. Von Pechvogel hatte noch die Befriedigung, ſich mit ſeiner Gemahlin von der gnädigen Frau Schweſter für den nächſten Sonntag zum Diner eingeladen zu ſehen, und fuhr mit dem Gefühle, nun erſt recht geadelt zu ſein, ſeinem Knüppeldamm zu.

Die Kammerherrin war aber nur ſcheinbar ſo entrüſtet über Roswitha, und eigentlich nicht wenig erfreut darüber, daß dieſelbe ihr auf dieſe Weiſe die für Leute adligen Weſens gerechteſte Urſache zu einem gänzlichen Bruch gab. Das geiſtige und ſittliche Uebergewicht derſelben war ihr um ſo unerträglicher geworden, als ſie dem Grundſatze aller Vornehmen, ſich auf keine Weiſe imponiren zu laſſen, im vollſten Maße huldigte. Und doch konnte ſie ſich nun einmal platterdings nicht unter dem Zauber von Roswithens klarem Auge

mit ihren aristokratischen Fadaisen aufthun, denn sie fühlte, ohne es sich eingestehen zu wollen, diesem Seelenadel gegenüber recht gut das Pauvre ihres Geburtsadels. Dazu kam Neid und Eifersucht. Die Kammerherrin hatte Geist genug, um in einem Kreise gewöhnliche Menschen die Königin zu spielen. Aber auch gewöhnliche Menschen zieht der Instinct des Göttlichen zu den edleren Wesen hin und die Kammerherrin sah sich also jedesmal durch Roswitha entthront und war hierüber um so erbitterter, als jene ohne Anwendung aller jener kleinen Hülfen und Mittel, mit welchen das ordinaire Weib nur zu siegen weiß, ja ohne daß sie es überall wollte und sich dessen bewußt ward, immer den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. So wußte die Kammerherrin es denn im Geheim dem Doctor Bauer vielen Dank, daß er sie von dieser für ihre souveraine Macht so gefährlichen Dame befreiete. — Wir werden nun den Leser zuvörderst mit diesem Bauer näher bekannt machen müssen.

Bauer war der Sprößling einer alten meklenburgischen Predigerfamilie, deren Stammvater schon zur Zeit der Reformation aus dem Sächsischen ins Land gekommen war und welche seitdem demselben eine ununterbrochene Reihe von Landpfarrern gegeben hatte. Auch unser Bauer war von seinem Vater, dem Pastor zu Kirchdorf, zum Geistlichen bestimmt. Die einsame Lage des Pfarrhofes und die Entbehrung aller Spielgenossen hatten in dem, dem ernsten, aber zärtlichen Vater mit ungetheilter Liebe anhangenden Knaben,

einen Ernſt und eine Innigkeit erzeugt, die ein inhaltsreiches, reiches Leben verſprachen. Sein liebſter Aufenthaltsort war das Bibliothekzimmer, denn der Paſtor war wie viele ſeines Standes ein großer Bücherfreund und verwandte trotz der lebhafteſten Gegenvorſtellungen, die früher ſeine Frau und jetzt ſeine dem Haushalt vorſtehende Schweſter unermüdlich dagegen erhoben, jährlich eine allerdings unverhältnißmäßig große Summe auf ſeine Bücherſammlung. Seine Pfarre, früher eine der reichſten, war nämlich jetzt kaum noch zu den ſogenannten Mittelpfarren zu rechnen; nach dem Viſitationsprotocolle von 1531 hatten die Edelleute alle die „Börung“ an ſich geriſſen, und ſpäter als man meinte, der Geiſtliche dürfe keinen Ackerbau treiben, (eine Meinung, welche nach Hegel mit derjenigen der katholiſchen Kirche, daß der Geiſtliche nicht heirathen dürfe, dieſelbe trübe Quelle hat), waren die Pfarrländereien zu einer Zeit, in welcher die landwirthſchaftlichen Producte gerade wenig galten, für ein Butterbrot, wie man ſagt, dem Gutsherrn in Erbpacht gegeben. In jener reichen, aber die Wahrheit zu ſagen, an theologiſchen Schriften ſehr armen Bibliothek war der Knabe faſt immer zu finden, wenn er nicht mit der Tante im Garten hantirte oder den Vater auf ſeinen weiten Spaziergängen begleitete. Er kannte jedes Buch derſelben, ja er hatte faſt alle geleſen und die meiſten verſtanden, denn bei der ihm inwohnenden Energie ruhete er nicht eher, als bis ihm durch Befragung des Vaters oder durch wiederholtes Leſen das

Verständniß seiner Lectüre aufgegangen war. So wuchs er zum Jüngling heran und als sein Vater den 17jährigen auf eine benachbarte Gelehrtenschule brachte, hatte er freilich nicht den aus Leihbibliotheksromanen gewonnenen fließenden und blumenreichen Styl unserer Primaner, aber er hatte einen scharfen wissenschaftlichen Sinn und eine Masse schätzbarer Kenntnisse. Ostern 1830 die Universität Heidelberg beziehend, hatte er sich noch nicht zurechtgefunden in dem wunderlichen Studentenleben und noch weniger in den Irrgängen der Gottesgelahrheit, als die Julirevolution wie ein Blitz in das faule, abgestandene Leben der Restaurationszeit einschlug und der Menschheit wieder einmal einen lichten Augenblick gab. Auch in Deutschland, dem Altenweiberlande, hatte Michel in der großen Woche des Juli unruhig geträumt, ja war am Ende wirklich erwacht und hatte in seinem Ungeschick und in seiner Unbehülflichkeit wunderliche Emancipationsversuche gemacht. Bauer wußte den großartigen Vorgängen des Jahres 1830 gegenüber nichts mehr mit der Theologie anzufangen; er ließ sie fahren und wandte sich mit ganzer Kraft dem Studium der Staatswissenschaften zu. Da er in seinem Freiheitsrausche jeden Maßstab für die deutschen Verhältnisse verlor, so hatte er als Mitglied einer geheimen politischen Verbindung sich leicht zu Schritten und Unternehmungen verleiten lassen, deren deutsch-gründliche Untersuchung ihm allein schon auf einige Jahre der Freiheit berauben und jedenfalls seine Habilitirung als Docent einer deutschen Uni-

versität auf lange Zeit hin unmöglich machen mußte. Aber mehr noch als alles dies vertrieb ihn aus dem Vaterlande das Gefühl, daß ihm die Praxis des Lebens, die Kunst, seinen Ideen in der Wirklichkeit Geltung zu verschaffen, noch gänzlich mangele. Dieser Mangel macht den Sprung aus dem Studentenleben in das Philisterthum bei den meisten zu einem tödtlichen. Wo man wie in Deutschland, als einem Censurlande, die Ideale nicht einmal aussprechen darf, wo die Wissenschaft so ganz von dem Leben getrennt ist, wie bei uns, wo man also weder Ideale noch Wissenschaft, sondern nur Hingebung an Rechtsalterthümer und Altflickersinn für die Conservirung des Bestehenden gebraucht, da wird der gewesene Student entweder ein verzweifelnder Unzufriedener oder aber ein vollkommener Philister, der in seinem Berufe nichts als die milchende Kuh sieht, sein Tagewerk maschinenartig abhaspelt und nur gegen die Zeit des Theaters oder der Bostonpartie ein gelindes Fieber fühlt. Bauer konnte sich in dieser Unfertigkeit nicht dazu entschließen, mit so vielen Anderen aufs Geradewohl nach Paris zu gehen. Er wollte handeln, handeln im eigentlichen Sinne, im Sinne des Kaufmanns. Mit dem Erlöse aus der Bibliothek des inzwischen verstorbenen Vaters, schiffte er sich nach den nordamerikanischen Freistaaten ein, und stieg mit einem Dollar in Newyork ans Land. Aber auch Salomon Heine ging mit acht Groschen nach Hamburg und jede handelsthätige Stadt hat reiche Leute aufzuzeigen, welche mit Nichts angefangen

haben, so daß es fast scheinen will, als müsse der Kaufmann mit Nichts anfangen, damit er gezwungen sei, alle die Thatkraft aufzuwenden, deren er überhaupt fähig ist. Unser Bauer ward nun freilich nicht so reich wie Salomon Heine, aber er erwarb doch so viel, um sich in seinem Geburtslande das Gut Mannhagen kaufen zu können. In der weichen Stimmung, die der Tod eines geliebten Weibes in ihm zurückgelassen, hatte ihn nämlich eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen.

Das Gut Mannhagen gehörte zu der wohl arrondirten Besitzung des Landraths von Büffelskopf auf Borgwall und wurde in dessen Concurse verkauft, denn die schönen Büffelkopf'schen Güter hatten doch am Ende die großartige Verschwendung des Landraths nicht mehr lasten können und obgleich man denselben noch durch die Erwählung zum Klosterhauptmann eines der adligen oder sogenannten Landesklöster zu retten gesucht, mußte er doch zuletzt das alte Erbe seiner Väter meiden; er zog sich mit einer Pension, die ihm theils seine Verwandten, theils als einem verarmten „Eingesessenen" und wegen seiner angeblichen großen Meriten die Ritterschaft bewilligt hatte, nach Bützow zurück, wo er sich aus Langeweile zuletzt allen Vereinen unserer Frommen und Frömmler anschloß. Bei der Besichtigung der Büffelkopf'schen Güter hatte der Doctor Bauer zuerst Roswitha kennen gelernt. Büffelskopf hatte dieselbe nämlich flehentlich gebeten, ihn auf einige Tage zu besuchen und ihm einige Fassung wiederzugeben;

der leichtſinnige alte Menſch, der den Ruin ſeines Vermögens immer ſelbſt vorausgeſehen und -geſagt hatte, war bei dem endlichen Eintritt deſſelben doch ganz wie aus dem Leime gegangen. Hier konnte Roswitha ihre ganze geiſtige und ſittliche Macht entfalten, und Bauer, der ſeinen Beſuch ſo lange als möglich ausdehnte, fühlte bald, daß ein inniges Verhältniß zu ihr zur Abklärung und Heiligung ſeines Weſens unendlich viel werde beitragen müſſen. Auch Roswithen that die tiefe Verehrung, welche ihr der durchgebildete, thatkräftige und für die höchſten Intereſſen der Menſchheit begeiſterte Mann bewies, unendlich wohl. Roswitha hatte viele bedeutende Staatsmänner, viele glänzende Cavaliere, viele namhafte Gelehrte und Künſtler kennen gelernt und die meiſten derſelben hatten ihrem Genius gehuldigt, aber eben nur ihre Geiſtreichigkeit nach Art des Gutſchmeckers genoſſen und dabei ihre Behauptungen als parador und ihre Vorſchläge als unpraktiſch belächelt. Anders mit Bauer, der ihre Begeiſterung theilte, aber beſonnener und erfahrener als ſie, die Gegenſtände derſelben in ſchärferer Begrenzung hinſtellte und ihr die Berechtigung derſelben zum Bewußtſein brachte. So ſich ergänzend mußten ſie in wenigen Tagen einander zum Bedürfniß werden. Büffelskopf hatte auch ſchon Roswithen prophezeit, daß ſie noch Madame Bauer die zweite werden würde, da ſie ſich nicht geſcheut habe, dem ſcheidenden Bauer auf ſeine Bitte gern und freudig zu verſprechen, daß ſie in einen regelmäßigen brieflichen Verkehr mit ihm treten wolle.

Der Doctor Bauer dachte übrigens allerdings ganz ernſtlich an eine Heirath mit Roswitha. Er hatte freilich bei dem Tode ſeiner Frau, von welcher ihm zwei Kinder lebten, ſeine Wiederverheirathung für unmöglich gehalten, da er meinte, zu einer guten Stiefmutter gehöre mehr Reſignation und Neidloſigkeit als bei den Weibern zu holen ſei, — aber einer Roswitha gegenüber hielt dieſer Vorſatz nicht Stich, und er dachte ſich dieſelbe vielmehr gerade am liebſten als die mütterliche Freundin ſeiner Kleinen.

Als nun der Doctor die Büffelkopf'ſchen Güter füglich nicht länger in Augenſchein nehmen konnte, machte er, um ſich zu ſeinem künftigen Beruf würdig vorzubereiten, eine landwirthſchaftliche Kunſtreiſe durch Meklenburg, von welcher er die Ueberzeugung mitbrachte, daß die landübliche Anſicht von der Vollkommenheit unſerer landwirthſchaftlichen Cultur mit zu den vielen Vorurtheilen der Meklenburger gehöre. Zur Entſchuldigung dieſer ſeiner ketzeriſchen Anſichten müſſen wir bemerken, daß ihm bei ſeiner Sehnſucht nach dem Umgange mit Roswitha Alles ſchaal und widerwärtig vorkam. Er ſchrieb damals in einem Briefe an dieſelbe: Welches Heimweh hatte ich zuweilen unter den Geldmachern in Amerika und welche Unbehaglichkeit jetzt in der Heimath! Ja, Sie haben Recht, wir haben in Meklenburg in keiner Sphäre einen ausgezeichneten Mann, einen bedeutenden Charakter, und hätte Meklenburg nicht eine ausgezeichnete Frau, ich hielte es nicht länger aus in dieſem Lande ſelbſtgefälliger

Indolenz. Es ginge wohl, aber es geht nicht, das ist das ewige Eiapopeia, mit dem der Meklenburgische Michel sich selbst einwiegt. God dam! (entschuldigen Sie diese Roheit, aber ich kann unter Umständen einen kräftigen Fluch nicht entbehren: ein solcher ist uns Männern das, was den Weibern der Seufzer), also God dam, wenn ich mir so neben dem Bruder Büffelskopf meinen nativen Bruder Jonathan denke, so verliere ich allen Stolz auf meine meklenburgische Eingeborenheit und jener kommt mir neben diesem vor, wie ein uralter obotritischer Mops neben dem muskelkräftigen, immer sprungfertigen Windspiel. Was mir meine Landsleute so sehr verleidet, daß ist ihr großer Mangel nicht bloß an Tüchtigkeit, sondern auch an Liebenswürdigkeit. Da ist zuerst der Adel. Vor dem jetzigen Bürgerkriege in der Ritterschaft gab es wirklich ganz erträgliche Menschen unter ihm, denn der Adel wurde damals noch getragen von dem Gefühl seiner Unverletzlichkeit, und in der Sicherheit seines Adelthums mischte er sich unbefangen unter die Bürgerlichen, so daß beide Theile, sich gegenseitig anerkennend, auf ziemlich gutem Fuß mit einander standen. Das ist unsere sogenannte gute alte Zeit. Aber jetzt wird der Adel von allen Seiten lebhaft angegriffen, man sagt es ihm auf den Kopf, daß er völlig unberechtigt dastehe und das geheime Gefühl seiner verlorenen Sache, das Gefühl, das ihm das ganze Land eine totale Niederlage nennt, macht ihn trotziger und anmaßender als je, wie ja das Bewußtsein des Unrechts immer, um mit der Bibel zu reden,

das menſchliche Herz zu einem zugleich trotzigen und verzagten Dinge macht. Daher das gereizte und geſpannte Weſen des Adels. Der Adlige ſcheint mir in einer gemiſchten Geſellſchaft immer zu fürchten, daß ſein bürgerlicher Nachbar, vertraulich werdend, zu ihm ſagt: Nicht wahr, lieber Baron, wenn Sie ganz aufrichtig ſein wollen, ſo müſſen Sie ſelbſt zugeben, daß der Geburtsadel der baarſte Unſinn iſt. So machen die jetzigen Angriffe auf den Adel denſelben nur noch abwehrender, ablehnender, unnatürlicher.

Was die bürgerlichen Gutsbeſitzer betrifft, ſo iſt von ihnen ebenfalls wenig Rühmliches zu melden; ſie haben überhaupt noch keinen beſondern Typus, ſondern gleichen, wenn man die Herren vom Sport, die Adelsſüchtigen, die Demagogen und den gebildeteren und geſinnungsvolleren jungen Nachwuchs abrechnet, meiſt unſern Gutspächtern und ſind alſo nichts mehr und nichts weniger als ganz gewöhnliche praktiſche Landwirthe, denen, wie man zu ſagen pflegt, die Drittel aus dem Halſe ſchreien und die eine gründliche Verachtung des Städters fühlen. Der Bürgerliche kauft ſich nämlich ein Gut, weil er durch daſſelbe Geld machen will, der Adlige dagegen mit ſeiner ſelten recht viel aus dem Gute herausbringenden Inſpectorwirthſchaft, weil er nur durch ein ſolches zum Vollgenuß aller politiſchen Rechte gelangen kann. Jener ſieht alſo nur ein landwirthſchaftliches Ganze in ſeiner Beſitzung und die mit demſelben verbundene Landſtandſchaft, für die er weder politiſche Bildung, noch politiſches Intereſſe

hat, wird von ihm nicht ausgeübt. Die auch ihnen regelmäßig zugehenden Landtagsausschreiben betrachten sie, da der Adel ja doch allein auf den Landtagen herrsche, als eine bloße Formalität, als eine staatsrechtliche Curiosität und blieben während der Landtagszeit ohne Scham und Gram auf ihrer Hufe sitzen. Zwar pflegten schon immer einige bürgerliche Gutsbesitzer den Landtag zu beziehen, aber diese fühlten sich mehr auf demselben geduldet als gleichberechtigt und sahen in dem Ganzen nur eine lehrreiche und interessante Unterhaltung, ohne im Entferntesten an einen möglichen Widerstand gegen die Adligen und an eine Partei der bürgerlichen Ritter zu denken; der Adel war übrigens damals so klug, die sich unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern aufthuenden Kampfhähne jedesmal dahin zu verführen, daß sie sich nobilitiren und demnächst in den eingebornen Adel aufnehmen ließen. Seit dem Landtage 1838 ist dies freilich anders geworden und wir finden die bürgerlichen Rittergutsbesitzer auf der Wanderschaft begriffen, um aus dem Flachlande politischer Nullität auf die Zinnen der Partei zu steigen. Doch giebt es noch immer viele Nachzügler unter ihnen und die Führer klagen herzbrechend über die Mühe, die es kostet, sie zu entscheidenden Momenten alle zusammenzutrommeln, so wie über das Ungeschickte in allem ihrem polititischen Reden und Thun. Um jedoch nicht ungerecht zu sein gegen die bürgerlichen Ritter, muß man bedenken, daß sie erst sechs Jahre sich mit staatlichen Dingen abgegeben haben und also

noch im politiſchen Kindesalter ſtehen. Wenn ſie nur all den Muthwillen und die Keckheit des Knabenalters erſt angenommen haben, ſo werden ſie ſchon mit ihren routinirten, aber altersſchwachen Gegnern fertig und Meklenburg dann endlich aus dem Burgverließe des Feudalſtaates erlöſt werden. Die bürgerlichen Ritter bilden nämlich einſtweilen in ihrem Gegenſatz zu ihren adligen Feinden die liberale Fraction unſerer Stände; dieſe ihre Stellung iſt aber keine naturgemäße, denn wer aus eignem Rechte als Grundbeſitzer eine perſönliche Landſtandſchaft hat, der iſt dem Stabilismus verfallen und gehört in eine hemmende Pairskammer. Die Wichtigkeit der gegenwärtigen ritterſchaftlichen Differenzen beruht nun vorzüglich darin, daß die Regierung, wenn ſie jetzt Hinneigung zu den bürgerlichern Rittern zu erkennen gäbe, und die einſtweilige liberale Richtung derſelben benutzte, alle ihre lange projectirten Reformen durchſetzen könnte. Denken Sie ſich nur die Staatsweisheit, welche die den bürgerlichen Rittern ſo günſtigen landesherrlichen Reſcripte von 1789 und 1793 dictirte, wieder am Ruder, ſo werden Sie geſtehen müſſen, daß jetzt bei ſolcher offenen Anerkennung der gerechten Sache der Bürgerlichen der Adel alsbald verloren ſein würde. Möchte denn Meklenburg endlich mal wieder klar ſehen in dieſer verhängnißvollen Frage, möchte es alle die Folgen, welche nothwendig die Anerkennung des eingebornen Adels als einer beſonderen Corporation nach ſich ziehen muß, wohl erwägen! Schon nimmt neben der adligen Oligarchie die adlige

Bureaukratie immer mehr überhand und der Adel packt wie ein tauſendarmiger Polyp alle Theile unſers Meklenburg und macht es krank. Nach dem Staatskalender von 1800 gab es nur 9 adlige Domanialbeamte und jetzt haben wir deren circa dreißig; damals waren von 22 Oberförſtern 17 bürgerlicher Geburt und jetzt ſind von den beſtehenden 21 Oberförſtereien nur noch 7 mit Bürgerlichen beſetzt. Welche Regierung würde am Ende auch mächtig genug ſein, den Bitten unſerer Eingeſeſſenen vom eingebornen Adel um die beſten und bequemſten Stellen des Staatsdienſtes für ihre Söhne, zu widerſtehen, wenn dieſelbe nicht die bürgerlichen Gutsbeſitzer zu gewinnen ſucht?! Die Regierung klagt, daß unſere Verfaſſung ihr bei den meiſten Reformbeſtrebungen hemmend in den Weg trete. Dieſe Klage iſt unbegründet. Unſere Regierung hat alle Macht, deren ſie bedarf, ſobald ſie den bürgerlichen Rittern ihr Recht giebt.

Was ſoll ich noch von den übrigen Ständen ſagen? In einem Feudalſtaate haben dieſelben ja keine Bedeutung. Unſere meklenburgiſche Feudalverfaſſung iſt aber noch dazu ſo ſteif und ſo feſt wie verſteinertes Holz, weswegen denn auch Meklenburg nie große Staatsmänner hat haben können, denn die Erhaltung des status quo iſt keine Kunſt, ſondern die Erweckung der Aufopferungsfähigkeit für großartige Reformen, das iſt die wahre Staatskunſt.

In den Städten treffen wir nun zunächſt die ſogenannten Honoratioren und die ſogenannten Gebildeten mit ihren

Clubbs und ihren Modezeitungszirkeln; sie halten jetzt alle die Illustrirte Zeitung und rathen Rebus und gegen die großen Interessen der Gegenwart stellen sie sich blasirt diese wohlerzogenen armen Schächer, und werden nur arm, wenn sie ihre Stimme abgeben über einen Clubbcandidaten. Da ist weiter der eigentliche Bürgerstand ohne Bürgersinn und Mannhaftigkeit; er ist noch nicht einmal so weit gekommen, daß er einsieht, wie die Herren vom Rath nicht die Herren der Stadt sind, sondern vielmehr Stadtdiener. Ich bitte, denken Sie sich neben einem Nordamerikanischen Schuster, der aus seinem Meeting kommt, einen meklenburgischen Ausschußbürger, der in der Raths- und Bürgersitzung mit andächtiger Ehrfurcht den Vorschlägen der „Herren" beistimmt!

Auf dem platten Lande haben wir, wenn wir von dem Proletariat unserer besitzlosen Tagelöhner schweigen, nun zuerst den Bauern. Durch Alles, was man ihm angethan hat, ist er so mißtrauisch geworden, daß er sich jetzt auch gegen wohlthätige Neuerungen mit Hand und Fuß sträubt, obgleich er am Ende bei der großen Machtvollkommenheit des Amts doch immer sagen muß: Ach ja, Herr Amtmann, ja. Ein Anfang zum Besseren sind in dieser Beziehung die von Pogge-Zierstorff hervorgerufenen Bauernversammlungen, welche aber freilich von den Anhängern der Theorie der Unreife für noch lange nicht an der Zeit gehalten werden.

Am besten gefallen mir noch die Büdner in den Domainen, was Sie aber bei Leibe nicht verrathen dürfen, denn

unſere Gutsbeſitzer und Pächter haſſen dieſe Menſchen, wegen ihrer verhältnißmäßigen Unabhängigkeit, wie die Sünde. Steht ſo'n Büdner mit der langen Pfeiffe vor ſeinem Häuschen und calculirt, ob das Wetter wohl noch lange ſo landtagen wird, oder macht er lieber Molden und Schaufeln zum Verkauf, ſtatt auf dem Hofe zu tagelöhnern, ſo iſt er ein ausgemachter Faullenzer; ſpielt er einmal irgendwo zum Tanz auf, ſo verführt er das Volk; iſt er im Beſitz einer Flinte, ſo heißt er der gefährlichſte Wilddieb; ſieht man ihn Holz karren, ſo werden die Forſten total von ihm ruinirt. Unſere Pächter und Tagelöhner wollen nämlich auf dem platten Lande neben ſich nichts als die nothwendigen Hoftagelöhner geduldet wiſſen, denn nur dann könne Meklenburg nach wie vor die meiſten ſeiner Urproducte ausführen und ein reiches (?!) Land bleiben, und nur ſo könne das gemeine Landvolk, das ganz dem lieben Vieh gleich ſei, in Zucht und Ordnung gehalten werden. Dieſe Herren beweiſen dann durch Zahlen, wie durch ihre Leute das Landarbeitshaus und Dreibergen und der Sachſenberg verhältnißmäßig am wenigſten bevölkert würden und die Sittlichkeit unter denſelben alſo mehr zu Hauſe ſei als in den Städten, den Bauerdörfern oder gar in den Büdnercolonien, vergeſſen aber ganz und gar, daß der freie Menſch nur durch ſich ſelbſt und durch das Geſetz, aber nicht gleich dem Sträfling durch einen ſeiner Mitunterthanen in Zucht und Ordnung gehalten werden ſoll. Ich habe bei meinen Unterredungen über dieſen

Gegenstand immer unwillkührlich an meinen kurzen Aufenthalt in den Sklavenstaaten der Union denken müssen: die Sklavenbesitzer vertheidigen die Sklaverei genau mit eben den Gründen, mit welchen unsere Gutsbesitzer die Tagelöhnerei der Besitzlosen in Schutz nehmen. —

Da unsere Leser der Kannegießereien des durch die Julirevolution und durch den Aufenthalt in den nordamerikanischen Freistaaten für das alte Europa politisch völlig verdorbenen Herrn Doctors nachgerade gewiß herzlich satt sind, so könnten wir in unserer Erzählung jetzt ungehindert weiter fortfahren, wenn wir nicht hinsichtlich des auffallenden Tons der in diesen seinen Briefen über meklenburgische Zustände an eine Dame aus dem eingebornen Adel herrscht, annoch eine weitere Erklärung für nöthig hielten. Wir haben freilich schon oben erwähnt, daß beide sich mit einander fleißig über die sogenannten höchsten Interessen zu unterhalten pflegten, aber wir müssen nachträglich noch erwähnen, daß sie namentlich den Geburtsadel in ihren Gesprächen mit Stumpf und Stiel ausrotteten. Wie weit es Roswitha damit bei sich gelungen war, werden wir am besten aus den nachstehenden Stellen ihrer Briefe an Bauer sehen.

Die Kreuze der Orden, welche uns Klosterdamen verliehen worden, sind bei den bürgerlichen bedeutend kleiner gerathen, und diese sind, wie mir heute Eine von ihnen erzählte, damals so tapfer gewesen, deswegen die Annahme

derſelben der Herzogin-Stifterin zu verweigern. Iſt das nicht hübſch? Aber hernach kommen ſie und bitten demüthigſt und unterthänigſt um dieſe ſelben kleineren Ordenskreuze, die ihnen denn auch ſofort verliehen werden. Ei done! *)

Wenn die Juden unſeren Adel bildeten, ſo könnte man denſelben wenigſtens einigermaßen begreifen. Der Jude hat ein anderes Exterieur, eine andere Nationalität, einen anderen Glauben und es iſt durch dies alles eine natürliche, aber von der Vernunft freilich nicht anzuerkennende Scheidewand zwiſchen ihnen und uns gezogen. Dieſe natürliche Grenze fehlt aber zwiſchen dem Adel und den übrigen Volksgenoſſen und die Anmaßung beſonderer Rechte iſt alſo in keiner Weiſe an eine beſondere Eigenſchaft deſſelben geknüpft, mithin die adlige Geburt eine reine Gnadenwahl, ſo daß alſo ſehr füglich mit vollem Titel der Adlige ſich nennen dürfte: Wir Victor Auguſt von Gottes Gnaden Herr oder Baron oder Graf von N. N.

Der Adel hat keine geſchichtliche Miſſion mehr, denn es haben ſich andere ariſtokratiſche **) Elemente aufgethan, die

*) Die Ribnitzerinnen erbaten dieſen im Jahre 1763 geſtifteten Orden pour la vertu ſchon im folgenden Jahre 1764; die Dobbertinerinnen bielten's aber bis 1787 ohne Orden aus.

**) Das mag wahr ſein, wenn man von dem deutſchen Adel im Allgemeinen ſpricht, aber der reiche und politiſch mächtige Adel Mecklenburgs bildet mit den übrigen Gutsbeſitzern allerdings noch unſere ausſchließliche Ariſtokratie.

weit mehr materiellen und moraliſchen Einfluß haben. Der Adel ſpielt aber noch immer den Don Quixote der excluſiven Ariſtokratie und iſt noch immer der Rococcoariſtokrat, welcher vor lauter Standesvorurtheilen die Kämpfe unſerer Zeit gar nicht ſieht. Wie albern ein eingefleiſchter Junker wohl ausſieht, wenn er ein communiſtiſches oder ſocialiſtiſches Buch lieſt?!

Was ſagen Sie dazu, daß der Adel jüngſt auf die ſolenneſte Weiſe ausgelacht iſt und daß nicht incognito von Einem oder Einzelnen, nein von der ganzen civiliſirten Welt und vor der mächtigſten Verſammlung des mächtigſten Reichs. Hören Sie nur. Obgleich der Adel in Frankreich ſo wenig Bedeutung hat, daß man ſich durch eigenmächtige Nobilitirung nur in den Augen aller vernünftigen Menſchen lächerlich, aber nicht vor dem Geſetze ſtrafbar macht, ſo macht gleichwohl die Regierung ein ſehr gutes Geſchäft mit Adelsdiplomen. Die verſchiedenen Arten derſelben haben einen verſchiedenen Tarif, welcher durch eine Stempeltaxe wahrgenommen wird. Hievon war in der franzöſiſchen Kammer die Rede und der Juſtizminiſter verſpricht ſich unglücklicher Weiſe und ſagt ſtatt Stempeltaxe Narrentaxe (sceau und sot). Da erfaßte die Kammer eine Lachluſt, ſo wüthend und hinreißend, daß ſie unerhört iſt in den Annalen dieſer ehrenwerthen Verſammlung. Als der erſte Sturm ſich gelegt hatte, wollte man die Verhandlungen wieder anfangen, —

aber es ging nicht, denn immer und immer kamen großartige Lachstöße, und so lachte man die Sitzungszeit bis zu Ende.

Bei meiner jüngsten Reise nach Schwerin zerbrach mir in dem berüchtigten Steinfelder Holze, in welchem schon einmal ein zur Huldigung reisender Landrath beim Umstürzen seines Wagens das Leben verloren haben soll, glücklicher Weise nur etwas am Wagen, und mußte mit meinem Kammermädchen die kurze Strecke nach der Fähre gehen. In der für die Gäste niederen Ranges bestimmten Stube, deren Thür weit offen stand, saßen Bauern beim Kartenspiel und ich hörte den einen derselben einem andern mehrmals erwiedern: Dat litt dei Ritterschaft nich. Der Wirth erklärte mir auf mein Befragen, daß das ein gäng und gebes Sprichwort sei und man damit die absolute Unmöglichkeit einer Sache zu bezeichnen pflege. Der erste Bauer werde wohl gesagt haben, er würde so und so viel Stiche machen und der zweite ihm darauf habe erwiedern wollen, daß sei unmöglich, weil er die Matadore habe; in solchen Fällen sage man: Das leidet die Ritterschaft nicht. — oder: Ja, wenn die Ritterschaft nicht wäre. So ist das Bewußtsein von der Uebermacht unserer Ritterschaft bis tief ins Volk gedrungen und die Nachkommen der Bauern, welche zu Karl Leopold's Zeit schrien: Wi willn den Eddelmann dodt schlagen, erkennen diese Uebermacht jetzt sprichwörtlich an. —

Jetzt wird wohl Keinem mehr der Ton in des Herrn Doctor Bauer Briefen an Roswithen auffallen. Der geneigte Leser sieht zugleich aus diesen Pröbchen, wohin es führt, wenn die Naseweisheit sich mit den höchsten Interessen der Menschheit befaßt und den Boden des historischen Rechts verlassend in die bodenlosen Räume der sogenannten Ideen hineinplumpset.

Doch fahren wir in unserer Erzählung endlich einmal wieder fort. Der Doctor Bauer kaufte also Mannhagen und betrieb so schnell als möglich seine Zulassung zur Ableistung des Lehneides, (welches, beiläufig gesagt, einer unserer unnützesten Eide ist), damit er schon zur Beziehung des nächsten Landtages, wie es in dem alterthümlichen Landtagsausschreiben heißt, citirt, geladen und geheischt werde. Es gelang ihm dies und er war nun, ohne daß das Land etwas davon erfuhr, flugs einer seiner sogenannten Vertreter. Er wollte diese erste Saison sich eigentlich darauf beschränken, den Geschäftsgang und die Parteiführer kennen zu lernen, und der meiste Mann hätte hiemit allerdings vollauf zu thun gehabt, denn bei dem Mangel einer Geschäftsordnung und bei dem Durcheinanderreden und resp. Schreien während der Debatten, ist das Eine so schwer wie das Andere. Bauer fand sich jedoch mit seiner scharfen Beobachtungs- und Auffassungsgabe bald einigermaßen zurecht in dieser babylonischen Verwirrung und da bei unseren landständischen Verhandlungen nicht die offene parlamentarische Feldschlacht-

ſondern kleinliche Intriguen und allerlei diplomatiſche Kunſtſtückchen den Ausſchlag geben, ſo konnte er ſchon jetzt durch die Rückſichtsloſigkeit und den Scharfſinn, mit welchem er das Spiel der Gegner aufdeckte, ſeiner Partei die größten Dienſte leiſten. Dabei hatte Bauer ein bedeutendes Rednertalent. Beſonnene Ruhe neben höchſter Begeiſterung, Takt und Schönheitsgefühl neben tiefer und umfaſſender politiſcher Bildung, eine klangvolle, biegſame Stimme, dies Alles würde ihn in der franzöſiſchen oder engliſchen Kammer zu einem Redner von europäiſchem Rufe gemacht haben; aber auch in unſerer Ständeverſammlung, welche Rednertalent weniger zu würdigen weiß, machte gleich ſeine Jungfernrede, wie die Engländer es nennen, das größte Aufſehen und alle Parteien fühlten, der Strom dieſer Rede werde in ſeinen Strudeln noch manches altehrwürdige Herkommen verſchlingen. Bauer ſtellte nämlich in freier Rede den Antrag auf Abänderung des §. 167 des Landesvergleichs, nach welchem der ſogenannte eingeborne Adel allein zu den Landrathsſtellen wählbar iſt. Er wußte allerdings, daß ſein Antrag wegen mangelnder Intimation deſſelben nicht einmal eine Abſtimmung zur Folge haben könne, aber es war ihm bei jenem Antrage auch zunächſt noch überall nicht um einen directen Erfolg, ſondern nur darum zu thun, die durch ein eben eingegangenes Regierungsreſcript an die Landtagsverſammlung augenblicklich etwas gedrückte Stimmung der Bürgerlichen wieder zu kräftigen. In glänzender Rede entwickelte er den Wider-

ſpruch, in welchem dieſer einzige Paragraph mit unſerer ganzen übrigen, ſonſt in ſich ſo conſequenten Verfaſſung ſtehe, wie dieſer Widerſpruch jetzt, wo die Zahl der bürgerlichen Ritter der der adligen gleich komme, immer ſchreiender werde, wie verderblich und unvernünftig es überhaupt ſei, die Zulaſſung zu dieſen vielen und hochwichtigen Aemtern von der Zufälligkeit der Geburt abhängig zu machen und wie die Aufhebung aller Vorrechte des eingebornen Adels erſt der Ritterſchaft ihre ganze frühere Macht wiedergeben könne, wogegen mit der Beibehaltung des Begriffs der Eingebornenheit der Adel Alles aufs Spiel ſetze, da die bürgerlichen Ritter bald das numeriſche Uebergewicht haben und die Stimmen der Landtagsverſammlung beherrſchen würden.

Der Redner hatte ſeinen Zweck vollkommen erreicht: nie hatten die bürgerlichen Ritter es lebhafter und beſtimmter gefühlt, wie demüthigend für ſie und wie unheilbringend für das Land der gedachte Paragraph ſei, nie hatten ſie ſo von Muth und Drang für die gute Sache geglüht. Der Adel aber war wie niedergedonnert, wie in Ohnmacht gefallen, und als er von derſelben zum Ingrimm erwachte, ſchrie Alles durcheinander und ihre Demagogen ſelbſt hielten die wenigen Redeluſtigen, die als Freiwillige vortraten, zurück, denn man fühlte recht gut, daß man einem ſolchen Redner keinen Ebenbürtigen entgegenzuſtellen habe. Mehrere jüngere Adlige aber, die den Heißſporn ſpielten und ſtolz darauf thaten, daß ihre Vorfahren das Fauſtrecht geübt, hatten

angeblich immer ſchon viele Luſt gehabt, den Knoten wie weiland Alexander mit dem Schwerte zu durchhauen; dieſe ſprachen nun in einer eigends dazu angeſetzten Conferenz ein Langes und Breites darüber, wie es anzufangen ſei, den Doctor Bauer auf gute Manier zum Duell zu kriegen. Da reckte ſich gähnend der gewaltige Hüne von Unband auf Schadeland, denn das endloſe Gerede der Leute machte ihm große Langeweile, und ſagte: Wißt ihr was, Kinder, laßt mir das Doctorchen; ich habe mich ſeit Göttingen her nicht gepaukt und möcht' das Ding für mein Leben gern mal wieder probiren. Mit ungemeiner Bereitwilligkeit ließ man ihm auch ſofort den Doctor, obgleich man wußte, daß dem von Unband, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, der ganze ritterſchaftliche „Trödel" ungeheuer „Wurſt" ſei. Der von Unband auf Schadeland war aber auch ganz der Mann, von dem man nicht zu fürchten brauchte, daß er ſich bei einem Duell compromittire. Von der Natur mit einem unverwüſtlichen Körper und einer ihn nie verlaſſenden Jovialität begabt, war Unband unter der laxen Aufſicht einer zärtlichen Mutter ſchon als Knabe zu einem Meiſter in allen tollen und übermüthigen Streichen geworden, ſo daß er in dieſer Beziehung ſogar auf der Univerſität nichts mehr lernen konnte, ſondern auf derſelben ſofort der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung ward. Als die Vormünder ihm Schadeland übergeben hatten, ſetzte er hier ſeine gewohnte Lebensart fort. Ein Kirchthurmrennen mitreiten, die Nacht

am Pharaotisch sitzen und dann zu einer Hetzjagd aufspringen, die kleinen Städte der Nachbarschaft, einmal sogar bis zum Läuten der Sturmglocke in Angst und Schrecken setzen; von dem Wirthshauskellner, der ihm das geforderte Viertel Wein bringt, statt der Viertel Flasche ein viertel Anker verlangen, in fremden Revieren jagen, Chausseeböcke umfahren, — das waren so seine kleinen Amüsements. Er wollte freilich die Sache im Großen treiben und sich dem berühmten Lord Waterford anschließen, aber seine alte Mutter hing so sehr an den Wildfang, daß sie ihm keinen Urlaub geben wollte; das wäre ihm nun an sich eben nicht sehr zu Herzen gegangen, aber sie fügte die Drohung hinzu, daß sie ihm bis ans Ende der Welt nachreisen werde, und das war denn allerdings außer allem Spaß.

Unband ging nun sogleich ans Werk. Er ließ sich dem Doctor Bauer in bester Form vorstellen und begann alsdann den Handel mit folgender Anrede: Auf Ehre, Doctor, Ihr könnt parliren wie ein Advokat und ich war während Eurer Rede himmelangst, daß mein alter Ohm, der geheime Kriegsrath, vor Wuth bersten würde. Doch seht, ich bin, was man einen Edelmann von alter Familie nennt und die Unbands haben schon seit Olim's Zeiten im Lande Meklenburg randalirt, ja, ich bin sogar Johanniterritter und da darf ich denn solche Rebellion, wie Ihr sie da macht, nicht leiden. S'ist freilich ein wunderliches Ding mit dem Adel, aber, seht, bei mir heißt's: Ein Hundsfott, wer seine Fahne ver-

läßt. Ergo, wie wir Lateiner ſagen, müßt Ihr blaue Bohnen mit mir eſſen. Ich bitt Euch nun, ſagt mir das im Guten zu, denn ſonſt müßt ich Euch erſt inſultiren und das ſollte mir auf Ehre ſehr leid thun, denn Ihr ſeid, der Teufel hol', ein ganzer Kerl.

Der Doctor Bauer beſah ſich ſeinen Mann erſt gehörig und erwiederte ihm ſodann ohne weitere Discuſſion, wie er nach dem Schluſſe des Landtags jeder Zeit zu ſeinen Dienſten ſtehe, worauf er ſich mit einer kühlen Verbeugung beurlaubte. Unſer Unband beſaß ſo viel Unverſchämtheit wie nur irgend ein Anderer, aber er fühlte ſich dennoch durch die ſichere, ruhige Manier, mit welcher ihn der Doctor abgefertigt hatte, gewiſſermaßen, wie man ſagt, aufs Maul geſchlagen. Doch konnte er unmöglich ſo verdutzt da ſtehen bleiben und er drehte ſich alſo, nachdem er noch in den Bart gebrummt, das iſt aber ein verteufelt vornehmer Kerl, auf dem Abſatz um und ging, um ſeinen Auftraggebern zu rapportiren.

Der Doctor Bauer war nicht bloß in der Theorie ein Gegner des Duells, ſondern würde auch den Muth gehabt haben, in einer ihn rein perſönlich betreffenden Sache die Annahme eines ſolchen zu verweigern; er vertrat aber hier die Sache ſeiner Partei und glaubte aus Rückſicht auf dieſelbe dem Adel auch nicht einmal den zweifelhaften Vortheil eines vergeblich angebotenen Duells laſſen zu dürfen, hoffte vielmehr durch die Annahme des auf ſo brüske Art geſuchten

sogenannten Ehrenhandels demselben eine nicht unbeträchtliche Schlappe beizubringen. Wirklich entlud sich auch auf Unband und Consorten der Tadel aller Parteien, denn selbst der größere und bessere Theil des Adels fühlte, daß durch solche Mittel seiner Sache mehr geschadet als genützt werde*); auch wurde Unband auf dem folgenden Landtage von den fürstlichen Commissarien gänzlich ignorirt und nicht ein einziges Mal zur Landtagstafel gezogen, aus welchem Allen er sich freilich bei seinem Naturel sehr wenig machte.

Das Duell war übrigens gleich nach dem Landtage hart an der Grenze vor sich gegangen und Bauer hatte in demselben eine freilich nicht gefährliche, aber doch große Schonung heischende Wunde davon getragen und mußte sich, da der Arzt durchaus nicht zugeben wollte, daß er weiter als bis zum nächsten Orte fahre, bei unserem alten Bekannten, dem Baron Neuerung, auf dessen Feldmark man sich geschlagen, einquartiren. Unband, dem die Verwundung des ihm immer vornehmer erscheinenden Bauer herzlich leid that, ritt vorauf und bestellte das Quartier, welches der je älter, je geiziger werdende Baron aber erst nach vielem Schimpfen und Fluchen von Seiten Unband's bewilligte, der ihm zuletzt

*) Es scheint sich also wenigstens in dieser Beziehung der Geschmack unseres Adels sehr geändert zu haben, denn noch unter Karl Leopold klagte die Ritterschaft auf Aufhebung des von demselben erlassenen Duelledicts, da dasselbe „ihrer Ehre und ihrem auswärtigen Ruhme nachtheilig sei".

erklärte, er sei eben so wenig ein Cavalier wie seine alte Petze, wenn er einem im Duell verwundeten Mann die Aufnahme versage.

Das Gerücht von diesem Duell war auch zu Roswithen gedrungen und das Gerücht hatte nach seiner alten Gewohnheit Bauer's Wunde alsbald zu einer solchen gemacht, an welcher er unbedingt sterben müsse. Der tiefe Schmerz, der Roswithen bei dieser Nachricht ergriff, machte es ihr erst klar, wie sehr dieser Mann ihre Achtung und, wie sie der Wahrheit gemäß hätte hinzusetzen müssen, auch ihre Neigung gewonnen habe. Um aus der peinigenden Ungewißheit über seinen Zustand herauszukommen, entschloß sie sich rasch, den Baron zu besuchen. Bei ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen zu demselben konnte dieser Besuch dritten Personen nicht auffallen, und was den Baron selbst betraf, so hatte derselbe, der durch sie Geschmack an der Lectüre gewonnen und aus Dankbarkeit dafür keine anderen Bücher las als solche, welche sie ihm leihen konnte, sie oft und dringend um ihren Besuch gebeten. Sie traf den Doctor Bauer, der schon am folgenden Tage nach Mannhagen abreisen wollte, fast völlig wiederhergestellt. Sie konnte ihre Freude darüber nicht verbergen und hätte es auch nicht mehr mögen, als sie gesehen hatte, wie wohl dieselbe dem Doctor that. Dieser schob nun seine Abreise noch um einen Tag hinaus, um Gelegenheit zu einer ungestörten Unterredung mit Roswithen zu erlangen; während seines Krankenlagers war der Ent-

ſchluß, dieſelbe um ihre Hand zu bitten, in ihm gereift und er wollte nun möglichſt bald ihre Entſcheidung haben. Aber als er ſie am folgenden Tage fragte, ob ſie ſeinen Kindern die Mutter erſetzen und ihm die fernere Lebensgefährtin ſein wolle, ſagte ſie doch nicht gleich Ja — das wäre ein Formfehler geweſen, ſondern ſie erbat ſich noch erſt, einem altehrwürdigen Herkommen gemäß, einige Tage Bedenkzeit. Für den Doctor, dem freilich ſtarke Indicien vorliegen mochten, daß ſie im Herzen ihr Kloſtergelübde bereits gebrochen habe, ſchien jedoch keine Ungewißheit weiter vorhanden und er verſprach in der Freude ſeines Herzens dem Baron, dem er bald abgemerkt hatte, daß ihm courante Sachen als Geſchenk am liebſten ſeien, zum Dank für die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſeine ſchöne Airſhirekuh Vandalia, welche auf der letzten Güſtrower Thierſchau prämirt worden war. Roswitha ſchickte aber ſogleich durch einen Boten einen Brief an ihren Bruder nach Lütten-Klein, um über den Antrag des Doctors ſein rathſames Bedenken einzuholen, welchen Brief jedoch die Kammerherrin in ſchweigender Verachtung ſogleich dem Feuertode im Ofen übergab und darauf dem zum Mitbringen eines Beſcheides inſtruirten Boten ſagte: er ſolle nur eine gehorſamſte Empfehlung vom Herrn Kammerherrn machen und es wäre Alles ſchon gut. So ward das Hochwohlgeborne Fräulein Conventualin Roswitha von Vollblut Frau Doctorin oder, wenn man lieber will, Frau Doctor Bauer.

Hier nun höre ich einen alten bürgerlichen Gutsbeſitzer,

der sich diese Geschichte Abends nach Tische von der Erzieherin seiner Töchter vorlesen läßt, denn ihm thun von der frischen Luft dann die Augen weh, ausrufen: Das ist ja aber 'ne Geschichte wie ein Bandwurm, der reißt auch gar nicht ab. Ach bitte, entschuldigen Sie, meine Damens, fügt er auf einen strafenden Blick seiner auf Anstand haltenden Ehehälfte hinzu, seinen Fehler noch vergrößernd; entschuldigen Sie, daß ich den alten dummen Bandwurm schon wieder anbringe; da ist Keiner anders Schuld daran als mein alter seliger Vater: der pflegte immer von solchen Herren, die gar zu lange Titel haben, als zum Exempel: Geheimer Obermedicinalrath, zu sagen: Der Kerl hat 'nen Titel wie'n Bandwurm. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist denn also die Geschichte bald aus, oder geht's noch mal wieder feldein?

Sellin konnte aber noch nicht zu Wort kommen, denn seine Jüngste, Jettchen, die im Rufe großer Klugheit, wenigstens pflegte der Vater oft auszurufen: Na, was die Dirn' doch klug ist! — Jettchen sagte belehrend: Ach Papa, Du hast doch Alles, was im vorigen Kalender von der Geschichte stand, rein wieder ausgeschwitzt! (Sellin: Fi, Jettchen, man sagt nicht ausschwitzen statt vergessen.) Da ist ja noch der kleine Junker Gerold, der so hübsche Hände und Füße hat und der ist die Hauptperson in der ganzen Geschichte; sieh', der kommt nun und dann fängt's erst recht an, denn dies ist ja noch alles nichts Ordentliches gewesen.

Feldkümmel. Ja, mein Kind, ich hab' wohl was anderes in'n Kopf zu nehmen als so'n dummen Junker mit seinen hübschen Händen und Füßen. Ach, Mutter, gib mir doch noch ein Glas Rothwein, ich bin nach den Fischen ganz durstig geworden. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist die Geschichte also bald aus?

Erzieherin. Entschuldigen Sie, Herr Feldkümmel, ich weiß es wahrlich nicht; am Ende steht nichts von: Fortsetzung folgt und auf den paar Blättern, die nun noch kommen, kann doch auch die Geschichte unmöglich beendigt sein.

Ach, die ganze Geschichte ist man sehr mäßig, sagte hierauf das älteste Fräulein Tochter, die sich in ihr Kämmerlein wünschte, um Eugen Sue's Memoiren einer jungen Frau, welches Buch ihr das Buttermädchen heimlich mit aus der Leihbibliothek hatte bringen müssen, zu verschlingen — das ist ja gar nicht ein bischen spannend, setzte sie hinzu.

Na, was ich sagen wollt': ich weiß gar nicht, was Du seit einiger Zeit mit Deinem Spannen hast, sagte der Vater sie fixirend. Die Geschichte soll auch gar nicht spannend sein, Du dummes Ding; das ist eine politische Geschichte und hängt Alles mit uns Bürgerlichen und mit den Adligen und mit der Ritterschaft und dem Landesvergleich zusammen.

Erzieherin. Ja, darum sagte der Pastor auch, das Buch würde verboten werden.

Feldkümmel. Na, was ich sagen wollt', Sellin, der Pastor hat das Seinige rechtschaffen gelernt, aber von der

Verfassung und von uns Landständen da versteht er nun einmal nichts! Sehen Sie, Sellin, wir von der Ritterschaft sind doch immer die Hauptsache, denn, was ich sagen wollt', wenn wir keinen Weizen an den Engländer verkaufen, so kann der Stadtmann nichts verdienen, und wenn wir nichts haben, so haben sie alle nichts. Wir sind also die Hauptsache und wir sind alle gut zu Wege und rebelliren nicht und was so die andern sind, die haben ja nichts und müssen sich also wohl schicken. Also, was ich sagen wollt', warum sollten die Herren von der Regierung sich ein Ansehen machen und so'n Zeugs verbieten? Ne, Sellin, wenn die Regierung das Buch hätte verbieten lassen, so hätte sie das wegen des Aufsatzes über den Grundbesitz gethan, denn was da darin steht, das ist lauter dummes Zeug, und wenn es nach dem Menschen seinen Kopf ginge, dann bliebe die Ritterschaft nicht mehr die Hauptsache und es würde Alles anders im Lande. Aber das leidet die Ritterschaft nicht und die Regierung weiß das und ist ruhig und vertraut auf uns Ritterschaft, denn wir werden nur falsch, wenn das liebe Korn nichts gilt — aber da hilft freilich kein Rebellern, denn da sind die Conjuncturen an schuld. Ja, wo sie die Kammern haben und Fabriken und wo die Leute über die Zeitung ihren Kaffe kalt werden lassen und Constitutionsfeste feiern, und wo keine ordentliche Ritterschaft ist, da muß die Regierung wohl bange werden bei all dem Rufen und Schreien und die Demagogen verbieten und solche Bücher, die immer

alles anders haben wollen. Na, was ich sagen wollt', ich muß immer noch über den Pastor lachen mit seinem Bücherverbieten. Ne, Herr Pastor, das thut unsere Regierung den Leuten nicht zu Willen, denn dann würden unsere Scribenten jubeln, daß unsere Regierung nun auch Furcht zeige vor solchen papiernen Drachen.

Madame Feldkümmel. Jettchen, hol' Vatern noch ein Glas Wein, er ist heut so beredtsam, daß ihm gewiß die Kehle schon ganz trocken geworden. Aber was ich sagen wollt', Vater (Na, ich glaube, ich gewöhne mir Deine dumme Redensart am Ende auch noch mit an), der Candidat bei Barons, der unser Sellin immer besucht, — —

Erzieherin. Bitte, Madame Feldkümmel, sein Besuch gilt gewiß gar nicht meiner unbedeutenden Person, sondern allein Ihrem gastfreien und liebenswürdigen Hause.

Feldkümmel. Na, Sellin, was ich sagen wollt', ich habe doch auch schon ein Vögelchen von Ihnen und von dem Candidaten singen hören. Nun, Sellin, Sie brauchen ja darum nicht so roth zu werden; es ist ja ein netter, ordentlicher Mensch, der gut Karten spielt und das neue schwere Examenn auch schon gemacht hat.

Madame Feldkümmel. Also der Candidat bei Barons, der unser Sellin, i nicht doch, der unser gastfreies und liebenswürdiges Haus so oft besucht und der die Briefe über den Pietismus von dem langen Reinhard, der in der Kirschenzeit mal mit ihm einen Nachmittag hier war, von

Ort zu Ende auswendig weiß, der ſagte mir letzlich: Ja, das Buch wäre wirklich verboten, aber nicht wegen Eures Junker Gierath, ſondern wegen der Reinhard'ſchen Briefe und weil keiner die Pietiſten, was ganz ruhige, ſtille Menſchen ſind, turbiren ſoll.

Erzieherin. Ja, der Herr Candidat ſagte, die Reinhard'ſchen Briefe hätten, wie er ſich ausdrückte, eingeſchlagen wie Hagel in die Fenſtern und allen Leuten die Augen geöffnet über die Religionsheuchelei. Die Regierung ſei zwar nicht ſo, daß ſie dergleichen verbiete, aber die Pietiſten hätten ſchon allenthalben vielen Anhang und hätten richtig das Verbot durchgeſetzt. Der Herr Candidat klagte dabei, daß er unter dieſen Pietismus wohl noch lange auf eine Pfarre warten könne, denn er habe nicht das jetzige Glaubensmaß und verſtehe die fromme Augenverdrehung nicht.

Feldkümmel. Na, Sellin, die Augenſprache verſteht er doch ſonſt aus dem Grunde. Alſo, was ich ſagen wollt', da iſt der Candidat auch auf einem Holzwege, wenn er glauben thut, die Duckmäuſer von Pietiſten hätten Einfluß bei unſerer Regierung. Ne, die Regierung weiß: Religion muß ſein und Spaß muß auch ſein, und ſo denkt die Ritterſchaft auch. Denn ſehen Sie, Sellin, ohne Religion glauben unſere Leute nicht an den Dienſtzwang und ohne ein bischen Spaß halten ſie ihn doch wieder nicht aus.

Madame Feldkümmel. Na Kinder, nun macht nur, daß Ihr mit Eurer Vorleſerei fertig werdet und dann wollen wir zu Bett gehen.

Feldkümmel. Na, was ich ſagen wollt', Jettchen, du ſchläfſt ja wohl ſchon?

Jettchen. Ach Papa, wenn Gerold keine Geliebte kriegt, ſo iſt es ja gar kein ordentlicher Roman und dann mag ich auch nichts mehr davon hören.

Erzieherin. Jettchen, wie oft habe ich Dir ſchon geſagt: Man ſagt, nicht: kriegen, man ſagt: bekommen.

Jettchen. Soll ich denn auch ſagen: Alwine, bekomm mir mal das Strickzeug her?

Feldkümmel. Jettchen, wenn Du auch noch ſo klug biſt, ſo mußt Du doch nicht dummdreiſt werden gegen Sellin. Na, was ich ſagen wollt', Kinder, ich bin auch bäßlich müde und wir können die Geſchichte ja morgen weiter hören, wie der Großmogul immer ſagt, wenn der Sandmann kommt, in dem hübſchen Buche, was wir im vorigen Winter laſen. Und was ich ſagen wollt', Sellin, ich weiß nicht, die Wine (ſeine älteſte Tochter Alwine) will mir jetzt gar nicht gefallen; ſie ſieht ſo weiß aus wie Stoppelbutter ohne Safran und ihre Gedanken ſind immer ſo weit weg wie meine Füllen, wenn ſie aus der Koppel gebrochen ſind. Laſſen Sie die Dirn' nur ja nichts Spannendes leſen; das ſoll nicht gut ſein für die Moral und ſolche junge Dinger ſollen dadurch ſo confus werden wie die Schafe, wenn ſie die Drehe haben. Alſo, was ich ſagen wollt', Sellin, laſſen Sie die Wine nur ſolche Geſchichten leſen, wie dieſer Gerold — die thun keinem Menſchen was.

Erzieherin. Aber Herr Feldkümmel, ſolche Geſchichten ſind denn doch wohl ein bischen zu langweilig für junge Damen.

Feldkümmel. Weiß wohl, Sellin. Ich höre die Geſchichte von Gerold auch nur darum ſo gern, weil man ſo barbariſch müde dabei wird und die Wine ſoll auch müde ſein, wenn ſie zu Bett geht und nicht bis zwölf im Bett leſen und das Licht verſchwelen. Na, was ich ſagen wollt', da iſt Mutter ja ſchon mit den Schlüſſeln und wir ſprachen ja vom Zubettgehen. Na, gute Nacht auch, meine Damens.

Und auch wir wollen hiemit allen Mitgliedern des Hauſes des bürgerlichen Ritters Feldkümmel auf Kümmelfeld eine geruhſame Nacht wünſchen. Aber damit kommen wir noch nicht wieder in das Gleis unſerer Geſchichte, mit der ich mich, wie dem geneigten Leſer nicht entgangen ſein wird, ſo ziemlich feſtgefahren habe. Ich wandte mich in dieſer Verlegenheit an meine liebe Frau, welche in ſolchen Dingen zuweilen einen ganz guten Einfall hat. Aber die Gute arbeitete, wie ſie es zu nennen beliebt, ſchon wieder an ihrem Reiſetagebuche, und bat mich, ſie nicht zu ſtören, da ſie eben in der Schilderung eines Sonnenuntergangs auf der offenbaren See oder, wie mein Junge ſagt, auf der Offenbarung begriffen ſei. Ach, das verwünſchte Reiſetagebuch! Ich lebte ſo glücklich mit meinem Frauchen, als ſie noch an nichts Anderes dachte, als mir Alles ſo behaglich als möglich einzurichten

und nun habe ich, unglücklicher Mann, statt einer Hausfrau, deren höchster Stolz ihr musterhaftes Hauswesen ist, einen leibhaftigen Blaustrumpf. Die Sache kam so. Ein Sprößling einer alten Staatsdienerfamilie wurde ich nach nothdürftig bestandenem ersten Examen sofort als wirklicher überzähliger Secretair bei einem Collegium in Schwerin angestellt und erhielt auf meine klägliche und bewegliche Eingabe im vorigen Jahre wiederum eine Zulage von 150 Rthlrn. Man wendet in solcher Eingabe die uralte Tradition der Schweriner Bureaukratie, daß das Leben in Schwerin und merkwürdiger Weise besonders für die Angestellten beispiellos theuer sei, auf seine besondere Lage an und fährt hiemit so lange fort, bis Wirkung erfolgt. Sobald mir nun jene Zulage bewilligt worden war, fing meine Frau urplötzlich eine neue Art von Tischgesprächen an. Sie sei noch nie aus Mecklenburg heraus gewesen; sie habe von ihrem Leben eigentlich gar nichts; man reise jetzt so wohlfeil und bequem; Die und Die und Die und Die habe auch mit ihrem Manne eine Vergnügungsreise gemacht, kurz: nur Reisen sei Leben und sie müsse vor ihrem seligen Ende zum wenigsten Dresden und die sächsische Schweiz sehen. Das gab mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, da ich allein eine Rheinreise machen wollte; ich machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und änderte nur die Reise nach der sächsischen Schweiz und Dresden in eine Reise nach dem lieblichen Rügen, wohin vor der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe die

mecklenburgiſchen Naturbewunderer ſo fleißig zu wallfahrten pflegten. Frau Gemahlin machte freilich die gewagteſten Manöver, um doch nach ihrem Dresden mit ſeiner Schweiz zu gelangen. Dieſe Reiſe, eiferte ſie, ſei das Minimum einer anſtändigen, redenswerthen Reiſe und eigentlich gehöre Prag und Karlsbad auch nothwendig zu derſelben; nach Rügen ließen wohl noch in den Hundstagen ein paar Turner, aber ſie wolle lieber zu Hauſe bleiben, als in den Thee's geſtehen zu müſſen, ſie habe ein ſo unmodernes Reiſeziel gehabt. Ich blieb aber diesmal feſt und ſchrieb ſofort an einen lieben alten Freund, dem Pfarrer und Alterthümler eines Rügenſchen Dorfes, dem ich bei dieſer Gelegenheit einen Beſuch machen wollte. Meine Frau ergab ſich denn auch klüglich in das Unvermeidliche und die Rugianiſche Familienreiſe ging vor ſich. Vorher hatte ſie alle Reiſebeſchreibungen und Fremdenführer, die ſich nur über Rügen auftreiben ließen, durchſtudirt und auf der Reiſe ſelbſt benutzte ſie jeden Augenblick, wo es nichts zu ſehen gab und ich in den Wirthsſtuben ganz gemüthlich über die Schwedenzeit und die Stralſund-Berliner Eiſenbahn, über pommerſche Gänſe und pommerſche Fräulein, über den Fürſten Putbus und ſeine Ritterakademie plauderte, um ihre Anſchauungen und Erlebniſſe gewiſſenhaft zu buchen. Ich ließ mir dies gern gefallen, denn eine hübſche, lebhafte Frau auch ohne mehr als landübliche Koketterie wird in einem Gaſthauſe ihrem Ehemann nur zu oft Anlaß zu eiferſüchtiger Aufregung geben. Ich Armer hatte aber die Folgen

dieſes Notizenſammelns nicht bedacht. Sobald wir nur in unſerer Häuslichkeit ordentlich wieder Poſto gefaßt hatten, ging die Ausarbeitung der Reiſenotizen zu einer lesbaren Reiſebeſchreibung vor ſich und dies Leiden dauert noch ununterbrochen fort, denn meine anfängliche Hoffnung, daß die Gute der Sache bald überdrüſſig werden würde, iſt durch ihre abſcheulichen Freundinnen, welche die Reiſebeſchreibung „göttlich, wunderherrlich, deliciös“ finden, längſt zu Waſſer geworden. Wie will das noch werden, wenn erſt alle unſere Eiſenbahnen fertig ſind! Meine einzige Hoffnung iſt noch, daß man dann durch eine Ordonanz allen fürſtlichen Dienern das Reiſen in Vergnügungsgeſchäften bei willkührlicher Strafe verbietet.

Bei ſo bewandten Umſtänden war von der lieben Frau nichts zu hoffen und ich entſchloß mich alſo zu dem, was ich gleich hätte thun ſollen und ſchlankweg zu ſagen: Wir kehren jetzt endlich wieder zu dem kleinen Gerold zurück. Ja, kommt nur mit zu ihm und labt euch an dem kleinen Prachtmenſchen. Der Knabe war an Geiſt und Körper eine ſo urkräftige Natur, daß ihm ſelbſt die Affenliebe der gnädigen Mama und die Schmeicheleien der Domeſtiken nichts anhaben konnten. Für ſein helles Kindesauge waren alle Menſchen durchſichtig und er ſah in leibhaftigen Geſtalten alle die Männchen und Capriolen, die ihre Thorheiten und Schlechtigkeiten machten. Kinder haben oft dieſe Gabe und ſtarren ihren Mann ſo lange unverwandt an, bis ſie aus ihm klug

geworden sind oder schauen drein, als wenn die Erwachsenen eigends zu ihrem Amusement eine Komödie aufführen. Wir sehen freilich nichts Unnatürliches mehr darin, wenn sich ein paar sogenannte Freundinnen küssen und herzen, welche sich aus Herzens Grund hassen, oder wenn man einem verächtlichen Menschen eine devote Verbeugung macht, oder wenn eine alte Kokette ihre Gimpel exerciren läßt, — aber das Kind mit dem noch unbefleckten, reinen Sinn, mit dem noch nicht durch schmutzige Leidenschaften getrübten Blick sieht noch vollkommen die Unnatur und Lächerlichkeit unseres guten Tons, die Verschrobenheit unserer Maniren und conventionellen Formen und platzt dann mit seinen oft wie Orakel klingenden naiven Bemerkungen heraus. Man schickt sie dann als unartig und unverschämt hinweg, fühlt aber dabei recht wohl die Wahrheit des Sprichworts, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden. Darum können Menschen, in deren Innern es schlecht aussieht, den auf sie gehefteten Kindesblick nicht ertragen. So ein Knabe war unser Gerold. Man fürchtete seine Naivetäten und doch war er mit seinem liebefunkelnden Auge der allgemeine Liebling; die gnädige Mama jedoch, die sich keine Mühe verdrießen ließ, um ihm all den Hochmuth seines Standes einzuimpfen, verzweifelte freilich immer mehr daran, daß ein Edelmann nach ihrem Sinne aus ihm werde. Sie hatte dies selbst verschuldet. Hätte sie dem Knaben gar nicht von edler, besserer Geburt und reinem Blute und dergleichen Unbegreiflichkeiten gesprochen,

ſo wäre er wahrſcheinlich unbewußt in die Vorurtheile ſeines Standes hineingewachſen, aber die craſſen Abgeſchmacktheiten, die ſie ihm einzutrichtern ſuchte, mußten bei einem Knaben wie Gerold das gerade Gegentheil bewirken: er entwuchs dem Adel auf das vollſtändigſte. Am Schluſſe ihrer Vorleſungen rief dann Gerold wohl: Ach, Mama, ich hätte Dich noch mal ſo lieb, wenn Du keine Edeldame wärſt; denn ſieh', ich mag die anderen Leute weit lieber und ſeitdem ich gehört habe, daß die meiſten Sachſenberger ſich einbilden, ſie wären Könige oder Heilige oder gar unſer Herr Chriſtus ſelbſt, obgleich ſie ganz gewöhnliche Menſchen ſind, ſeitdem kommen mir die Adligen ganz ſonderbar vor. Und dann lief der Knabe ins Feld und trug dem kleinen flachshaarigen Mädchen, welches dem Vater-Tagelöhner das Eſſen nachbringen mußte, den Henkeltopf, oder ſuchte ſich ſeinen einzigen Freund, den alten Schäferknecht auf, und ſie ſetzten ſich unter die Eichen des alten Hünengrabes und der Schäferknecht erzählte ihm ſeine prächtigen alten Mährchen und Sagen, und Gerold ſchauerte vor Luſt zuſammen und ſah all die Geſchichten leibhaftig hervortreten, wie auf einem alten Altargemälde auf Goldgrund. Er kehrte dann erſt am ſpäten Nachmittage mit ſeinem Freunde zurück; und wenn er dann durchglüht von der freien Luft des ſchönen Sommertags und von den Gebilden, die er mit ſeinem inneren Auge geſchaut, ſich an die Mutter ſchmiegte, ſo ſiegte auch in ihr das reinmenſchliche Gefühl und ſie konnte ihn nicht darüber

ſchelten, daß er ſchon wieder den ganzen Tag bei Johann Jochen geweſen, ſondern mußte ihn herzen und küſſen, bis er von Wonne ermüdet, dem Schlaf in die Arme ſank. Nur Tante Witha ging ihm über Johann Jochen. War ſie in Lütten-Klein, ſo wich der Knabe nicht von ihrer Seite, denn nur durch ſie fühlte er ſich ganz befriedigt und er ſtarrte ſie daher auch nie an wie ein Räthſel, da Alles, was ſie that, ihm ſchien, als dürfe es gerade nur ſo und nicht anders ſein; überglücklich war er aber, wenn Tante Witha mit ihm zu Johann Jochen ging und ſich auch von demſelben Geſchichten erzählen ließ. Aber dieſe ehrfurchtsvolle Liebe des Knaben zu Roswithen weckte die Eiferſucht der Kammerherrin und ſie ſuchte ſeitdem derſelben den Aufenthalt in Lütten-Klein auf alle Weiſe zu verleiden.

Der Knabe war ſo ſeine ſieben Jahr alt geworden und es wurde ihm nun in der Perſon des Candidaten Dunkelmann ein Hofmeiſter beſtellt. Der Vater des Candidaten war ein in Roſtock wohnhafter armer Weber und wie viele ſeines Zeichens ein arger Frömmler und Heuchler. Der ſchwächliche, ſcheue Knabe, bei dem die Mutter immer auf die Würmer los docterte, ſollte nach dem Plane des Vaters ſtudiren, d. h. einmal Paſtor werden. Dieſer Plan ſchien bei der Mittelloſigkeit des Webers ſehr abenteuerlich, war aber nichts deſto weniger wohl durchdacht, da die Frömmler aller Orten zuſammenhalten wie die Kletten und unſer Weber eines ganz beſonderen Anſehens unter ihnen genoß. Der

Knabe kam den Absichten des Vaters auf halbem Wege entgegen. Verhöhnt und verspottet von den anderen Knaben, wegen der ihm mangelnden körperlichen Rüstigkeit, wandte sich seine brennende Ehrsucht dem „Lernen“ zu; die Lehrer lobten bald den fleißigen, stillen, bescheidenen Schüler, aber seine Mitschüler waren auch schnell fertig mit dem Urtheile: Der Junge tauge nichts und sei durch und durch wurmstichig. Und er taugte wirklich nichts und war sich auch vollkommen dessen bewußt, daß er nichts tauge und da er zu feig war, um einen offenen Krieg gegen die Gesellschaft zu führen, so nahm er die Maske der Heuchelei vor. Den Scheinheiligen meisterhaft zu spielen, Alle, die in ihm einen sittenreinen, frommen Jüngling sahen, am Narrenseil zu haben, das war fortan sein größter Genuß. Nicht die Bewunderung der Menschen kitzelte ihn so, denn er verachtete das ganze Geschlecht auf das Gründlichste, sondern dies, daß sie sich so von ihm foppen und beherrschen ließen: es war dies ein Kitzel gleich dem, wie ihn die Giftmischerin empfindet, wenn sie durch ihr zerstörendes Mittel wie ein böser Dämon die heiligsten Bande zerreißt. Es konnte ihm nicht an Gönnern und Beschützern fehlen. Er studirte zuerst in Rostock, wo man schon dahin gekommen ist, daß man in öffentlichen Blättern gläubige Ammen und christliche Hausknechte sucht, und darauf, an mehrere ältliche Damen warm empfohlen, in Berlin. Eben von der Universität zurückgekehrt, wurde er nun, von einem vielgeltenden pietistischen Geistlichen als ein

junger Gottesgelehrte von wahrhaft christlicher Frömmigkeit ausgepriesen, Hofmeister unseres Gerold.

Gerold betrachtete ihn indessen bloß als Lehrer und keineswegs als Erzieher und Dunkelmann stand auch nach einigen mißlungenen Versuchen, den Knaben zu verziehen, gänzlich von diesem Vorhaben ab, denn er fühlte, daß diese Natur weder zu verderben noch zu beherrschen war. Die Kammerherrin dagegen wurde eine große Bewunderin Dunkelmann's, wie denn pfäffische und aristokratische Tendenzen sich von je an gesucht und verstanden haben. Ihn als Lütten-Kleiner Pastor zu sehen, war von jetzt an eins ihrer Lieblingsprojecte. Der jetzige Pastor, behauptete sie, sei ein gefährlicher Mann und bei dem demokratischen Grundton seiner Predigten nehme die Ergebenheit der Leute gegen die Gutsherrschaft immer mehr ab. Neulich noch habe er, der von jeher ungehöriger Weise das Landvolk von der Kanzel herab über seine Verhältnisse zu belehren gesucht, nach Anleitung der Textworte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, in einer Predigt gesagt: Dieser Bibelspruch, meine andächtigen Zuhörer, geht die meisten von Euch gar nicht, oder doch nur in so fern an, als Ihr dem Fürsten und dem Vaterlande als Soldaten dienen müßt; denn Euer näherer und beziehungsweise mächtigerer Herr ist der Gutsherr als Erheber der von Euch zu zahlenden Steuern, als Patron Eurer Kirche, als Inhaber der Polizei- und Gerichtsgewalt, unter der Ihr steht, und als Eigenthümer des Grundes und

Bodens, auf welchem Ihr wohnt. Für Euch muß jener Spruch daher heißen: Gebet dem Gutsherrn, was des Gutsherrn ist — und hiezu ermahne ich Euch denn hiedurch, bis auch für unser Land die Zeit kommen wird, wo Ihr keinen anderen weltlichen Herrn habt als den Fürsten des Landes und wo der Besitz nicht mehr jene hochwichtigen Aemter gibt, sondern die Gemeinde die Männer wählt, welche sie bekleiden sollen. Bei diesen grundverderblichen Lehren, fuhr die Kammerherrin fort, erhob ich mich sogleich und verließ die Kirche mit möglichst vielem Geräusch, aber der Pastor hatte noch die Impertinenz, die ganze Zeit über, welche ich dazu gebrauchte, mit seinem Vortrage inne zu halten.

Aber ein Pastor ist so leicht nicht zu vertreiben und dazu sah der unsrige ganz so aus, als wenn er sich fest vorgenommen habe, vor seinem Tode noch sein Amtsjubiläum, dieses große Fest der Anciennetät, zu feiern. Leichteres Spiel hatte man mit dem Schulmeister, der unseren beiden Verbündeten ebenfalls nicht fromm und gläubig genug war. Dieser Mensch, ein aus Lütten-Klein gebürtiger Schneidergesell, der längere Zeit in der Schweiz und in Frankreich gearbeitet und ungeachtet seines nicht geringen Schneidertalents in Folge unseres Heimathsrechts, jenes unseligen Rechtes mit dem schönen Namen, in keiner Stadt und in keinem Dorfe des Landes sich hatte niederlassen dürfen, war erst vor Kurzem von der Kammerherrin selbst, der er zu schmeicheln gewußt und der er in seiner Noth gelobt hatte, alle

ihre Intentionen mit der Dorfjugend in Ausführung zu bringen, angestellt worden. Er glaubte aber, nachdem er nun wirklich als Schulmeister eingeführt worden, ein selbstständiges Amt zu bekleiden und die Schulkinder nach seinem eigenen besten Wissen unterweisen und erziehen zu dürfen. Da kam aber das arme Dorfschulmeisterlein schön an. Wir haben nämlich eine Verordnung vom Jahre 1821, welche das Schulwesen im Ritterschaftlichen regulirt und die, wenn sie befolgt wird, den Schulmeistern, die daneben ein bischen schneidern und schustern, allerdings ein nothdürftiges Auskommen gewährt. Aber trotz dem, daß die Prediger regelmäßig über die Einkünfte der Schulmeister berichten sollen und der Regierungsfiscal dieserhalb gemessene Instructionen hat, geben viele Ritter ihren Schulmeistern keineswegs das vom Gesetz bestimmte Einkommen. Der Prediger und der Fiscal sind hieran nicht schuld: Der Grund liegt vielmehr ganz einfach und allein in der Bestimmung jenes Gesetzes, nach welcher der Ritter seinem Schulmeister beliebig kündigen kann. Will nun der Schulmeister nicht gekündigt sein (und das darf er nicht riskiren, denn wo soll er hin bei der Abgesperrtheit unserer Communen?) so muß er sich von dem Gutsherrn Alles gefallen lassen und muß den Prediger, der verordnungsmäßig von dem zu niedrigen Einkommen Anzeige machen will, nur bitten, dies nicht zu thun, wenn er ihn nicht unglücklich machen wolle, denn wenn der Fiscal den Gutsherrn zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anhalte,

ſo würde ſicher er zum nächſten Gallen gekündigt werden. Bei ſolchem Geſetz, welches dem Schulmeiſter gar keine Garantie giebt, konnte denn freilich die Kammerherrin den ihrigen bald los werden und einen andern von Dunkelmann empfohlenen berufen.

Man machte nun einen förmlichen Plan zur Wiederherſtellung der früheren Ergebenheit des Landvolks. Die Kammerherrin ging davon aus: Die Leibeigenſchaft ſei zwar durch das Geſetz für aufgehoben erklärt, aber dieſe Aufhebung ſtehe nach dem Urtheile aller Sachkundigen im offenbaren Widerſpruch mit dem ſonſtigen ungeſchmälerten Beſtande der Gutsherrlichkeit und habe daher die factiſchen Verhältniſſe der Leute namentlich auf denjenigen alten Edelhöfen, die nie in den Händen von Pächtern oder bürgerlichen Gutsbeſitzern geweſen, wenig verändern können, denn auf ſolchen Höfen hätten es die Leute bekanntlich am beſten, ſo daß auch Kündigungen auf denſelben ſelten vorkämen. Doch wüßten die Leute durch jenes Geſetz nun einmal, daß ſie ein Kündigungsrecht hätten und wenn man dazu die Wirkung der Irrlehren des Paſtors bedenke, ſo könne man ſich nicht verhehlen, daß die gute alte Zeit auch in dieſer Hinſicht vorüber ſei. Wenn alſo das Recht nicht mehr den Tagelöhner an den früheren Leibherrn kette, ſo müſſe der Adel ihn jetzt um ſo mehr durch Dankbarkeit an ſich zu feſſeln und ſo ein wahrhaft patriarchaliſches Verhältniß herzuſtellen ſuchen; es müſſe unter dem Landvolk die Anſicht,

daß ſie im Adligen und zwar im eigentlichen Adligen*) mit der meiſten Rückſicht behandelt würden, immer allgemeiner werden, und dies werde der Adel bei einiger Herablaſſung leicht machen können, da die Leute ſelbſt es noch immer als abnorm anſähen, wenn ihr Herr kein Edelmann ſei, auch es dem ſie gut haltenden bürgerlichen Gutsbeſitzer um ihre Ergebenheit nicht im gleichen Maße zu thun ſei, da er ſie lediglich darum gut halte, damit ſie ihm viel leiſteten. Sie ſtimme alſo in dieſer Hinſicht nicht ganz mit ihrer intimen Freundin, der regierenden Gräfin Pfau auf Schloß Hahnenhorſt überein. Dieſe energiſche Dame habe für die Begüterung ihres Gemahls ein Circular erlaſſen, nach welchem ſie immer noch wirklich Leibeigene zu haben glaube und in welchem mehrfache Strafbeſtimmungen für die Austretenden enthalten ſeien. Doch ſei ſie, die Kammerherrin, durch die in jenem Circular enthaltene Beſtimmung wegen der meklenburger Käppel auf die Idee einer allgemeinen Kleiderordnung für die Leute gekommen, zu welcher es, da der Kattun und die Wollenzeuge der Tuchmacher das kleidſame und haltbare ſogenannte eigengemachte Zeug immer mehr verdrängten, nur noch eben Zeit ſein dürfte.

*) Der gemeine Mann theilt mit unſerem älteren ſtaatsrechtlichen Sprachgebrauch aus der Zeit, wo noch faſt alle ritterſchaftlichen Güter in den Händen des Adels waren, das geſammte platte Land ein in das Fürſtliche (Demanium) und in das Adlige (die ritterſchaftlichen Beſitzungen). Das eigentliche Adlige der Kammerherrin ſind denn die zur Zeit noch adligen Beſitzern zugehörigen ritterſchaftlichen Güter.

Zunächst beschloß nun unser Paar, allenthalben bei Kranken und in Sterbefällen bei den Angehörigen Besuche zu machen, bei welcher Gelegenheit denn Dunkelmann durch geistlichen Zuspruch und die Kammerherrin resp. durch Kraftsuppen und durch einen Zuschuß zu den Beerdigungskosten wirken sollte; bei Kindbetterinnen sollte aber die Kammerherrin allein agiren und bei vorseienden Hochzeiten sollten die Verlobten vor ihr erscheinen und nach Anhörung eines leitenden Artikels über den Ehestand reichlich beschenkt werden. Daß für dies Alles die Leute von Dunkelmann befehligt wurden, die Familienfeste der Herrschaft aus freien Stücken durch Gratulationen und Eichenlaub zu verherrlichen, versteht sich von selbst; für das Neujahrsfest führte er eine vom Schulmeister zu überreichende Glückwünschungsadresse ein, welche von möglichst vielen Vollblut'schen Hintersassen unterschrieben oder unterkreuzt sein mußte; dazu errichtete er eine Schillingscollecte für die Heidenmission und vertheilte Tractätchen. So gelang es beiden, der Gegenstand größter Verehrung für die Lütten-Kleiner zu werden, denn die Lütten-Kleiner sind gute Leute, aber schlechte Menschenkenner; nur Johann Jochen, der alte Schäferknecht, brummte wohl in den Bart: Dei gnädig Fru is ein ollen Pageluhn und dei Kandat is ein Schlike.

Schon wieder haben wir unsern Gerold verlassen. Aber was läßt sich auch viel sagen von einem solchen Normalmenschen, der sich naturgemäß aus sich selbst entwickelt. Denn erzogen wurde der Knabe, der mehr Selbstständigkeit

und mehr Charakter hatte als irgend Einer aus seiner ganzen Umgebung, eigentlich gar nicht und diese täppischen Versuche, die Umrisse seines Wesens zu verwischen, und aus ihm einen ganz gewöhnlichen Menschen zu machen, blieben ihm also glücklicher Weise ganz fern. —

Nehmen die Leser aber auch noch ferner Antheil an unserem Helden, so wollen wir ihn im nächsten Jahrgange in Liebe fallen und nachdem er diesen großen Entwickelungsproceß glücklich überstanden hat, die Adelskette zerbrechen lassen.

Nachschrift des Verfassers an den Herausgeber.

Mein Herr! Ich stelle diese Fortsetzung meines Gerold nur unter der Bedingung zu Ihrer Disposition, daß Sie diesem „Machwerke" nicht wieder eine üble Nachrede beigeben. Da Ihre Nachschrift zum Gerold im vorigen Jahrgange einen so herben Tadel enthielt, daß Alle, welche das literarische Handwerk kennen, dieselbe für eine Selbstkritik gehalten haben, indem Keiner es glaublich fand, daß Sie einen Ihrer Mitarbeiter durch eine so scharfe Kritik zurückstoßen würden, so muß ich Sie noch in unser beider Interesse ersuchen, hierunter zu erklären: wie nicht Sie, sondern ein Ihnen Unbekannter mit dem Kriegsnamen Franz Bürgerpack der Verfasser dieses Genrebildes sei.")

*) Geschieht hiedurch mit ganz besonderem Vergnügen. †)
Der Herausgeber.

†) Man sieht hieraus, wie unzuverlässig solche Erklärungen sind.
A. d. Setzers.

Die meklenburg-schwerinschen Domanialforsten.

Der Oberlandforstmeister von Bülow zu Schwerin theilte der Doberaner Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe vom Jahre 1841 mehrere Notizen über den Titelgegenstand mit, welche wir hier mit dem Wunsche, „daß dieses Beispiel statistischer Aufrichtigkeit recht viele Nachfolger finden möge," folgen lassen und hin und wieder mit einigen Anmerkungen begleiten wollen.

Die großherzoglich meklenburg-schwerinschen Domainenwaldungen stehen unter Direction des aus einem Präsidenten, Director, Oberlandforstmeister, 4 Kammer- und 2 Forsträthen zusammengesetzten *) Kammer- und Forstcollegium. Verwaltet werden sie durch 22 Forstinspectionsbeamte **) mit

*) Auch der Oberbaurath Wünsch gehört jetzt mit zum Forstcollegium.

**) Es wird von Sachverständigen behauptet, daß die Mittelbehörde, welche die Forstinspectionsbeamten zwischen dem Forstcollegium und den Förstern bilden, füglich ganz fehlen könnte — erspart würde wenigstens dadurch ein Erkleckliches.

dem resp. Titel: Oberforstmeister, Forstinspector und Oberförster *), unter welchen wiederum 73 Förster, 9 Unterförster, 51 Holzwärter, 58 Holzvögte und 5 Stationsjäger stehen. Die Totalgröße der zur forstlichen Benutzung überlassenen Domanial-Waldfläche beträgt 51,795,076 Quadratruthen mecklenburgisch **) — 139,776 preuß. Morgen.

Davon ist bestanden Holzboden:

a) mit Eichen	3,635,611	D.-R.
b) mit Buchen	9,309,594	" "
c) mit Nadelholz	22,562,330	" "
d) mit Weichholz	8,795,238	" "
Summa	44,302,773	D.-R.

*) Die Oberförster als solche sind jetzt ausgestorben und wir haben dermalen nur Oberforstmeister, — so heißen nämlich unsere adligen Forstinspectionsbeamte, und Forstmeister, — so heißen die bürgerlichen Forstinspectionsbeamte, welche vorher Oberförster titulirt wurden. Wenn die bürgerlichen Herren den Titel Oberförster nicht mehr aushalten konnten, so hätten sie wenigstens auf eine völlige Titelgleichheit mit den adligen bestehen sollen, welche Titelgleichheit allerdings alle möglichen Gründe für sich hat.

**) Die mecklenburgische Ruthe ist größer als die rheinländische und verhält sich zu derselben wie 55 zu 68; unsere Meile hat 25,885 Fuß oder 1618 Ruthen, so daß also eine mecklenburgische Quadratmeile 2,617,921 Quadratruthen enthält.

Im Jahrgange $18\frac{38}{38}$ lieferten obige Bestände einen Ertrag von

a) Eichenholz	984,421	Kubikfuß meklenbg.
b) Buchenholz	3,384,049	" "
c) Nadelholz	3,331,347	" "
d) Weichholz	1,384,162	" "
Summa	9,083,979	Kubikfuß meklenbg.

und 100 Quadratruthen

Eichenbestände	= 27,08	Kubikfuß meklenbg.
Buchen	= 36,35	" "
Nadelholz	= 14,76	" "
Weichholz	= 15,74	" "

und war der Durchschnittsertrag
auf 100 Quadratruthen an Holzmasse 20,50 Kubikfuß meklenburgisch.

I. Haupt- und Nebennutzungen, wofür keine Zahlung geleistet.

A. Hauptnutzung.

	Eichen Kubikfuß	Buchen Kubikfuß	Nadelholz Kubikfuß	Weichholz Kubikfuß
a) Bau-, Nutz-, Pfahl- u. Befriedigungsh.	209,763	10,369	1,045,185	127,087
b) Brennholz	383,668	1,835,782	1,411,568	748,563
Summa	593,431	1,846,151	2,456,753	875,650

Summa Summarum der unentgeltlich abgegebenen Holzmasse 5,771,985 Kubikfuß zum Geldwerth von 321,235 Rthlr. N.$\frac{2}{3}$.

B. Nebennutzungen.

1) Torfabgang:

43,175 mille Soden Bagger- und Formtorf.
119,383 " " Stechtorf.

Summa 162,558 mille Soden zum Geldwerth von 53,566 Rthlr. N.$\frac{2}{3}$

2) Geldwerth der sonstigen Waldnebennutzungen incl. vom Wilde 3,423 " "

Geldwerth aller Nebennutzungen 56,989 Rthlr. N.$\frac{2}{3}$

Totalsumme des Geldwerths aller unentgeltlich abgegangenen Haupt- und Nebennutzungen 378,224 Rthlr. N.$\frac{2}{3}$

II. Haupt- und Nebennutzungen, wofür Baarzahlungen geleistet, und sonstige Einnahmen.

A. Hauptnutzungen.

a) Eichenholzabgaben incl. Lohe	435,474	Rbfß.
b) Buchen	1,757,407	"
c) Nadelholz	1,433,590	"
d) Weichholz	557,090	"
Summa	4,183,561	Rbfß.

und Geldaufkunft 110,196 Rthlr. N.$\frac{2}{3}$

B. Nebennutzungen und Einnahmen aus solchen.

1) für Lohe	7,895	Rthlr.	R.ß
2) für verkaufte Kohlen	523	"	"
3) aus Theerschwelereien	444	"	"
4) für verkauften Torf und zwar für 12,163 mille Soden Bagger- u. Formtorf			
19,270 " " Stechtorf			
31,433 mille Soden	12,827	"	"
5) an Forstbruchgeldern	2,547	"	"
6) an Mastgeldern	655	"	"
7) aus Acker, Wiesen, Weide, Rohr und Streu	20,376	"	"
8) für Waldsämereien	3,864	"	"
9) an Insgemein	333	"	"
10) an Extraordinariis	2,454	"	"
	51,918	Rthlr.	R.ß

Totalsumme der Geldaufkunft aus gesammten Haupt- und Nebennutzungen 162,114 Rthlr. R.$\frac{8}{3}$

Totalsumme des Geldwerths gesammter unentgeltlichen und baaren Nutzungen, incl. Jagden 540,338 Rthlr. R.ß

III. Die baaren Ausgaben bei der Forstverwaltung betrugen im Jahrgange von 18$\frac{3}{3}\frac{8}{8}$:

1) an Besoldungen, Diäten, Feuragegeldern	63,343	Rthlr.	N.ß
2) an Bau- und Reparaturkosten der Forstgebäude	10,128	"	"
3) an Hau- und Sägerlohn, Köhlerei und Torfbereitekosten	18,128	"	"
4) für Forstculturen	22,832	"	"
5) Vergütung für abgetretene Ländereien, Weide und aufgehobene Servituten	943	"	"
6) an Postporto und Botenlohn . .	1,354	"	"
7) an Insgemein	1,119	"	"
8) an Extraordinariis	1,185	"	"
Summa der baaren Ausgaben	119,032	Rthlr.	N.ß

Nach Abzug dieser baaren Ausgabe von der Totalsumme des Geldwerths des unentgeltlichen Abgangs und des gegen Bezahlung excl. Jagden, stellt sich der Netto-Ertrag*) auf 421,306 Rthlr. N.ß

*) Zieht man aber von der Totalsumme der Geldeinkunft die Summe der baaren Ausgaben ab, so fließen oder flossen vielmehr im Jahre 18$^{39}/_{40}$ aus unserer Forst- und Jagdverwaltung nur 42,102 ℛ baar Geld in die Staatscasse; dies ist allerdings wenig genug; da man jedoch mit den Forstculturen fleißig fortfährt, auch nach und nach alles Deputatholz der Staatsdiener und der Kammerpächter einziehen will, so ist allerdings eine allmählig steigende Einnahme aus unseren Forsten zu hoffen.

Resultate der Jagden.

Geldwerth des unentgeltlichen Abgangs an Wild	2,931	Rthlr. R.ß
Für verkauftes Wild und verpachtete Jagden kamen auf	5,531	" "
in Summa	8,462	Rthlr. R.ß
An Jagdkosten, Fang- und Schießgeld wurden verausgabt	6,511	" "
daher Totalertrag der Jagden	1,951	Rthlr. R.ß

Der Redacteur des amtlichen Berichts über die Doberaner Versammlung der Land- und Forstwirthe, der früher in Mecklenburg wohnhafte, jetzige Oekonomierath v. Lengerke zu Braunschweig, fügt diesen Notizen Nachstehendes hinzu:

Die Domanialwaldungen nehmen ungefähr 0,7, die Waldungen der Ritterschaft, Städte, Klöster und milden Stiftungen 0,3 der gesammten Waldfläche ein. Der siebente Theil der Landesfläche mag Wald sein. Der Torf, die geringe Bevölkerung und die geringere Menge holzverzehrender Gewerbe machen die beschränkte Ausdehnung der Waldfläche weniger fühlbar; doch ist mitunter die Holznoth sehr groß und nöthigt z. B. der Holzmangel in der Gegend von Doberan zu starker Bewachung des aufgeschichteten Holzes und zur möglichst schnellen Abfuhr. — Mecklenburg hatte einen großen Reichthum von Eichen, theils in seinen Buchenwal-

dungen, welche sich im Uebergange von der Plänterwirthschaft zu einem schlagweisen Betriebe befinden, theils in reinen Beständen; es besitzt noch jetzt ziemliche Vorräthe schönen Schiffsbauholzes. Die Nachsicht, mit welcher der Staat die nicht seltenen Ueberhiebe auf den adligen Gütern und selbst dort vorfallende Walddevastationen geschehen läßt, hat in der neueren Zeit diese Vorräthe in den Privatwaldungen sehr vermindert und in den letzten Jahren die Preise des Eichenstammholzes und der Eichenborke herabgedrückt.

Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin, wie sie am 29. und 30. Mai 1842 in der Begüterung vor sich ging.

Erster Tag.

Motto:
Lustig leben die Kosacken.

Eines schönen Morgens, es war am 29. Mai 1842, sah ich vor dem Hause eines Freundes einen Wagen halten, den dieser mein Freund mit einem andern Freunde, der uns beiden gehörte, eben besteigen wollte. Wohin? frag' ich. Nach S., ist die Antwort. Was habt ihr denn dort zu thun? — Oh, schreiet mein lebhafter Freund Fischer: Geburtstag — venetianische Regatta — Bucentaur — kleine Engel — Warensche Fischerknechte — Kanonen — Fischerstechen — Bier und Branntwein — Volk — Gräfin X. — Bratwurst!

Daraus werde ich nicht klug, sag' ich; lieber Meier *), sage Du mir, was es eigentlich giebt. Ich bin auch nicht

*) Die beiden Freunde heißen jedoch eigentlich mit dem ersten Buchstaben nicht Meier und Fischer, sondern anders.

klug daraus geworden, sagt Meier, nur so viel weiß ich, daß ich einen Brief gelesen habe, so eine Art Programm, worin von vielen Festlichkeiten die Rede war, von denen ich bei uns zu Lande noch nimmer gehört; zuletzt aber stand in dem Briefe ein Passus, den habe ich verstanden, denn er lautete sehr populär: „An den Ufern des Sees sollen Feuer angemacht werden; an diese soll sich das Volk lagern, soll daselbst mit Bier und Branntwein, Kartoffeln und Wurst tractirt werden und soll Hurrah! rufen und soll dieses Hurrahrufens kein Ende sein!“

Das Alles war zu verlockend; ich sprang auf den Wagen und wir fuhren nach S. Das erste, was mir allda vor Augen kam, war eine schöne, laubumwundene Ehrenpforte. Oben auf der Spitze derselben prangte die Grafenkrone und unter derselben der Namenszug der Gräfin A. H. Ich wollte eben die Pforte passiren, da gewahrte ich eine schwarzleibige und schwarzbeinige hagere Gestalt, in der Hand eine Papierrolle haltend, und in großer Unruhe unter der Ehrenpforte hin und her laufend. Ach Gott, dacht' ich, das ist auch wieder so ein armer Schulmeister aus der Begüterung, der eine Bittschrift anbringen will. Mit diesen mitleidigen Gefühlen schreite ich weiter; aber plötzlich hält mir der Schwarze die Papierrolle unter die Nase. Lieber Freund, sage ich, Sie irren mit Ihrer Bittschrift, ich bin keine hohe Herrschaft, ich bin Volk; und dabei schwebte mir so ein dunkles, aber hoffnungsreiches Bild von Bier und Branntwein,

Kartoffeln und Wurst vor. — „Was Bittschrift, was Volk, sprudelte mich das Kerlchen an, ich bin der Capellmeister R. und soll darauf sehen, daß kein ungeweihter Fuß den Boden unter der Ehrenpforte betritt, bevor er nicht Die getragen, deren Strahlen bald hinter jenen Fichten aufgehen werden; Leute, wie Sie, gehen durch die kleine Pforte hier nebenan.“ Während ich mich nun zum Gehen durch die Nebenehrenpforte umwandte, erschaute ich in geringer Entfernung einige grüne Leute mit gelben Blechinstrumenten unter dem Arm, welche mich lebhaft an Spinat mit Eiern erinnerten. — „Wer sind diese?“ frag' ich. — Wenn sie roth und weiße Jacken tragen, sagt Fischer, sind sie Stallknechte; sehen sie aber grün aus, dann sind sie Capelle. — Das ist ein sonderbarer praktischer Dualismus, der hier herrscht, dachte ich; der Capellmeister ist zugleich Portier und die Stallknechte Capelle! — Doch wir zogen ein durch die enge Pforte in das Paradies hochgräflicher Lustbarkeiten.

Hinter der Ehrenpforte standen ungefähr 20—30 kleine bunte Kinder, angethan mit rothen, blauen, gelben und gestreiften Jäckchen und weißen Pumphöschen; alle aber hatten rothe Schlafmützen auf, und sahen justement aus, wie die bunten Papierschnitzel, die ich als Knabe an den Schweif meines Drachen zu binden pflegte; der Capellmeister aber war der Drachen. — Ich bitte Dich lieber Fischer, sag' ich, wie kann man so kleinen Kindern schon Schlafmützen aufsetzen; was sollen sie denn im Alter tragen? — Dieses sind keine

gewönliche Schlafmützen, ſagt Fiſcher belehrenden Tones, ſondern phrygiſche, wie ſie zu Neapel und Iſchia getragen werden; auch ſind dies keine Tagelöhnerkinder aus der Begüterung, ſondern wirkliche kleine Fiſcherkinder aus Caſtellamare und Sorrent, die ſich die Mühe gemacht haben, expreß hierher zu kommen, um etwas zu ſingen und zwar ſind's Männlein und Fräulein. — Du ſcherzſt, ſag' ich; das letztere wenigſtens kann ich nicht glauben, denn Jungens ſind's doch gewiß alle. — Du wirſt's gleich ſehen, ſagt Fiſcher, und geht an das bunte Gewimmel hinan. „Guten Tag Kinder," ruft er, und ſiehe da! ich hatte recht: die Hälfte der armen Kleinen nahm die Schlafmützen ab und die andere Hälfte machte einen tiefen Knix, ganz ihrer Beinkleider vergeſſend.

Wir befanden uns jetzt in einer breiten Fichtenallee, die an den Strand des ſchönumuferten Sees hinabführte. Schon früher war ich in S. geweſen, hatte aber nie ſo einen Baumgang bemerkt. Um mich zu orientiren, wandte ich mich an einen Tagelöhner, der in ſeinem „Sündagnahmiddagſchen" und auf ſeinem Handſtocke geſtützt, das Ganze mit einem verteufelt nachdenkenden Blicke anſah. — Mein Lieber! iſt dieſe Allee ſchon immer hier geweſen? — O, wat woll's, Herr, hier ſtünnen ſüs ſchöne Plummenböm; dei hebben's äwa afhau't un uns dei ollen Fichten ahn Wötteln inplant; ſo'n Herrſchaften hebben mennigmal ſönn Infäll! — Nehm er ſich in Acht, ſag' ich, was er da ſagt iſt ja Rebellion. —

Bestürzt stottert der hochgräfliche Unterthan: Ach nehmen't dei Herr nich ävel, i dacht, sei wiren kein von dei B.schen! und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich aber kann nicht unterlassen, eine Anecdote hier an den Mann zu bringen, die ich sonst wohl schwerlich los werde und die freilich auch gar nicht, oder doch nur insofern hierher gehört, als sie auch in der gräflichen Begüterung passirt ist und ebenfalls Tagelöhner die handelnden Personen in derselben sind. Es ist bekannt, daß nach dem gräflichen Haupt- und Residenzgute, genannt Schloß B., ein Prediger aus der Fremde berufen ist, wahrscheinlich, weil unter den 190 des Herrn Rector Reinhard zu Boitzenburg sich kein Individuum gefunden hat, welches hinlängliche christliche Frömmigkeit oder fromme Christlichkeit besitzt, um der Beichtvater einer erlauchten Gräfin werden zu können. Da nun also dieser neue Prediger weit her ist und im ausländischen Dialect spricht, so hatte sich unter den gräflichen Hintersassen das Gerücht verbreitet: der Mann sei katholisch. — Nee! sagt der eine Tagelöhner zum andern, von den'n Mann lat ick min Kind nich döpen! — Ick ok nich, sagt der andere. — Ja, wer sallt äwe denn dauhn? fragt der erste. — Nach langem Besinnen entscheidet endlich der zweite: Ja, denn möt't dei Oberinspector dauhn!

Doch wieder zur Sache. Am Ende der Allee, am Ufer des Sees, der tief blau vor uns da lag, fing ein Gerüst an, das eine ziemliche Strecke in den See hineinragte und

ſo eine Art von molo vorſtellen ſollte; das äußerſte Ende deſſelben war durch ein Zelt gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt, und dies war der Punkt, von wo aus die Nobleſſe das zu erwartende Schauſpiel mit anſehen ſollte.

Rechts und links von obbeſagtem molo aber war ein kleines Eſelfuhrwerk mit einer Cofent-Tonne in den See hineingefahren, und auf dem einen derſelben ſtand der Schweinejunge, auf dem andern der Gänſejunge, beide in Bachuſſe verpuppt und brüllten Meklenburgiſche Dithyramben: „Hurrah, dei Fru Gräfin ſall leben!“ Ihre Verpuppung war außerordentlich einfach durch ein Shirting-Hemde und einen Weinlaub-Kranz bewerkſtelligt; ihr Attribut war ein hölzerner Becher, der genau ſo ausſah, wie das Gefäß, in das die Meierinnen die Butter einzupfunden pflegen. Bei dieſem Anblick ward mir wunderlich melancholiſch zu Muthe und ich jammerte: Ihr armen Götterjünglinge! eure Götterſchaft hat heute Nachmittag ſchon ausgeſpielt; euer Becher wird ſich morgen in den Dreizack verwandelt haben, nicht in den des Neptun, nein, in den des Miſthofs und eure Schultern, blendend jetzt durch die Unſchuldsfarbe des griechiſchen Shirting-Gewandes, werden in allen Regenbogenfarben ſpielen, wenn der Wirthſchafter merkt, daß ihr die göttliche Cofent-Tonne noch nicht vergeſſen oder daß ihr euch nach Art der alten Heiden-Götter in ein dolce far niente einwiegen wollt.

Dieſe trüben Betrachtungen wurden plötzlich durch ein kläglich Gewimmer von Kinderſtimmen unterbrochen. Ich

weiß nicht wie es kam, es ſchreckte mich der Gedanke an den Kindermord von Bethlehem auf; mich umſehend gewahrte ich den ſchwarzen Capellmeiſter, wie er gleich einem Zauberer wunderbare Kreiſe über die kleinen bunten Kinder ſchwang, die ſich um ihn herumdrängten und ausſahen, wie die herauf beſchworenen Geiſter des Trödels.

Ich.

Was weben die dort um den ſchwarzen Mann?

Freund Fiſcher.

Weiß nicht, was ſie kochen und ſchaffen.

Ich.

Schweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich.

Freund Fiſcher.

Eine Sängerzunft.

Ich.

Sie ſtreuen ihr Weihrauch,

Freund Fiſcher.

Und ſingen dazu.

Ja wohl! ſie ſangen und was ſie ſangen ward uns durch herumgereichte, gedruckte Zettel kund. Da ich noch ſo einen Zettel beſitze, ſo will ich ihr Lied dem geneigten Leſer nicht vorenthalten.

Empfang

Heil Dir, Du Blüthenkranz
Herrin im Anmuthsglanz: —
Heil Agnes Dir!
Juble wie tief bewegt,
Heut' jedes Herz sich regt:
Wenn uns Dein Engelsbild,
Segnend erscheint! —

Grüß Dich Gott, unser Gott!
Segne Sie, treuer Gott!
Väterlich mild. —
Die da mit frommen Sinn,
Ueber die Erd' weit hin!
Freundlich den Blick uns lenkt:
Treu Dein gedenkt. — ꝛc. ꝛc.

Kaum waren die dünnen Kinderstimmen verhallt, als plötzlich eine Schaar reisiger Reiter in Form und Gestalt meklenburgischer Gensd'armen, unter Kanonendonner und lautem Ruf auf das Volk eindrang. „Platz, Platz für die Hohen Herrschaften!“ Das Volk riß aus, die Krieger behaupteten das Feld, ganz wie bei einer Pariser Emeute. Hier galt rascher Entschluß: entweder Gänsehirt oder Schweinehirt, entweder links oder rechts; ich hielt mich rechts und schwur zur Fahne des göttlichen Sauhirten. Als sich nun Alles so recht fest und mich mit einem Fuß in den See gedrängt hatte, herrschte ein stummes Schweigen der Erwartung und aus purer Devotion rief das Volk nicht ein ein-

ziges Mal Hurrah. Jetzt wäre es sonst an der Zeit gewesen, denn die Königin des Festes nahete langsamen Schritts, schwanenweiß und auch so stolz, und hinter ihr die Festordner und Festordnerinnen, hier aufmunternd winkend, dort zürnend, dann die Gäste, dann die homines minorum gentium, als da sind Kammerzofen und Lakaien und zuletzt der bunte Schweif des Drachen, die kleinen Fischerkinder, deren Aufgabe noch nicht vollständig gelöst war.

Je näher der Zug unserm Bachus kam, desto unruhiger wurde Letzterer, und als die Gefeierte des Festes ihm gegenüber stand, brach er in ein so ungeheures Freudengebrüll aus, daß wir uns davor entsetzten und sogar sein eigener Esel, den Versuch, ihn zu übertreffen, kopfschüttelnd unterlassen mußte. Darauf seinen Becher leerend, schwenkte er denselben um sein mit Weinlaub umkränztes Haupt und rief: „Prosit Schwester!“ Leider aber hatte dieser unbesonnene junge Gott die Anfangsgründe seiner Bachusschaft schlecht studirt und eine übergroße Nagelprobe in seinem Gefäße gelassen, die nun in den Lüften einen Halbkreis beschrieb, der bei dem weißen Gewande seiner Gebieterin begann und bei meinem weißen Strohhute endigte, uns gewissermaßen durch eine Cofent-Kette in Rapport setzend. — Tausend, sagt Fischer, das war eine feine Schmeichelei! — Nun höre mal, sag' ich, wenn Du das schmeicheln nennst, wenn man Damen Cofent auf die Kleider gießt, so ist es leicht den Angenehmen zu spielen; ich bin auch schön beschmeichelt worden,

ſieh' mal meinen neuen Hut an. — Ach, wer redet denn von dem Begießen, entgegnet Fiſcher; dieſen Theil des Actus nahm die Gnädigſte, wie es mir ſchien, auch ziemlich ungnädig auf; ich meine die Worte „Proſit Schweſter". — Und was findeſt Du anders darin als Unverſchämtheit? frage ich. — Lieber Freund, antwortet er, Du ſcheinſt in der Mythologie ſchlecht bewandert: der alte Jupiter gebar, ich weiß nicht in welchem Jahre ſeiner Weltregierung, den Bachus aus ſeiner Hüfte, und ferner gebar er aus ſeinem Hirnkaſten die Sinnigſte, Klügſte aller Göttinnen, die Minerva, — ergo! — Nun, ergo? — Ergo, wenn Bachus ſagt: Proſit Schweſter, ſo heißt dies für den Kenner: Proſit Göttin Minerva!

Ein hoher Adel hatte ſich derweil in das für ihn beſtimmte Zelt begeben, und ein verehrungswürdiges Publicum ſtand gaffend und drängend am Ufer des Sees, als wiederholter Kanonendonner vom Land auf den See und vom See auf das Land uns das Zeichen gab, daß die Spiele ihren Anfang nähmen. Mitten auf dem See lag die Flotte von bunt bewimpelten und bunt bemannten Fahrzeugen und in ihrer Mitte das Admiral- oder Orlogſchiff. Freilich Alles in Miniatur, aber doch recht nett, denn die Flotte beſtand aus Kähnen, das Admiralſchiff aus einem großen Holzkahn, Prahm genannt, ſeine Karonaden waren gepumpte Königsſchuß-Böller und der Admiral ein Fiſchermeiſter. Die Mann-

schaft war mit respective blauen und rothen Jacken und weißen weiten Beinkleidern bekleidet; auch fehlten die phrygischen Schlafmützen nicht. Sie waren in zwei feindliche Parteien getheilt, von denen die Blauen die Farben der Gräfin verfochten, die Rothen die des Grafen. Mit dem ersten Kanonenschusse begann der Kampf: paarweise ruderten die Kämpfer in edlem Wetteifer dem Ziele zu, dem Zelte nämlich, und wie einst auf dem Hippodrom zu Constantinopel der Kampf der Grünen und Blauen Hof und Volk in ängstlicher Spannung erhielt, so harreté hier Hof und Volk ängstlich der Entscheidung zwischen den Rothen und Blauen. Endlich war das letzte Paar ans Ziel gelangt und nun erhob sich ein fragendes Gemurmel unter dem Volk: Wer hett wunnen? Dei Graf hett wunnen, war die Antwort. — Und wirklich, in diesem Kampf hatte der Graf gewonnen. Beinahe wäre dies Veranlassung zum ersten Hurrahruf geworden, — doch

Der Respect und die Polizei,
Die schreckten den Bauer zurück aufs Neu';
Und Alles noch stumm blieb, wie zuvor.
Da erhob der Capellmeister sich nebst Chor:
Sie sangen von Herz und von Liebe,
Von seliger, goldener Zeit,
Von Treue, von Frauenwürde,
Von Stolz und von Mütterlichkeit;
Sie sangen von allem Schönen,
Was Menschen-Aug' geseh'n;

Sie ſangen von allem Hohen:
Wir konnten's nur nicht verſteh'n.
Es war uns zu hoch und zu wunderlich,
Wir konnten es nicht begreifen,
Und die Gefühl', die da regten ſich,
Sie thäten an's Lachen ſtreifen.

Sie ſangen nach der Melodie der Barcarole aus der Stummen von Portici folgenden Sang:

Oh fühlt's! wie ſtrahlend reicher Segen,
Heut hier uns nah't: Geburtstag tagt!
Beſinnt den Tag, der Gottes Wegen.
Den frohen Dank, aus Herzen ſag't.
Doch fühl't es tief, zu Gottes Preiſe!
Gefühl! rege Dich! —
Wie mütterlich, gut, klug und weiſe —
Gefühl! rege Dich! — ꝛc. ꝛc. *)

Ich mache hier darauf aufmerkſam, daß die beiden angeführten Feſtlieder wörtlich von mir copirt ſind, und daß ich auch in der Interpunction nichts geändert habe, die in ſolchen exaltirten, gleichſam überſinnlichen Formen ſich wohl einen großen Luxus von Zeichen, namentlich von Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen erlauben darf. Jean Paul's

*) Der Herausgeber dieſes Buches hat es nicht über ſich vermocht, dies und das obige mit „Empfang" überſchriebene Gedicht dem Leſer in ſeiner ganzen Länge aufzutiſchen. Wer als Curioſitätenkrämer Gefallen findet an ſolch einem Lied, das Stein erweichen, Menſchen raſend machen kann, dem ſtehen beide in wortgetreuer Abſchrift zu Befehl.

Regel für die Interpunction: Wenn der Sinn halb aus ist, machst du ein Komma, wenn der Sinn ganz aus ist, machst du ein Punctum, und, wenn du etwas geschrieben hast, worin gar kein Sinn ist, kannst du Komma und Punctum setzen, wo du willst; diese Regel, sage ich, leidet hier durchaus keine Anwendung.

Jetzt, mein liebes Vaterland, mein liebes Meklenburg, muß ich dich apostrophiren! Wir haben zwar manche poetische Producte in die Welt gesetzt; aber diese undankbare Welt, die wir durch selbige zu beglücken meinten, ist der Ansicht, wir producirten bei weitem nicht so schöne Gedichte, wie Weizen.

Doch ich kann dich, mein liebes, poetisches Meklenburg trösten mit der Versicherung, daß du obige beiden Gedichte nicht vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks zu vertreten nöthig hast; sie gehören der Ukermark an, und die mag sich denn auch darüber verantworten, — wir können uns nur daran ergötzen. Die Gerechtigkeit gegen die Ukermark verlangt jedoch, daß ich auch einen unserer Dichter, der Vergleichung wegen, anführe, wenn auch mein Dichter freilich nicht den Vorzug einer hohen Geburt in Anspruch nehmen kann. Also: Hört! Hört!

„Gedichte eines Bauernjungen."

An seinen Schulmeister.

Sowie die Sonn' am Firmament
Den Bauern auf die Pelze breunt,
So bist Du, liebes Schulmeisterlein,
Ein allerliebstes Männelein.

Ein poetischer Vergleich, der vielleicht noch vieles zu wünschen, aber nichts zu hoffen übrig läßt.

Der Jäger und sein Hund.

Eine Fabel.

Ein Jäger und sein Hund
Verfolgten einen Hasen, und
Wollten ihn greifen, aber
Der Has' lief in den Haber.

Nun vergleicht und wählt ihr Kunstrichter; doch fürchte ich, die Ukermark siegt, wenn anders der Ausspruch wahr ist, daß gerade die schönsten Melodien und Lieder Gemeingut des Volkes werden. Ich habe nämlich das Gedicht „Gefühl rege Dich" auf den Straßen einer kleinen Stadt singen hören, freilich mit der Version:

Gefühl rege Dich, un holl di jo nich, jo nich up!

Das Wettrudern war zu Ende; die Preise waren vertheilt; der Gesang verstummt, da begann der zweite Theil des actus, das Fischerstechen (les joutes sur l'eau, wie es auf dem Gebrauchs-Zettel heißt). Dieser Theil des Festes war für mich von minderm Interesse; desto größern Jubel

aber erregte er bei denjenigen aus dem Volke, denen die Mitſpieler perſönlich bekannt waren, und die nicht unterließen, ihre Bekannten laut zur Tapferkeit anzufeuern. „Johann Kriſchahn! ſchlah tau! Johann Jochen! wehr Di!“ ſo erſcholl es laut um mich her und wenn einer der Kämpfer in das Waſſer geſtoßen wurde, war Freude und Gelächter groß.

Jetzt begann nun der dritte und letzte Act, das Wettſchwimmen; er wurde ebenfalls mit Kanonendonner introducirt. Ein übelgeſinnter Spaßvogel neben mir meinte, dies ewige Kanoniren komme ihm vor wie der Titel des Shakeſpear'ſchen Dramas „Viel Lärm um Nichts.“ Dem ſei nun, wie ihm wolle, unſere Aufmerkſamkeit wurde von Neuem auf den See gelenkt und zwar zunächſt auf ein Gerüſt, welches genau ſo ausſah, wie ein Galgen, dann aber auf fünf arme Sünder, angethan mit weißen Sterbekleidern und höchſt widerſtrebend die Hinrichtungs-Maſchine beſteigend. „Was Teufel! fragte ich, ſind das Todes Candidaten?“ „Oh ne! bitt' um Entſchuldigung, dieſes weniger, antwortete ein wohlausſehender und wie ein Bürgersmann gekleideter Menſch; der eine iſt ein Drechsler, der zweite ein Schornſteinfeger und die drei Kleinen ſind Straßenjungen von ordentlichen Eltern aus unſerer ehrſamen Stadt M.; alle ſind begierig, den ausgeſetzten Preis von zwölf Thaler preußiſch Courant zu gewinnen!“

Hier wurde ſeine Rede durch die Geſchütze unterbrochen und Plumps, Platſch! purzelte Einer nach dem Andern von

dem Gerüſte in den See. „Ach wie ſchön! ſagte hier eine junge, blaßgeſichtige Dame, die ſich vielleicht etwas in Belletriſtik übernommen hatte, ſo ſtürzte ſich einſt im weißen Gewande Sappho vom Leucadiſchen Fels.“ „Ja, rief Fiſcher boshaft, oder ſo ſpringen zwei Neufoundländer und drei Pudel ins Waſſer, um ſich einander einen hineingeworfenen Knochen ſtreitig zu machen.“

Der eine der Schwimmer zog es vor, alsbald dem nächſten Ufer zuzurudern, wo er ſich hinter einen Buſch barg und aus dem Shakeſpear'ſchen Sommernachtstraum aufführte: „Dieſe Weißdornhecke ſoll mein Ankleidezimmer ſein;“ drei andere erreichten das Ziel nicht, oder doch zu ſpät und mußten zum Theil von Kähnen aufgefiſcht werden, um ſie vor den Umarmungen der Waſſernixe zu bewahren. Nur der Drechsler erreichte das Ziel und ward Sieger.

Und ſieh aus dem finſterfluthenden Schooß
Da hebt es ſich ſchwanenweiß,
Und ein Arm und der glänzende Shirting wird bloß
Und er rudert mit Aemſigkeit, rudert mit Fleiß;
Hat geſiegt! und hoch an den Schranken
Schwingt er ſich auf mit Siegesgedanken.

Und er athmete lang und er athmete tief
Und begrüßte die himmliſche Frau;
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er iſt da! doch vor Kälte ganz blau;
Für das Geld und auf der Herrin Befehle
Hat der Brave gewaget Leben und Seele.“

Und laut begrüßt ihn die jubelnde Schaar,
Zu der Herrin Füßen er sinkt,
Die Hände streckt er ihr knieend dar;
Und die Gräfin der lieblichen Schwester winkt, -
Die füllt ihm die Hände mit preuß'schem Courante,
Und der Drechsler sich also zur Gräfin wandte:

„Lang lebe Frau Gräfin! Es freuet mich,
Daß ich athme im rosigen Licht,
Denn das Wasser ist kalt, gar fürchterlich,
Für den Preis versuchen's die Götter nicht!
Belieben Frau Gräfin mich anzuschauen,
Wie blau ich geworden vor Frost und vor Grauen!

Und vor dem ganzen Diener-Troß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein ungehemmtes Lob,
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Denn er hatt' ja das Bürgerrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen,
Hing an den wohlgestalt'ten Zügen.
Und gütig, wie sie nie gethan,
Nahm sie ihn bei der Hand,
Und führt ihn zu dem Grafen hin,
Der nichts davon verstand.

Wenn übrigens unter den Anwesenden sich Jünger oder Jüngerinnen der bildenden Künste befunden hätten, so hätten sie hier die beste Gelegenheit gehabt, die Lehre von den nassen Gewändern zu studiren; wunderbar genau und

durchsichtig schmiegte sich der nasse Shirting an den Körper des Siegers. „Er sieht aus, sagte Fischer, wie eine männliche Tochter der Niobe aus dem Berliner Museum.“

Die Festspiele zu S. waren geschlossen; etwas Kanonendonner, etwas Wagengerassel und Alles war vorbei. Da erhob das Volk seine Stimme, nicht um Hurrah zu rufen, nein! „nach B.“ scholl es; „nach B.!“ scholl es wieder aus tausend Kehlen; so mögen die ersten Kreuzfahrer auf den Gefilden von Clermont gerufen haben, „nach Jerusalem, nach Jerusalem!“

Fischer, Meier und X. (notabene ich bin hier X., die dritte unbekannte Größe) bestiegen ebenfalls ihr bescheidenes Gefährt und fuhren gen B. — Da wären wir nun; aber wie unter Dach und Fach kommen? Das Gasthaus war voll zum Ersticken: „das weite Haus faßt nicht die Zahl der Gäste, die wallend kamen zu dem Völkerfeste.“ Endlich durch List, durch Ueberredung, vorzüglich aber durch Schulterblätter gelang es uns Posto zu fassen in den Räumen des Hotels. Kaum waren wir drinnen, so wünschten wir uns auch schon wieder aus diesem Dunstbade hinaus; aber dies war unmöglich; das Haus glich der Unterwelt der Alten, hinein konnte man wohl, hinaus konnte keiner, außer Orpheus und Theseus; der eine war aber ein Sänger, der andere ein Held, und wir waren keine Sänger und eben auch keine Helden; deshalb mußten wir uns denn geduldig pressen lassen, welches eine ganz freie Presse wurde, die einzige, glaube

ich, die in Meklenburg erlaubt ist. Endlich war ich so glücklich, ein Fenster zu erobern; aus diesem lehnte ich mich, theils um frische Luft zu schöpfen, theils auch, um durch die weichen Theile meines Körpers die Stöße meiner Opponenten zu paralysiren. Wer die Kissen an dem hintern Theile der Waggons auf den Eisenbahnen gesehen hat, wird dieses mein Verfahren als richtig und in der Mechanik begründet anerkennen. So lag ich lange anderthalb Stunden, wurde dann aber herrlich für meine ausgestandenen Stoß- und Drangsale belohnt.

Zuerst blitzte ein Licht durch das dunkle Laub der Bäume, darauf zwei, drei, bis endlich tausende von Flammen das schöne Dorf beleuchteten, welches dalag von strahlender Helle übergossen, und doch wieder, gleichsam schüchtern, sich hinter das Laub der Bäume verkriechend, wie ein schönes Landmädchen, welches, zum erstenmale im ungewohnten Schmucke, nicht weiß, ob es sich dem fremden Auge zeigen, oder sich verbergen soll. — Wir eilten hinaus und mischten uns unter die auf und abwogende Menge, die wie Mücken um die Lichter schwärmte und schwirrte. Es war ein zauberischer Abend und rein zum Sentimentalwerden. Ich spürte schon gewaltige Lust dazu und wäre auch wohl dazu gekommen, wenn mich nicht die Neugierde nach dem schön erleuchteten Schloß hingezogen hätte.

Da wurde mir aber das Sentimentalwerden gründlich ausgetrieben durch einen neckischen Kobold, der sich hinter

transparente Inſchriften am Schloſſe verborgen hatte, und mir die Thräne unauslöſchlichen Gelächters auf die Wangen trieb.

Die Inſchriften waren alle höchſt einfach durch lateiniſche Initial-Buchſtaben ausgedrückt (und ich möchte wohl fragen, ob es eine edlere, ſinnigere Einfachheit giebt, als dieſe ſtarren, gradlinigen, dicken und dünnen Pfähle und Palliſaden); in der Farbe war ihnen jedoch wieder die größte Mannigfaltigkeit beigebracht; ſie brannten grün und blau, roth und gelb, wie die Flicken einer Hanswurſtjacke.

Das erſte Transparent lautete:

Grab' B... dieſen Tag in Erz und Marmor ein,
Auf daß er Kindes Kind ſoll unvergeßlich ſein.

Das zweite war ſpecieller auf die Verhältniſſe der Transparentausſtellerin zu der Königin des Feſtes berechnet, hatte aber bei aller Klarheit der dahinter geſtellten Talglichter doch manche dunkle Stelle. Es hieß:

Heil Dir ob Herrin aller Kräfte
Zu weihen im Berufsgeſchäfte
Mit treuem Fleiß und treuem Sinn
Nimm gnädigſt dies Gelöbniß hin
Des Schloſſes treu ergeben
unterthänigſte Dienerin.

Da hier jede Interpunction fehlte, ſo wage ich auch nicht die fehlenden Zeichen hineinzuſetzen und überlaſſe dies einer Akademie der Inſchriften.

Weiter waren wir zu dem hellerleuchteten Speisesaale gelangt und machten, da es dem Volke erlaubt war, sich von Ferne an den Speisen und Getränken der Tafel zu erquicken, von dieser Erlaubniß sehr ungenirt Gebrauch; ich, für mein Theil, mit großem Nutzen, zwar nicht für meinen Magen, denn der schrie Zether über die Praerogative der vornehmeren Mägen und declamirte:

Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück.

sondern dadurch, daß sich mir eine Betrachtung über öffentliche Tafeln aufdrängte, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

In den ältesten Zeiten, in den Zeiten der babylonischen assyrischen, chaldäischen, ägyptischen u. s. w. Könige, der Prototypen des Absolutismus, gab es keine öffentliche Tafeln und außer von Nebukadnezar habe ich von keinem Regenten jener Zeit gelesen, der öffentlich gespeiset hätte; Nebukadnezar aber fraß Gras, wie ein Ochse, auf einer gut bestandenen Kleeweide vermuthlich, also wohl öffentlich. Die griechischen Kaiser, jedenfalls die würdigsten Vertreter des Absolutismus in einer spätern Zeit, hüteten sich wohl ihrer Gottähnlichkeit durch öffentliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse Abbruch zu thun. Die Beherrscher der Orientalen haben heut zu Tage gewiß durch Ohrenabschneiden und Bastonaden den richtigsten Takt in dem Absolutismus erlangt, und sind in dieser Art wirklich bewundernswürdig, vielleicht dann

für einige Liebhaber beneidenswürdig; aber, frage ich, würde wohl Abdul-Meschid öffentlich seinen saffrangewürzten Pillau mit höchsteigenen Fingern in seinen höchsteigenen Mund stopfen? oder würde der Dalai Lama, dieser Repräsentant des geistlichen und weltlichen Despotismus, wohl eine seiner berühmten wohlriechenden Büchsen verkaufen können, wenn Jedermann sähe, welche Ingredienzen er zu der Bereitung ihres Inhaltes verbrauchte, und wenn etwa ein Thibetanischer Chemiker auf dem Wege der Analyse zeigte, daß ein Jeder diesen Inhalt der Büchse selbst machen könne? — — So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, da rauschte plötzlich aus der einen Ecke des Saales hinter Laub und Blumengewinden ein Etwas hervor, welches alsbald einstimmig von den Zuschauern für einen Engel erklärt wurde, da es mit Flügeln versehen sei, und nebenbei für einen wirklichen Engel, da es lebte; aber wie unglücklich sah dies kleine, himmlische Wesen aus, wie unglücklich-ängstlich schwebte es an der Zimmerdecke hin an den Stricken eines Flaschenzuges, wie tiefes Mitleiden mit diesem Himmelsbürger fühlte unsere Menschenbrust! Wenn alle Engel so aussehen und sich so vor dem Falle fürchten, dacht ich, so muß das Engelthum nur ein schlechtes Metier sein. Der Engel ließ sich vor der Gebieterin (es ist dies der jetzige Modeausdruck in der Begüterung) nieder und überreichte ihr ein Marzipanherz, groß und breit, ein gleichsam vierschrötiges Herz und draußen bei uns vor dem Fenster hob ein vierstimmiger Sang

an, deſſen Worte ich ſo glücklich bin, meinen Leſern mittheilen zu können:

Dich grüßt ein Englein ſchön, grüßt
Cuno's Herz, ja Herz, ein Herz bringe
Cuno's Herz, ach wenn Dein Cuno naht,
fühlt Dein Herz ſo wohl, ſo fühlt ja Dein
Herz, Dein Herz ſo wohl! ꝛc. ꝛc. *)

(Ukermärkſches Produkt.)

„Na, ſagte die breite Stimme eines breiten vollwichtigen Mannes, dies geht mich doch über Kreid' und Rothſtein, derentwegen ſich einen eig'nen Meſchantikus aus Berlin kommen zu laſſen! dieſes is noch doller, als die Pferde in'n Kutſchwagen zu fahren! davon bitt' ich mir auch 'n jungen Ableger aus, aber von't Herz, nich von den Engel, denn ſon'ne Ableger hab' ich ſelber genug zu Hauſe."

„Oh! ſagte ein anderer Jemand, der Spaß iſt noch nicht zu Ende, nun kommt noch ein Fackelzug."

Den wollten wir aber nicht mehr abwarten, wir trollten uns davon und waren bald auf dem Wagen und auf dem Wege nach Hauſe. Ich ſaß vorne beim Fuhrmann, Fiſcher und Meier auf der hintern Bank und beide wetteiferten bald in melodiſchen Naſentönen, welche der kleine Fiſcher im Falſett, der vollblütige (im plebejiſchen Sinne das Wort genommen) Meier im Grund-Baß ſchnarchte. Vor uns ſtand

*) Auch dies Gedicht hat einen ſo ſtarken haut gout, daß es uns nicht als mittheilbar erſchien. Der Herausg.

der Mond, klar und voll und schauete so vornehm-indifferent auf uns herab, als ob ihn nichts bei uns interessire; ich war aber ein alter Intimus von ihm und hatte ihn zur Zeit meines ersten Verliebtseins vielfach cultivirt, ja sogar mit sentimentalen Gedichten incomodirt, ward aber später durch Verhältnisse von ihm getrennt und suchte nun heute wieder eine Liaison mit ihm anzuknüpfen. Zuerst als ich ihn mit dem alltäglichen Gruße „Guter Mond, du gehst so stille" begrüßte, schien er mich noch nicht kennen zu wollen, als ich aber zu ihm sprach

„Füllest wieder Berg und Thal
Still mit Nebelglanz,
Füllest endlich auch einmal
Mir die Seele ganz."

da konnte er sich nicht länger halten, denn dies war immer das Stichwort gewesen, wodurch ich seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hatte, und er lächelte nun so freundlich mir zu mit seinem breiten, wohlwollendem Gesicht, daß mir Anfangs war, als sei ich 15 Jahre jünger geworden. Doch plauderten wir keinen Liebeswahnsinn, sondern ganz vernünftig zuerst über Tagespolitik, dann speciell über die des so eben abgewichenen Tages, wobei er frech genug behauptete, er sei eigentlich die causa movens der ganzen Fest-Geschichte gewesen; durch sein Licht übe er nämlich, wie männiglich bekannt, eine gewaltige Macht aus auf das Gehirn einzelner Menschen und diese wolle er denn fürder auch nach besten

Kräften anwenden, um nur nicht ganz aus der Mode zu kommen, dieweil er wohl gemerkt habe, daß sein früherer süßer Cultus bei der jetzigen Generation wegen Eisenbahnen und Repräsentativ-Verfassung im Abnehmen begriffen sei, wie er selber zuweilen. Endlich sprach er über seinen Einfluß auf die organische Materie im Allgemeinen, gab mir eine kurze Kritik von Liebig's organischer Chemie, die ihm nicht ganz gefiel; aber aus dem lächerlichen Grunde, weil sein Einfluß darin nicht genügend hervorgehoben sei. Dann sprach er viel über den Segen, den er der Landwirthschaft brächte; er sei es, behauptete er unter Anderm, daß er verhindere, daß die Erdflöhe die jungen Erbsen ausfräßen und doch hielten die dummen Menschen, seine Persönlichkeit leugnend, ihn dermalen nur für eine bloße Himmelslaterne. Kurz aus dem sanften, mitfühlenden Freund und Vertrauten meiner Jugendjahre und Jugendträume aus dem kindlichen „Stirnbarga Mänin", war ein alter, von Hypochondrie geplagter, gelehrter Faselhanz geworden; eben wollte er durch Aufstellung einiger himmelskörperlicher Paradoxen der Sache die Krone aufsetzen, als er urplötzlich anfing, Gesichter zu schneiden, als wenn unser Einem Tabacksrauch in die Augen geblasen wird. „Was fehlt Dir Luna, fragte ich, wird Dir unwohl?" „Ach! entgegnete er, sieh Dich nur einmal um." Als ich dies that, sah ich einen dicken gerötheten Qualm aufsteigen und: „schwarz röthete sich der Himmel", wie der Verfasser von „Kuno, der schöne Jägerbursche" sagt. „Das

iſt der Fackelzug", ſprach ich. „Ja, ſagte der Mond, das iſt der Fackelzug, durch den die Menſchen mein ſanftes, reines Licht verhöhnen und die alte Sonne, die Du alleweil nicht ſiehſt, ſitzt jetzt da unten bei Deinen Antipoden und lacht mich aus und ſpottet meiner; aber warte! dir wird's morgen nicht beſſer ergehen*). O, über dieſe Menſchen! und für ſolche Menſchen muß ich ſcheinen!" So rief ſchluchzend der Mond, griff nach einer Wolke, wiſchte ſich die Augen damit, wie mit einem Taſchentuche und verzog ſich kummervoll hinter die Couliſſen des Himmelsgewölbes. Ich aber dachte darüber nach, was er wohl mit ſeiner Macht über das Gehirn der Menſchen gemeint haben mochte, und ob er wohl ſich ſelbſt an Hochgeborene Gehirne wagen dürfe. Da dies zwei Fragen waren, die Vieles pro et contra hatten und ſolche Fragen mich regelmäßig in eine unauflösliche Verwirrung und demnächſt in einen Halbſchlummer ſtürzen, ſo geſchah dies auch heute. Das Schnarchen meiner Gefährten, das jeweilige Einnicken des Fuhrmannes, der träge Schritt der müden Ackergäule, das Mahlen der Räder im Sande, das ewig in gleicher Melodie und bei jeder Umdrehung um ſeine Are ſich wiederholende Gekreiſch des einen ſaueren Rades, dem meine Phantaſie die Worte „Gefühl,

*) Am folgenden Tage, den 30. Mai, ward nämlich zu F., einem andern Orte der Begüterung, eine Illumination bei Sonnenſchein geſehen. A. d. H.

rege dich" als Text gab, alles dies vereinigte sich, um mich vollständig in den Schlaf zu bringen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einem Wagen in Schlaf kam; aber, lieber Leser, denke Dir auch nur die Worte „Gefühl, rege dich" einige tausendmal von einem saueren Rade vorgesungen und Du wirst mir zugeben, daß man davon zuerst in ein heftiges Kopfweh und dann in einen betäubenden Schlummer verfallen muß.

Plötzlich, durch einen Ruck und ein nachfolgendes Gekrach und Geprassel erwachte ich; erschrocken blickte ich nach hinten und sah zu meinem größten Erstaunen da, wo früher meine beiden Gefährten harmlos der Ruhe gepflegt hatten, zwei paar Beine in die Luft starren, die alsbald auf die abenteuerlichste Weise zu manövriren anfingen. „Halt, Kutscher, Halt!" quiekte Fischer. „Halt, Kutscher, Halt!" brüllte Meier. Die hinteren Riemen ihrer Bank waren gerissen, beide waren dem Gesetze der Schwere gefolgt und lagen nun da, wie ein paar mediatisirte Fürsten auf dem Wiener Congreß, Jeder sich auf Kosten des Andern auf die Beine zu bringen suchend. Fischer suchte und fand einen Stützpunct an Meier's Glatzkopfe, den er in dieser Zeit der Noth nicht mehr respectirte, als eine alte Kegelkugel; Meier legte aber seine breite, butterweiche Hand quer über das scharfe, schneidende Profil von Fischer, als wolle er einen Abklatsch davon machen. Beide wollten sich nun auf Kosten ihres gegenseitigen Stützpunctes heben, — eine nach allen

Regeln der Statik und Dynamik unmögliche Aufgabe; dabei spielten die Beine ihre Rolle als Balancirſtangen unermüdlich fort und gaben einen richtigen Thermometer der Kraftanſtrengung und Barometer des gegenſeitigen Drucks ab. Unten fochten die Arme und Hände ihre Sache aus, oben ganz unabhängig davon, ſcharmüzelten die Beine; bald ſiegten die leichten Truppen von Fiſcher's weißen Pantalons, bald wurden ſie aus dem Felde geſchlagen von den Meier'ſchen Stolpenſtiefeln, als ſchwerer Cavallerie. Schlachtrufe, Seufzer und Geſtön ließen ſich hören. Seine Behendigkeit half dem kleinen Fiſcher hier nichts: bleiern, wie ein Alp, lagerten auf ihm Meier's Fleiſchmaſſen. Nichts half dem Meier ſeine Wucht: er konnte ſie nicht in die Lage bringen, in welcher ſie die Bank wieder nach vorn hätte überkippen müſſen, — ob er auch gleich ſchnaubte wie ein Nordkaper. Der Fuhrmann und ich waren ein paar ganz unparteiiſche Zuſchauer. „Herr, ſagte jener und wollte ſich eine friſche Pfeife ſtopfen, warum uns drein mengeliren, laſſen Sie die beiden allein ihre Sache ausmachen.“ Doch ging dies nicht länger; das Meier'ſche Vollblut drohete mit einem Schlagfluſſe und das Fiſcher'ſche Profil ging ſeiner allmähligen Auflöſung entgegen. Der Fuhrmann mußte denn nun die Stolpenſtiefeln arretiren und ich fing die weißen Pantolons ein, worauf denn die Beine zuvörderſt für ſich einen Separat-Frieden abſchloſſen, dem bald die Arme und Hände nach-

olgten. Wir hoben und schoben so lange, bis das Gleichgewicht hergestellt war; es war ein schwer Stück Arbeit und hat mir einen ungefähren Begriff davon gegeben, wie schwer es sein mag, ein gestörtes politisches Gleichgewicht wieder herzustellen.

Dies letzte Malheur hatte den armen Meier so attaquirt, daß er auf meine Frage, ob er am folgenden Tage mit nach F. wolle, um auch die dort arrangirten Festlichkeiten mit anzusehen, sich hoch und theuer verschwor, lieber einen ganzen Tag nichts zu essen, sondern auf Erbsen zu knieen, als noch einmal solchen Tollheiten beizuwohnen, wie er sich auszudrücken beliebte. Der kleine Fischer aber sagte „Allemal Derjenige, welcher!" Wir trennten uns nach dieser Verabredung und ich schlief bald darauf ein mit derjenigen Frage an die Zukunft, die der Landmann unverdrossen jeden Abend ihr vorlegt: „Was es wohl morgen für Wetter sein wird?

(Der zweite Tag folgt im nächsten Jahrgange.)

Fünf neue schöne Lieder aus diesem Jahr.

Das erste Lied.

Es giebt einen Baum im Meklenburger Lande, der im Heiligenschein einer hohen, schönen Zeit steht und Angesichts dessen der Meklenburger alle seine Engherzigkeit schwinden fühlt und seines Deutschthums wieder einmal inne wird. Das ist Körner's Eiche bei Wöbbelin.

Als Lützow's wilde verwegene Jagd, „die Träger der Idee" in jener Zeit, wie Jean Paul sie genannt hat, in dem Gefechte bei Rosenberg, zwischen Schwerin und Gadebusch, am 26. August 1813 ihren Tyrtäus, den hochgemutheten Theodor Körner verlor, da begruben sie ihn unter diese Eiche und diese Eiche ist seitdem das Heiligthum der schwarzen Schaar. Und ihrer vier von den Schwarzen hatten in einer Weihestunde sich gelobt, das Schwert dessen, der von ihnen ein Opfer fiele dem Schlachtengott, an des gefeierten Sängers Eiche zu hängen. Und von diesen vieren traf einen Landsmann von uns, als er einen sich zurückziehenden französischen Adler heftig verfolgte, die feindliche Kugel, wie solches die Gedächtnißtafel unter dem Schwerte besagt:

Dies Schwert, von Eisen stark und gut,
Führte mit eisenfestem Muth
Gottlieb Schnelle aus Meklenburger Land,
Deß Name mit Ehren wird genannt.
Drei Feldzüge hatt' er wohl vollbracht,
Da fiel er in einer Heldenschlacht.
Die geschlagen wurde zur guten Stunde
Und genannt ist die Schlacht zum schönen Bunde.

Es muß ein ganzer Mann gewesen sein, der Gottlieb Schnelle. Riemann, der Pastor zu Friedland, sagt von ihm, daß er „seinen Freunden unvergeßlich durch ungemeine Geistes- und Willenskraft, durch Kühnheit, Umsicht und sittlichen Ernst; wo er waltete, da gehörten ihm bald alle Herzen und freudig folgten ihm alle als dem Mächtigeren." Und ein anderer Waffengefährte, Nagel, gestorben 1817 als Gymnasialdirector zu Cleve: „Dem Vaterlande ist in ihm ein schöner Stern untergegangen, der einst herrlich geleuchtet hätte. Mit solchen Adlergeistern wuchert die Natur nicht."

Aber das Schwert war vor einiger Zeit verschwunden — wahrscheinlich zu einem abergläubischen Zwecke entwandt. Dem wiedergefundenen unter angemessener Feier seinen alten Ehrenplatz wieder zu geben, war der Wunsch des Bruders des Verewigten, des Doctors Schnelle auf Buchholz, und der übrigen Familie. Mehrere ehemalige Lützower folgten der Einladung zur Beiwohnung dieser Todtenfeier, die am 16. Juni dieses Jahres 1815 in würdiger, einfacher Weise vor sich ging; viele derselben aber waren behindert, dem

Feste beizuwohnen und unter ihnen auch der als Dichter und Schriftsteller zu Berlin lebende Friedrich Förster. Aber wenn einer von den Entfernten im Geiste gegenwärtig war, so war er es*); er hatte sich würdig vertreten lassen durch den nachstehenden

Rundgesang
der alten Lützower Jäger unter Körner's Eiche bei Wöbbelin, den 16. Juni 1815.

Noch einmal zog die wilde Jagd zusammen,
Vereint bei Schwert und Lied,
Erwärmt vom Hauch der jugendlichen Flammen,
Die einst das Herz durchglüht.

Wir sammeln heut' uns an geweihter Stelle,
Hier, wo der Sänger ruht;
Hier brauf'te seines Lieds empörte Welle,
Hier strömte hin sein Blut.

Und wie wir traulich uns die Hände reichen
An unsers Körner's Grab
Schau'n 32 Jahr' von hohen Eichen
Auf unser Thun herab.

Sagt an, ihr Jäger: wo ist eure Beute?
Und wer von euch hält Wacht?
In unsern Gauen tobt umher bis heute
Reißend Gethier mit Macht.

*) Er ist auch der Dichter der oben angeführten Inschrift der Gedenktafel.

In großer Galla sitzt mit den Vasallen
Nobel, der König, da;
Er spießt und speis't die Kleinen nach Gefallen,
Und spricht: l'état c'est moi.

Scheinheilig weiß dort Reineke zu schranzen,
Liegt eifrig im Gebet;
Und nach des Esels Laute müßt ihr tanzen,
So lang der Hahn nicht kräht.

Der Geier wetzt den Schnabel und die Klauen
Am Censor-Dintenfaß;
Das Lamm würgt Isegrimm auf grünen Auen;
Dann fragt er nach dem Paß.

Schlimm sieht es aus im heil'gen röm'schen Reiche;
Ja, das sei Gott geklagt!
Wir aber, unter Körner's heil'ger Eiche,
Sind froh und unverzagt.

Und mögen Pabst und Kaiser: Rückwärts! rufen,
Vorwärts! ist unser Wort;
Erstiegen sind des Walles erste Stufen
Und weiter geht es fort.

So laßt uns freudig Schwert und Becher heben;
Verzagt, ihr Treuen, nicht!
Nur Der verdient die Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erficht.

Das zweite Lied.

Die Lügenzeitung meldet aus guter Quelle, daß unsere Hof- und sonstigen Räthe in ihrer letzten Conferenz, in welcher auch die von dem Zeitgeist so gebieterisch geforderten

allgemeinen Jahresverſammlungen der deutſchen Titularmenſchen zuerſt in Anregung gebracht worden ſind, einſtimmig beſchloſſen haben, gehörigen Orts wegen einer auf verfaſſungsmäßigem Wege zu erlaſſenden erneuerten und vervollſtändigten Rangordnung behufige Anträge zu machen. Es läßt ſich nämlich nicht leugnen, daß das Rang und Titelweſen in unſerem ſo erleuchteten und wohlbeſtellten Meklenburg ſehr im Argen liegt; nicht etwa aus Mangel an Titeln und Rangclaſſen, nein! lediglich aus Mangel an tüchtigen quellenmäßigen Forſchungen über die Art, wie ſich die einzelnen Titel und Rangſtufen geſchichtlich gebildet und entwickelt haben. Der Mangel an ſolchen hiſtoriſchen Arbeiten iſt der Grund, daß eine unſägliche Verwirrung in unſeren Titulaturen und Rangclaſſen und in Allem, was damit in näherer oder entfernterer Beziehung ſteht, herrſchend geworden iſt. Flache Liberale werden uns freilich auslachen, wenn wir behaupten, daß die Stufe, auf welcher das Rang- und Titelweſen in einem Staate ſteht, den ſicherſten Maßſtab dafür abgiebt, wie weit derſelbe ſeine Aufgabe gelöſt habe. Aber geht nur hin nach China, da findet Ihr die vollkommenſte Ruhe und Ordnung; denn warum? weil China das Rang- und Titelweſen ſo weit vervollkommnet hat, als dies bei der Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge nur menſchenmöglich iſt. Natürlich! Denn was wollen die ſtrebſamen unter den gutgeſinnten Unterthanen auch weiter als Rang und Titel?! Dennoch können wir uns mit dem erwähnten Antrage, wegen einer er-

neuerten und vervollſtändigten meklenburgiſchen Rangord-nung, keineswegs befreunden. Wir gehen auch in dieſer Sache aus von der deutſchen Einheit: a Jove principium. Wir verſtehen darunter aber keine materielle Einheit, wollen alſo nicht aus Deutſchland einen Staat machen, nein! dieſe Einheit meinen wir nicht und Deutſchlands Landkarte mag nach wie vor ausſehen wie eine Flickendecke; wir verſtehen vielmehr darunter eine ideale Einheit. Das höchſte Ideal aller guten Deutſchen iſt aber bekanntlich 1) das Amtsjubi-läum und 2) ein möglichſt hoher Rang und Titel. Für die gehörige Berückſichtigung der Amtsjubiläen iſt ſchon durch die allen Deutſchen angeborne Pietät für das Alte geſorgt und es entwiſcht ihrer Aufmerkſamkeit wohl nur ſelten ein Ju-bilar und der desfallſigen Feier fehlen auch nie die obligaten Allerhöchſten Handſchreiben, Ehrenbecher, geſtickte Lehnſtühle u. ſ. w. Was nun zweitens Rang und Titel betrifft, ſo weiß freilich Tacitus nur von unſerem biderben Weſen und von unſerer Liebe zum Trunk und Spiel; wahrſcheinlich hat aber ſeine Germania im Staube und Moder der Bibliotheken auch einige Haare laſſen müſſen, eben ſo wie man der wirk-lichen ihr Hoch- und Niederland und den Elſaß vom Leibe geriſſen hat und jetzt dabei iſt, ihre dermalige Nordmark, Holſtein, in das Königreich Dänemark zu entführen, ſo daß ihr noch am Ende das Herz im Leibe frieren wird. Alſo wahrſcheinlich werden einige Blätter aus Tacitus verloren gegangen ſein, denn ſonſt würden wir ſchon in ihm von

unſerer Titelſucht oder mit anderen Worten von unſerer Anlage, die in einem Titel ausgeſprochene Anerkennung des Staats vollkommen zu würdigen, und von unſerer Sehnſucht nach ſolchen Anerkennungen leſen. Dieſer unſerer Titelſucht entſpricht ſehr ſchön die Freigiebigkeit der deutſchen Regierungen hinſichtlich der Titel. Auch die Mannigfaltigkeit unſerer Titel iſt groß und ich habe mal in den Miscellen eines Journals geleſen, daß wir allein über 100 verſchiedenartige Räthe haben. Es fehlt uns in dieſer Hinſicht alſo nichts weiter als Einheit: in Schwaben gilt vielleicht ein Commiſſions- oder Domainenrath ſehr wenig, in Hinterpommern vielleicht iſt dieſer Titel ſehr ſelten und in hohem Anſehen; das iſt ein großer, von allen Gutgeſinnten längſt gefühlter Uebelſtand. Dieſem Uebelſtande läßt ſich aber nicht auf dem Wege der Particulargeſetzgebung abhelfen, vielmehr wird er ſelbſtverſtändlich durch die Thätigkeit derſelben immer größer. Soll es alſo auch in dieſer Hinſicht beſſer werden, ſo müſſen die deutſchen Ständeverſammlungen dahin wirken, daß die Landesregierungen durch die deutſche Bundesverſammlung eine allgemeine deutſche Rang- und Titelordnung herausgeben laſſen. Das iſt meine unmaßgebliche und unvorgreifliche Meinung über die Sache.

Doch brauchen darum die einzelnen deutſchen Lande in der Rang- und Titelfrage nicht unthätig zu ſein, vielmehr kann eine wiſſenſchaftliche Thätigkeit in dieſer Hinſicht nur die erſprießlichſten Folgen für die deutſchgründliche und all-

seitige Erwägung derselben haben und uns allein festen geschichtlichen Boden für dieselbe gewinnen lassen. Man setze also in jedem deutschen Lande und resp. Ländchen Commissionen nieder mit dem Auftrag: auf historisch-kritischem Wege die einschlägigen Begriffe: hoffähig — wirklicher — geheimer — charakterisirter — hoch-, wohl-, edel- ꝛc. ꝛc. ꝛc. geboren — tafelfähig u. s. w, zu eruiren. Dieser Commission müßte auch das Recht zustehen, neue Titel in Vorschlag zu bringen. Um anzudeuten, wie viel auch selbst hinsichtlich der Ergänzung unseres Titelwesens noch zu thun ist, will ich hier nur daran erinnern, daß wir in Deutschland noch immer keinen Censur-, Preß-, Missions-, Ausweisungs-, Cabinetsjustiz- ꝛc. Rath haben, obgleich uns diese sehr der Berathung bedürfenden Sachen doch keineswegs abgehen.

So die Sache aufgefaßt, wird ihre endliche Regulirung die würdigste deutsche Nationalarbeit.

Doch ich habe mich schon von meiner Vorliebe für ein nationales deutsches Titelwesen hier zu weit führen lassen. Veranlassung zu dieser Expectoration gab die nachstehende, in der Hamburger Neuen Zeitung vom 18. März 1845 mitgetheilte

Hundegeschichte.

Und endlich kommt der Landtag
Zu einem festen Beschluß,
Daß man auch Wege bauen
Und im Stande halten muß.

Der Herzog ſendet den Pudel
Mit fürſtlichem Rang und Sitz.
Die Ritterſchaft ſendet den Bulldogg.
Die Landſchaft ihren Spitz.

Die ſollen als Wegecommiſſäre
Sich Alles genau beſehn,
Die Dämme, die Gräben und Brücken,
Landſtraßen und Chauſſeen.

Sie kommen zu Fuß zuſammen
Bei einer Frohnerei,
Der Pudel und der Bulldogg,
Der Spitz iſt auch dabei.

Doch weil das Wetter ſo ſchlecht iſt,
Weil's ſtürmet und regnet zur Zeit,
Da nehmen ſie eine Caroſſe
Zu größerer Bequemlichkeit.

Der Kutſcher hat vorgefahren,
Der Pudel ſteiget ein,
Und von den andern beiden
Will keiner der Letzte ſein.

Der Pudel ſitzt gemächlich
Wol auf dem Vorderſitz,
Und neben ihn ſetzt ſich zur Seite
Gar eilig der kleine Spitz.

Da bellet grimmig der Bulldogg:
„O Spitz, was machſt Du?
Der nächſte Sitz nach dem Pudel,
Der kommt ja mir nur zu.“

Der Spitz bleibt ruhig sitzen
Und sieht ihn an und lacht:
„Wo steht denn das geschrieben?
Das ist noch nicht ausgemacht."

Das kränket zu sehr den Bulldogg
In seinem rothen Rock.
Er springt voll Wuth aus dem Wagen
Und setzt sich auf den Bock

Der Bulldogg führet Beschwerde
Und thut es dem Landtag kund:
Er sei von Geburt was Bessres
Als jeder andre Hund.

Ein Landtag wird gehalten:
Da streitet man Tag und Nacht.
Doch ist nach so mancher Sitzung
Noch immer nicht ausgemacht:

Wer haben soll von beiden,
Der Bulldogg oder der Spitz —
Für alle und ewige Zeiten
Im Wagen den Vordersitz?

Das dritte Lied.

An dem nun folgenden Gedichte gefällt mir die Ueberschrift nicht. Ich will aber damit gar nicht leugnen, daß der meklenburgische Bauer noch dem bei weitem größten Theile nach ganz so ist, wie er hier geschildert wird, sondern damit nur sagen, daß man ihn deshalb nicht schelten darf. Jahrhunderte lang dinglich und persönlich unfrei, bloßer

Wirth ſeines Gutes und ſeines Leibes nicht mächtig, alſo ganz der Willkür ſeines Grund- und Leibherrn hingegeben, — iſt es da ein Wunder, wenn er auch bei ſeinem jetzigen theilweiſe beſſeren Zuſtande mit ſeinem geiſtigen Blick noch immer an der Schelle klebt? Und was hättet Ihr ſonſt noch an unſerem Bauer zu tadeln? Ihr ſollt mir lange ſuchen nach einem Menſchenſchlag von ſolcher ſoliden Verſtändigkeit und ſolcher gründlichen Gutmüthigkeit. „Aber ſein übergroßes Mißtrauen!“ Nun, was das betrifft, ſo ißt der Bauer vernünftiger Weiſe in der ganzen Chriſtenheit nur das, was er kennt; und dann bedenkt doch, daß man ihn von je an und in allen Dingen übers Ohr gebauen hat: fürwahr er mußte wohl mißtrauiſch werden, denn das unbedingte Abweiſen aller Neuerungen in ſeinen beſtehenden Verhältniſſen war ſein einziges Rettungsmittel. Aber dies ſein Mißtrauen ſchwindet von Tage zu Tage, ſeitdem man angefangen hat nicht mehr bloß von „Regung“, ſondern vielmehr von Hebung der Bauern zu ſprechen: der Unterdrückte iſt allenthalben mißtrauiſch, der, an deſſen Hebung man arbeitet, allenthalben vertrauend und hingebend. Oder hat der Bauer ſich etwa gegen die Bauernverſammlungen und gegen die Erbpacht ſeiner Hufe irgendwo geſträubt?! Wenn alſo unſer Bauer noch nicht das iſt, was er ſein ſollte, ſo ſchmähet ihn deshalb nicht, denn er trägt nicht die Schuld davon, ſondern ſeine Grundherren und unter dieſen vorzüglich unſer Adel. Da ſprechen ſie, die Herren vom Adel, von ihrem

alten hochberühmten Geschlecht und von den Großthaten ihrer Vorfahren für Fürst und Vaterland — und doch ist es Gott und aller Welt wissend, wie die Herren Vorfahren nie ein anderes Gesetz anerkannt haben als ihren Willen und ihr Gelüst, wie sie das Faustrecht geübt, wie sie immer den Fürsten zu schaffen gemacht, wie sie den Bürger, der mit seinen Kaufmannswaaren friedlich des Weges zog, niedergeworfen und die Bauern „gelegt" haben; ja gelegt haben sie ihn, wie man den Hengst legt, und ihn seiner männlichen Kraft beraubt, denn sie haben ihre Bauern nicht bloß meist ausgerottet, sondern auch in den übriggebliebenen das Bewußtsein ihres alten guten Rechts zerstört und ihnen Kraft und Muth gebrochen. Das ist eine alte Schuld unseres Adels und wenn derselbe wirklich Sinn hätte für historisches Recht, so richtete er zur Sühne wiederum Bauern auf; doch was thut unser Adel? Er bespöttelt und verdächtigt die Bauernversammlungen, er läßt seine Landschulen, nicht aus Geiz, nein principmäßig in ihrem schlechten Zustande, kurz: er will den Bauer gerade so, wie er nachstehend geschildert wird.

Dei meklenbörger Bua ut dei olle gaude Tiet.

Ick bün ein meklenbörger Bua
En bäten lecktau von Natua.
Ick lat mi nix verdreiten;
Ick hew mien Dhaun mit Pierd un Plaug
Un't leiwe Veih, daamit genaug
Mehr bruuk ich nich tau waiten.

Dei Welt, dei hefft ſick ümgekiehrt,
Un dat is nich den Düwel wiehrt,
Dat kümmt von't väle Schriewen.
Dat junge Volk watt alltauklauk
Un ſteckt tauväl dei Näſ' in't Bauk,
Dat ſcholl et laten bliewen.
Wer'n lütten Katechismus weit
Un dat wat in't Geſangbauk ſteiht,
Hätt naug geliehrt vör't Läwen.
Dei weit Beſcheid mit Hül und Pott,
Läwt ſtill un fredlich, ahn Verdrott,
Un kümmt ock in den Häwen.

Nu ſchall dei Jung un ock dei Diern
Noch in dei Schaul dat Schriewen liehrn;
Wat ſünd mi dat vör Saken?
Dat makt dat Volk man upſternatſch
Will nix miehr dhaun un ward tau ſtaatſch
Un röögt nich miehr dei Knaken.

Wat kümmert mi politſche Kraam,
Datau dei ganze Tiedingsblaam,
Doavan man väl hürt grölen?
Wenn buten ſick dei halwe Welt
Mitunner up den Kopp ok ſtellt
Dat ſchall mi nix verſchöalen.

Laat't jümmer warden wat et wadd!
Frät' ick mi man recht dick un ſatt
Denn bün ick heil taufreden.
Ick gäw mien Stüür as't ſick gehüürt,
Den Papen dat wat em gebührt;
Wat helpt dat väle Reden?

Snackt mi man nir von Dütſchheit vör
Dat weit jo ein halfwuſſen Göör
Kein Dütſchland is tau finnen.
Ok ſiene Friehеit kenn ick nich
Dei ſitt villicht äm innerlich,
Ick will's äm nich afwinnen.

Ick weit nich wat dei Tietgeiſt is;
Doch glöw ick't ſäka un gewiß
Hei is en quatſchen Bengel.
Unſ' Köſta meint: Dei lät nir ſtahn,
Dei hadd' uns brächt dei Iſenbahn
Un nieje Pumpenſchwengel.

Dei gaude Tiet, dat ging' noch mit,
As wi ſacht künnen Schritt vör Schritt
Dörch unſe Medder füüren;
Wi ſchleken eben dörch den Slamp
Un läten uns von Rook un Damp
In unſen Sloap nich füüren.

Nu geiht dat luſtig fuurt: Juchhe!
Hals äwer Kopp up dei Schäſſee;
Mann kann ſick kuum erhalen.
Ball, glöw ick, füür wi dörch dei Luft
Gaar in den Maan, dat't man ſo pufft.
Dat ſchall dei Düwel halen!

Ick ſägg juch: lat't dei junge Welt
As't är beleiwt nn är geföllt
Uns an tum „Fuurtſchritt" driewen.
Ick denk', wie warden vör dei Hand, —
Gahn wi man nich in'n Tollverband —
Noch woll dei Ollen bliewen!

J. F. Bahrdt.

Das vierte Lied.

Und nun geben wir noch ein schönes neues Lied aus des Pastors Seidel zu Perlin Zeitgedichten: Aus der Kirche. Es ist dies eine sehr ergötzliche Schilderung eines alten „Gottswort vom Lande." Freilich haben wir noch viele Exemplare von dieser Sorte, aber über ein Kurzes werdet ihr sie nicht mehr sehen, denn der junge Nachwuchs ist keineswegs indolent, sondern strebt mit aller Kraft nach geistlicher Herrschaft und möchte gern den Laien das Seil wieder über die Hörner ziehen. Unsere Landeskirche bietet überhaupt jetzt einen ganz eigenthümlichen Anblick. Durch unbekannte tellurische und siderische Einflüsse ist nun schon seit geraumer Zeit statt des Röhr'schen und Wegscheider'schen Christenthums die unbedingte Gläubigkeit à la Tholuck und Hengstenberg wieder herrschend geworden, denn die jetzigen Reformbestrebungen der Köthenschen Lichtfreunde sind noch nicht nach unserer ultima Thule gedrungen oder doch nur von Einzelnen aufgenommen, namentlich vom Pastor Runge zu Woldegk, der aber dieserwegen einem Gerüchte nach gleich ein Colloquium mit dem Strelitzer Consistorium hat bestehen müssen. Die herrschende unbedingte Gläubigkeit hat nun den alten billig denkenden Rationalismus, der fünf gerade sein ließ und unter dessen Krummstab ganz gut wohnen war, total außer Cours gebracht und wer jetzt nicht unbedingt gläubig sein will, dem bleibt nichts anders übrig als unter die Ungläubigen zu gehen, während ein solcher früher auch mit einem

ſehr radicalen Rationalismus nichts zu befahren hatte. So haben ſich die Gegenſätze auf dem religiöſen Gebiete jetzt weit ſchärfer herausgeſtellt und es giebt nur noch wenige Indifferente, während der früher gäng und gebe Rationalismus eigentlich überhaupt nichts weiter war als Indifferentismus, denn nicht der Ungläubige iſt indifferent, ſondern der Rationaliſt, der fünf gerade ſein läßt. Dem geiſtlichen Stande ſagt dieſer Zuſtand der ſcharfen Gegenſätze vollkommen zu. Mit ihm haben ſie erſt wieder einen feſten Boden unter den Füßen und ein beſtimmtes Ziel: die Prieſterherrſchaft mit Excommunication und Kirchenbußen aller Art; Pietismus und Fanatismus finden ſich daneben von ſelbſt ein. Man hält ſchon Kirchenverſammlungen unter dem beſcheidenen Namen von Predigerconferenzen und der ésprit de corps findet ſich bereits wieder ein und unſere Geiſtlichen, die ſonſt nur am Bäffchen als ſolche zu erkennen waren und an einem ſchmalen ſeidenen Fähnchen und die eben ſo wie die Staatsdiener in denjenigen Ländern, in welchen die Bureaukratie noch nicht übermächtig iſt, ſich gewiſſermaßen genirt fühlten in ihrer Uniform, ſie haben jetzt alle wieder ſich in den Chorrock gehüllt und das Barret aufgeſetzt. So ſtirbt das alte „Gottswort" immer mehr aus. Es zerfiel aber dies alte Gottswort in 1) Ackerpaſtoren; dieſe betrachteten ihren Acker als die Hauptſache und das Predigtamt als ein auf demſelben ruhendes Onus; 2) proceßluſtige Paſtoren; ſie fanden den höchſten Genuß in Rechtsſtreitigkeiten mit ihrem Patron, wenn dieſelben auch nur Eier und Würſte betrafen;

3) gelehrte Paſtoren, welche für die alten löſchpapiernen allgemeinen Literaturzeitungen arbeiteten; 4) die Epikuräer unter den Paſtoren; ein ſolcher nun iſt unſer

Pfarrer von Grünau.

1. Timoth. 3, 1. So Jemand ein Biſchofsamt begehrt, der begehrt ein köſtliches Werk.

Im Schatten der duftigen Linde
Der Pfarrer von Grünau ſaß,
Und gebratene junge Hühner
Mit grünen Erbſen aß.

Schön glänzte der damaſtne Schlafrock,
Und die Mütze, ſo weiß und fein,
Gab ihm, ſah man ihn von Ferne,
Eine Art von Heiligenſchein.

Er aß, und ſprach bei'm Eſſen
Gelehrtes ſo mancherlei.
Der junge beſcheidene Walter
Kopfneigend ſaß dabei.

Gegen Dunkelmänner und Myſtik
Und all' die neue Lehr,
Auch gegen der Weiſen Sophiſtik
Der Alte polterte ſehr.

Und als ſie ſatt gegeſſen,
Kam Kaffee, Taback und Licht;
Da hielt, wie Zeus, aus der Wolke
Der Alte ein ſtrenges Gericht.

Und ſprach von ſchäbigten Bauern,
Von Meßkorn und Maßen zu klein,
Von unbezahlten Gebühren
Und Mürſten, ſo hart wie ein Stein.

Und als er genug gesprochen,
Da nahm man Journale zur Hand;
Der Alte die Allgemeine,
Und Walter von Röhr einen Band.

Allmählig sank die Sonne,
Die Glocke hallte durch's Thal;
Es kehrten heim von der Arbeit
Die Schnitter in großer Zahl.

Und als sie genug gelesen,
Da machte Mütterchen Thee;
Sie gingen hinein in die Stube
Er saß auf dem Kanapee.

Und die Schnitter nebst Weibern und Kindern,
Die gingen allmählig zur Ruh' —
Wohl tausend unsterbliche Seelen —
Und schlossen die Augen zu.

Doch der edle Hirte von Grünau,
Der wachte noch treu für sie,
Mit dem Amtmann, der eben gekommen,
Spielt' er eine kleine Partie.

Und als der Amtmann gegangen,
Da sprach er: „Zu ruhen ist's Zeit;"
Und legt' sich, und las noch im Bette
Homeros, den Tröster im Leid.

Und als er sich reichlich erbauet,
Da legt' er sich auf das Ohr,
Und pries den gütigen Schöpfer,
Der ihn zum Pfarrer erkor.

Das fünfte Lied.

Dies fünfte Lied führen wir ein durch den nachstehenden Artikel aus Wismar vom 23. December in der Hamburger Neuen Zeitung vom 27. December 1815. Es heißt daselbst: „Die schon seit einer Reihe von Jahren unter den meklenburgischen Landständen bestehenden Bewegungen, haben sich in neuester Zeit aus dem beschränkten Kreise des Kampfes um besondere Standesvorrechte zu einem Kampfe um den Fortschritt, die zeitgemäße Entwickelung vaterländischer Verhältnisse und Zustände, erhoben. Bei diesem Charakter mußte derselbe das regste Interesse im ganzen Vaterlande erzeugen und dessen dankbare Anerkennung demjenigen Theile der Landstände werden, welcher die neue Richtung hervorgerufen hatte und mit Eifer verfolgte, den bürgerlichen oder in bestimmterer Bezeichnung den bürgerlich gesinnten Rittergutsbesitzern. Um ihnen die Theilnahme an ihren Bestrebungen und deren vollkommensten Anerkennung zu äußern, erging von einer Anzahl hiesiger Gleichgesinnten eine Einladungs-Adresse zur Theilnahme an einem ihnen zu Ehren zu veranstaltenden Festmahle an die beiden hauptsächlichsten Vorkämpfer jener Richtung, die Herren Dr. Schnelle auf Buchholz und Stever auf Wustrow. Sie nahmen die Einladung an, und das Unternehmen fand den lebhaftesten Anklang bei allen Ständen Wismars, bürgerlicher Geburt. Auch mehrere umwohnende Rittergutsbesitzer und Pächter, selbst einige

Schweriner schlossen sich an. So sah denn am 20. d. M. unsere Stadt in ihren Mauern ein seltenes, ja das erste Fest seiner Art in Meklenburg, gefeiert. Musik empfing die in den festlich erleuchteten Saal eintretenden Ehrengäste, denen 120 Personen folgten. Das erste Glas ward dem Landesfürsten geweiht. Dann folgte eine längere Rede, welche die neuesten Zeitereignisse beleuchtete und mit einem donnernden Hoch zur Ehre der beiden Gefeierten schloß. Diese brachten als Erwiederung der Gesellschaft das Gedeihen und die kräftige Entwickelung des Bürgerthums und der Stadt Wismar zu. Aus der Menge der weiteren Trinksprüche sind hervorzuheben: auf das Wohl des Vaterlandes und seiner Vertreter, die bürgerlich gesinnten Rittergutsbesitzer, die Landschaft, die geistigen und materiellen Interessen, die deutschen Frauen, die Frauen der beiden Ehrengäste, die Kritik und Censur, und nach der vom Redner hiemit beabsichtigten und allgemein hervorgetretenen Mißbilligung die Preßfreiheit, die Glaubensfreiheit, die Einheit Deutschlands, den Vater Itzstein, die baldige Besserung der Heimathsverhältnisse u. s. w. Ein treffliches „Willkommen" Lied ward in gedruckten Exemplaren vertheilt und gesungen. Es begrüßte die beiden Fortschrittsmänner in dem durch Gleichheit der Gesinnung vereinten Kreise, brachte ihnen den Dank des Vaterlandes, ermunterte sie zum ferneren Vorwärts und zeigte ihnen den in schöneren Tagen ihrer harrenden schöneren Dank für ein segensvolles Wirken. Ton und Haltung

bekundeten einen kräftigen, geſunden Sinn, den des Liberalismus, ohne die nöthigen Grenzen deſſelben zu überſchreiten."

Das in dieſem Artikel gedachte Lied aber lautet alſo:

Willkommen!

Zum 20. December 1845.

Seid uns gegrüßt, Ihr Fortſchrittsmänner Beide,
Ihr unſers Landes Schmuck und Zier;
War't Ihr vereinet ſonſt zu Freud' und Leide,
Heut' ein' Euch nur die Freude hier.

Chor.

Freudig begrüßet mit Herz und mit Hand
Euch das erwachende Vaterland.

Wir ſind hier keine Zunft und keine Innung,
Die heute ihren Dank Euch zollt:
Wir ſind vereint durch Gleichheit der Geſinnung,
Durch das, was Ihr erſtrebt und wollt.

Chor.

Freudig begrüßet mit Herz und mit Hand
Euch das erwachende Vaterland.

Ihr habt im Kampf für's Recht den Kranz erfochten,
Den ſchönſten, den die Liebe wand:
Es iſt der Kranz, den freudig Euch geflochten
Das dankbar treue Vaterland.

Chor.

Freudig begrüßet mit Herz und mit Hand
Euch das erwachende Vaterland.

Wohlan, Ihr mögt es ferner muthig wagen!
Bleibt treu und kämpfet ohne Wank!
Daß einst das Vaterland in schön'ren Tagen
Euch bringen kann den schön'ren Dank.

Chor.

Freudig begrüßet mit Herz und mit Hand
Euch das erwachende Vaterland.

Ruft Euer Vorwärts! jedem ins Gedächtniß,
Daß jeder bleibe kampfbereit,
Daß Euer Wirken komm' als ein Vermächtniß
Voll Segen auf die künft'ge Zeit.

Hoffmann von Fallersleben.

Erasmus Alberus.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Er war in der Wetterau geboren. In seiner kurzen Beschreibung der Wetterau sagt er selbst: „Dies habe ich geschrieben, der Wetterau, meinem Vaterlande, zu Ehren.“ Er studierte zu Wittenberg und war anfangs ein Anhänger Carlstadt's, um 1520. Als er Luther's Lehre näher kennen lernte, wendete er sich ganz derselben zu, wie er es selbst in seinem Buche „wider die Lehre der Carlstadter“ (1552, 53. geschrieben) berichtet: „Ich war erstlich auch der Meinung, durch den Carlstadt verführt, man müßte kein Bild, auch nicht ein Crucifix haben, bis ich sahe was Dr. Martinus von Bildern schriebe. Da dankte ich Gott um den klaren und rechten Bericht. Denn ich trachtete stets mit Ernst darnach, daß ich rechten Verstand der Religion möcht überkommen. Da mir nun die Wahrheit aus Dr. Martini Büchern so hell ins Herz leuchtet, ließ ich die Carlstadtsche Schwärmerei und Lügen fahren.“ Ferner ebendaselbst: „Ich

habe droben gemeldet, daß Carlstadt mich als einen jungen Studiosum der heil. Schrift schier verführet hätte, da er lehret, man solle nur mit einer und nicht mit vier Stimmen singen, denn gleichwie nur ein Gott wäre, sollte nur eine Stimme sein u. s. w., bis ich merkte, daß er toll und thöricht war. Desgleichen fiel ich auch seiner Schwärmerei von Bildern zu, bis ich Dr. Martini Bücher las, da konnt und wollt ich nicht dem heil. Geist und der öffentlichen Wahrheit widersprechen. Denn irren ist menschlich; aber der erkannten Wahrheit widersprechen, ist teuflisch."

Um's Jahr 1524 war er Schulmeister zu Ursel in der Wetterau. Bald darauf verbreitete er zuerst die evangelische Lehre in dem Ländchen Dreieichen zwischen Hanau und Frankfurt. Er war elf Jahre Pastor zu Sprendlingen und danach noch einige Zeit zu Götzenhain.

Wahrscheinlich begannen um diese Zeit bereits die Verfolgungen, denen seine religiöse Ueberzeugung und sein Freimuth so oft ausgesetzt waren. Darauf deutet eine Stelle in seiner Schrift „wider die Carlstadter": „So böse Buben waren die Schwärmer, daß sie mir, als ich Pastor zu Sprendlingen war, für meine Wohnung liefen und spotteten mein mit meinem Luther, weil ich nicht mit ihnen rasen und toben, die heiligen Sacramente schänden und gute Ordnung verachten wollte."

Danach ward er vom Curfürsten Joachim II. von Brandenburg zum Hofprediger nach Berlin berufen, bald

aber wieder verabschiedet, wahrscheinlich weil er den Hofton nicht zu treffen wußte, denn er mochte wohl beobachten, was ihm Luther rieth, als dieser von ihm befragt wurde, wie er vor dem Fürsten predigen solle. „Alle Deine Predigten, antwortete Luther (Tischreden 1567, Bl. 236 a.), sollen aufs einfältigste sein, und — siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst sein wird."

Bewundernswerth ist, daß Alberus bei solchen Erlebnissen und beinahe immer ohne festen Wohnsitz noch Zeit gewann zu literarischen Arbeiten. So gab er im Jahre 1540 ein deutsches Reimlexikon heraus, das aber zugleich als deutsch-lateinisches Wörterbuch dienen sollte. Es ist dies der erste Versuch, die Reimwörter des deutschen Sprachschatzes zusammenzustellen. *)

Da berief ihn der Rath der Neustadt Alt-Brandenburg 1541 zum Pfarrherrn. In diesem neuen Amte ward er nebst einem andern Geistlichen vom Rathe der Altstadt beauftragt, eine Kirchenvisitation vorzunehmen. So untersuchten sie denn auch das dortige Barfüßer-Kloster. Berlin war nämlich damals noch nicht die „Hauptstadt der Intelligenz"

*) Novum dictionarii genus, in quo ultimis seu terminalibus germanicarum vocum syllabis observatis latina vocabula sese offerunt. Francofurti, Egonolphus 1540. 4. Auf den Bibliotheken in Dresden und in Wolfenbüttel.

und in der Mark gab es noch Mönche. Alberus war von dem, was er ſah und erfahren mußte, dermaßen überraſcht, daß er dadurch zu einem eignen Buche veranlaßt wurde, worin er die noch vorhandenen Gräuel der Möncherei aufdeckte. Das Buch erſchien ſchon im folgenden Jahre bei Hans Luft in Wittenberg mit einer Vorrede Luther's unter dem Titel: „Der Barfüßer Mönche Eulenſpiegel und Alcoran."

In der Anſprache an den chriſtlichen Leſer ſpricht er ſich näher darüber aus: „Wir funden auch Bücher in ihrem Refectorio (es war da keine Bibel), darinnen ſolche erſchreckliche Gotteslästerungen ſtehen, dergleichen unſer keiner nie zuvor gehöret, hatte auch nicht gedacht, daß jemand ſolch toll, unſinnig und leichtfertig Ding erdenken noch glauben ſoll. Ich habe aber aus vielen Legenden mehr denn 500 aufgezeichnet und verteuſcht, und das meiſte Theil gezogen aus einem Buch, welches ſie nennen: Librum conformitatum, und iſt der Barfüßer Alcoran, ſchier ſo dick als eine halbe Bibel, auf das man ſehe, was für ein Regiment der Satan unter den Mönchen geführet, und die Klöſter nichts denn Mordgruben und Hinnomthale ſind."

Noch in demſelben Jahre, als dies Buch erſchien, ward Alberus wieder verabſchiedet. Der Grund dazu mag wol diesmal hauptſächlich geweſen ſein, was Luther in ſeinen Tiſchreden (Bl. 386 b.) erzählt: „Es hat neulich ein groſſer Fürſt dem Erasmo Albero Urlaub gegeben, nur darum, daß

er hat geschrieben an ihn, es sei nicht recht, daß die armen Pfarrer sollen Schatzung und Steuer geben von ihrem Solde, so sie sonst kein Gewerbe noch Zugänge hätten denn ihren Sold, davon sie nährlich das treuge Brot haben möchten zu essen, und diesen Sold sollten sie noch verschatzen; aber er mußte darum das Land räumen, und haben ihm die Bürger, da er gewesen, dazu ein Paar Schuhe an die Thür gebunden, und darüber geschrieben: Surge et ambula (steh auf und wandele)! Hat also mit Schanden müssen davon ziehen als ein Aufrührer. Wolan, wollen wir also anfangen a Domo Dei, so sei es Gott geklagt."

Gleich darauf ward er Prediger in seiner Heimath zu Baden unweit Friedberg und erhielt das Jahr danach (1543) unter Luther's Vorsitze die theologische Doctorwürde.

Als Kaiser Karl V. um diese Zeit die unter dem Namen Interim bekannte Verordnung gegeben hatte, wie es im deutschen Reiche mit den streitigen Punkten in der Religion gehalten werden soll, protestirten viele Theologen dawider; einer der heftigsten Gegner war unser Alberus. Ueberall verfolgt, wendete er sich nach Magdeburg; dort fand er, wie andere gleichgesinnte Geistliche (Amstorf, Gallus, Flacius Illyricus), eine sichere Freistätte. Er hielt sich dort schon seit dem Sommer 1549 auf, oder wol noch früher, und blieb daselbst während der Belagerung, welche die in Acht erklärte Stadt vom Churfürsten Moritz von Sachsen auf kaiserlichen Befehl auszustehen hatte, vom 16. September

1550 bis zum 9. November 1551. Unterdessen zog der Churfürst Joachim von Brandenburg die Güter ein, welche „dem Erasmo Albero, welcher sich den Rebellen und Echtern von Magdeburg zugethan und noch allda ist, wegen seines Weibes Eltern, so in unser neuen Stadt Brandenburg gewohnet, zugefallen." *)

Nachdem sich Magdeburg endlich durch Capitulation übergeben hatte, erging es dem Alberus besser als ihm seine Feinde wünschten: der Churfürst Moritz vergaß Alles was Alberus ihm angethan hatte. So meldet der Stadtschreiber Merkel in seinem Bericht von der alten Stadt Magdeburg Belagerung: „Die Aussöhnung der Prädicanten ist auch ohne einige Anmuthung gewilliget und ist keinem kein Leid widerfahren, und obwohl Ihro Churfürstl. Gnaden von Dr. Erasmo Albero in öffentlichen und heimlichen Schriften, mit Reimen und Gemälden gröblich angegriffen, so haben doch Ihro Churfürstl. Gnaden deshalben mit Heinrich Merkeln diesen Bescheid selbst im Felde gegeben, wie ich auf Befehl eines ehrbaren Raths für gedachten Dr. intercediret, daß Seine Churfürstl. Gnaden sein Blut nicht begehrten, man sollte ihn aber hinweg schaffen, hätte es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte u. s. w."

Während seines Magdeburger Aufenthaltes gab er 49 Fabeln, heraus, die im Jahre 1550 zu Frankfurt erschie-

*) Nach Archiv-Nachrichten, mitgetheilt vom Herrn Archivar Lisch in Schwerin.

nen unter dem Titel: „Das Buch von der Tugend und Weisheit.“

Alberus lebte dann einige Zeit in Hamburg und wendete sich darauf nach Lübeck. Hier gerieth er in Streitigkeit mit dem Hospitalprediger Morzke. Dieser Geistliche war, wie es scheint, sehr anmaßend, händelsüchtig und unwissend. Er hatte den Alberus auf öffentlicher Kanzel angegriffen, auch noch außerdem gegen ihn geschrieben. Alberus fertigte ihn ab in einem groben Briefe, worin er ihn einen Eselskopf nennet, der nicht einmal declinieren und conjugieren könne (Morzke hatte nämlich exulorum statt exulum geschrieben) u. s. w. Der Rath legte sich ins Mittel, entschied sich für Morzke und wies den Alberus zum Thore hinaus.

Zu Anfange Octobers 1552 empfahl ihn der Rost der Professor Pegel dem Herzoge Johann Albrecht dem I. von Meklenburg zu einer erledigten Pfarre in Wismar. Am [illegible]. October berief ihn der Herzog zum Prediger in Neu-Brandenburg und Superintendenten des Landes Stargard. Aber auch hier fand er keine Ruhe. Der Rath widersetzte sich der Besitznahme der Pfarre, da ihm seine Lehre verdächtig schien, entzog ihm die Einkünfte der Pfarre, ja verbot allen Verkehr mit ihm, so daß Alberus nur mit Mühe das Nothdürftigste kaufen konte und in großer Armuth lebte. Hier schrieb er sein letztes Buch, das oft erwähnte: „Wider die Lehre der Carlstadter.“

Am 5. Mai 1553, Morgens 9 Uhr, starb er plötzlich, jedoch mit vollem Bewußtsein, wahrscheinlich in Folge ungewöhnlicher geistiger Anstrengung. Er war am Abend vorher noch völlig wohl gewesen, jedoch um Mitternacht aufgestanden und in den Garten gegangen, wo er „unter dem Himmel mit gefaltenen Händen auf seinen Knieen bei einer Stunden so heftig den lieben Gott gebeten, daß er ihn aus dieser Verfolgung und Verachtung erlösen wollte, und so bitterlich geweint, als ein Kind, daß man mit Ruthen stäupt.“ *)

Seine Frau brachte ihn zwar wieder zu Bette, er stand aber bald wieder auf, fühlte „speciem apoplexiae“ und sein nahes Ende, und redete und betete viel. Wenige Minuten vor seinem Ende stand er noch vom Stuhl auf, knieete nieder, empfahl „mit hellem Seufzen seinen Geist dem himmlischen Vater“ und gleich darauf verschied er. Am 6. Mai zur Vesperzeit ward er in der Pfarrkirche vor dem Hochaltar begraben. Er hinterließ eine Wittwe und vier Kinder.

Alberus war, wie sein Verwandter Mierälius erzählt, siebenmal seines Amtes entsetzt worden, aber es kann ihm nur zur Ehre gereichen, daß er überall furchtlos und ohne Rücksicht die Wahrheit verkündete und lieber ein sicheres Amt und ein sicheres Auskommen aufgab als seiner Ueberzeugung

*) Dies und das Folgende, nach Archiv-Nachrichten mitgetheilt vom Herrn Archivar Lisch.

untreu zu werden ſich je entſchloß. Er war ein Mann von ganz entſchiedener politiſcher und religiöſer Geſinnung und blieb bis an ſeinen Tod ein treuer und leidenſchaftlicher Anhänger der neuen Lehre. In einer Zeit, wo nothwendig Partei ergriffen werden mußte, verachtete er mit Fug und Recht alle Lauen, Flauen, Halben, Parteiloſen. Dabei war er ſehr gelehrt und witzig und ward eben dadurch ein ſehr gefährlicher Feind des Papſt- und Pfaffenthums.

Möge ſeine Fabel vom Löwen, Bärn, Wolf und Fuchſe auch heutiges Tages, weil es ſehr Noth thut, Beherzigung finden, auf daß der Füchſe immer weniger und der Bären immer mehr werden!

Holdorf bei Bruel, 5. Juni 1815.

Hoffmann von Fallersleben.

Die 36. Fabel des Erasmus Alberus.

Von einem Löwen, Bärn, Wolf und Fuchs.

Der Löw ein Schloß hatt, das war ſterk
Und ward genannt Tyrannenberg.
Das Schloß ward ihm darnach verbrennt,
Daß man die Stätt kaum jetzund kennt,
Doch ſind die Funken mächtig fern
Geſtoben unter ander Herrn.
Als nun der Löw das Regiment
Noch inn hatt, hat er ausgeſendt

Sein Botschaft in das Land umher.
Und unter andern war der Bär
Aus seinem Schloß, hieß Greisenthal.
Berufen in des Löwen Sal.
Der Wolf mit ihm zog alsobald,
Der saß nit fern von ihm im Wald;
Daselbst war er ein reicher Graf,
Hatt mehr denn siebentausend Schaf,
Vierhundert Geiß und Gäns ohn Zahl.
Sein Schloß das hieß man Würgenthal.
Das Füchslein macht sich auch herbei.
Daß ihr zu Hauf warn eben drei.
Der Fuchs auch einer vom Adel war
Und hat nit weniger all Jahr
Dann sechsthalbhunder Hühner fallu,
Die mußten täglich zu ihm walln
Mit herrlicher Procession,
Der Fuchs empfing die Hübner shon [1])
Und zog mit ihn [2]) in sein Gemach.
Das hieß mit Namen Greisenach;
Er hatt auch Gäns und Enten gnug
Und man ihm täglich mehr zutrug.
Der Bär ein reicher Herzog war,
Dem mußt man liefern alle Jahr
Auf Martini des Morgens früh
Neunhundert Esel, tausend Küh
Und darzu viel tausend Schwein,
Daß sie kaum all zu zählen sein.

[1]) shon, schön. [2]) ihn, ihnen.

So wollen wir nun zeigen an,
Was sie beim Löwen han[3]) gethan.
Sie kamen für das Löwen Haus,
Da schickt der Löw einen Knecht hinaus,
Daß er dem Bärn sollt sagen an,
Er sollt hinein zum König gahn[4])
Als er zum Löwen kommt hinein,
Da heißt der Löw ihn willkommen sein,
Und mußt mit ihm spatziern der Bär
Allenthalben im Sal umher.
Da sprach der Löw: mein Bär, sag mir
Dein Meinung, wie gefällt es Dir?
Er sprach: wollt ihr dann wissen wie?
Es stinkt so trefflich übel hie.
In der Spelunken möcht ich nicht
Haushalten, das ist ausgericht[5])
Da sprach der Löw: wie sagstu, Tropf?
Und nahm ihn flur bei seinem Kopf
Und riß ihn nieder zu der Erden,
Ein heilger Märtler[6]) mußt er werden.
Solchs macht den Wolf und Fuchs verzagt.
Bald ward dem Wolf auch angesagt,
Er soll zum Löwen gehn hinein,
Er dacht, das will der Teufel sein!
Als er hinein zum Löwen kam,
Der Löw den Wolf bald mit sich nahm
Und führt ihn im Palast umher.
Der Wolf sah, wie der arme Bär

[3]) han, haben. [4]) gahn, gehen. [5]) ausgericht, ausgemacht
[6]) Märtler, Märtyrer.

Dort lag und ander Aas darzu;
Da lag ein Schwein, dort lag ein Kuh,
Hie lag ein Kopf von einem Gaul,
Dort lag ein rauhes Ochsenmaul,
Da lag ein Schwanz, dort lag ein Horn,
Hie lagen lange Eselsohrn,
Da lagen Bein, dort lagen Füß —
Der Wolf gedacht: hab dir die Drüß![7])
Zuletzt, da er ihn hatt nun lang
Umhergeführt, da ward ihm bang;
Er dacht: was willtu[8]) zu ihm sagen,
Wann er dich wird um Antwort fragen?
Der Löw fragt ihn, wie's ihm gefiel?
Dem Wolf gefiel nit wohl das Spiel.
Er dacht: ich will ihm dennoch geben
Solch Antwort, daß ich bleib bei Leben.
Er sprach zu ihm: auf meine Treu
Sag ich, es ist ein schön Gebäu,
Und räucht dazu so mächtig wol,
Daß billig ein Löw hie wohnen soll;
Das sag ich auf das Sterben mein,
Es geht ein süßes Lüftlein rein
Vom grünen Wald, o Gott wie gut!
Das einem sanft[9]) im Herzen thut.
Der Löw gedacht: es hilft dich nicht.
Er sprach: o feiger Bösewicht!
Wie kann der Wolf so weidlich[10]) lügen,
Daß sich davon die Balken biegen!

[7]) hab dir die Drüß, krieg du die Pestilenz! [8]) willtu, willst Du. [9]) sanft, wohl.

Drum ich Dich wahrlich ſtrafen muß:
Wolan, ich leg Dir auf die Buß.
Da nahm er ihn beim Hals behend
Und half ihm zu ſein Lebens End.
Der Wolf hat nun auch ſein Beſcheid.
Dem armen Fuchs ward draußen leid,
Doch fand er bald ein feinen Rank, [11])
Wie er ſich gegen dem Geſtank
Wollt halten und trafs dennoch eben, [12])
Alſo daß er behielt ſein Leben;
Denn als er war beruft hinein
Und ſagen ſollt die Meinung ſein,
Da hielt er zu die Nas und ſagt:
Ich werd vom Schnupfen wol geplagt
Nun länger dann vierzehen Tag,
Es iſt wahrlich ein häßlich Plag,
Die macht daß ich nichts riechen kann,
Ich wollt ſonſt gerne zeigen an
Mein Meinung, wann der ſchändlich Schnopf
Mit ſo verwüſt hätt meinen Kopf.
Dem Fuchs half alſo ſeine Liſt,
Daß er beim Leben blieben iſt.

Morale.

Der Leut findt man jetzunder viel,
Die liſtig ſind und ſchweigen ſtill
Und nehmen ſich des Schnupfens an,
Wie dieſes Füchslein hat gethan.

[11]) weidlich, trefflich. [11]) Rank, Liſt. [12]) eben, recht.

Als ob der Weg der ſicherſt ſei,
Daß man ſich häng an kein Partei;
Denn entweder ſie bleiben ſtumm,
Oder ſprechen: mumm, mumm, mumm, mumm.
Das ſind die Weiſen in der Welt,
Kein Frommer aber von ihn hält.
Der Bär wird für gerecht erkennt,
Der hat weiß weiß, ſchwarz ſchwarz genennt.
Ein frommer Mann die Wahrheit ſoll
Verleugnen nimmer, ob er wol
Darum muß wagen Leib und Leben.

Reinhardiana.

Subscriptionseinladung.

An alle gläubige Seelen dieser Stadt ergeht hiemit die Einladung, sich in meinem neu decorirten Locale zu einem großen Missionszweckessen zu versammeln.

Die Theilnehmer dürfen sich einen reellen Genuß versprechen, namentlich von einer großen Hammelkeule à la Krumm-Macher, mit der bekannten Leo-Tholuck'schen Senfsauce. Beigegeben werden zwei riesenhafte Schüsseln mit langem Kohl, der in Basel gezogen ist.

Vor dem Braten wird ein Lied angestimmt, dessen Text auf den Servietten gedruckt zu finden ist.

Die Teller sind mit den wohlgetroffenen Portraits vieler gänzlich unbekannter Heidenbekehrer geziert.

Auch wird sehr gebeten, einer neuen Sorte von Blätterteig ein christliches Augenmerk zu schenken. Die Blätter dieses Teiges sind mit erbaulichen Stellen aus Tractätlein bedruckt.

Die ausgebrachten Gesundheiten werden mit geistlichen Böllerschüssen begleitet, d. h. es werden Kraftstellen aus der Hengstenbergischen Kirchenzeitung verlesen.

Nach dem Braten werden Beiträge eingesammelt. Name des Gebers und Größe der Gabe werden späterhin durch den Druck veröffentlicht werden. Die Seelen mögen indeß nicht vergessen, daß wir den Gulden nur zu 31 Schill. nehmen können.

Die übrig gebliebenen Knochen sollen den hiesigen Stadtarmen vorgeworfen werden, und denselben unverwehrt bleiben, sich davon eine Rumford'sche Suppe zu kochen. —

Nach Tisch große pantomimische Vorstellungen:

1) Wie der Heidenbekehrungsgeist in einen Schlesischen Leinewebergesellen hineinfährt, und wie selbiger davon ganz aufgeblasen wird.
2) Wie zwei bekehrte Hundsrippenindianerjünglinge sich die Augsburgsche Confusion verhören.
3) Die Schäferstunde. Ein Gespräch zwischen der Seele und ihrem Bräutigam, durch einen erweckten Bauchredner aufgeführt.
4) Der zum Durchbruch gekommene Robbenfänger. Man achte besonders auf das Minenspiel, wie der Darsteller mit einem Auge unverwandt nach einer Stelle blickt, wo ein Seehund emportauchen soll, und wie er mit dem andern Auge in den aufgeschlagenen Luther'schen Katechismus hineinsieht, um sich die große Wasserfrage einzustudiren.
5) Einige Stücke aus dem Exercier-Reglement für junge Heidenbekehrer. Das Kreuzschlagen in drei Tempos.

Die halbe und ganze Drehung der Augen. Der fromme Hühnerblick. Senkung des Mundwinkels.

6) Die Wundermühle. Eine Kinderwindmühle wird hingestellt. Sobald ein Missionsbericht in die Nähe gehalten wird, fangen die Flügel an zu gehen.

Der Unterzeichnete.

Aphorismen zum Lobe der Stutzer.

Gleichwie die Natur am größten ist im Kleinen, und das Mikroskop uns eine ganze Welt von Wundern aufschließt; also ist auch der Stutzer eine Welt voll Kleinigkeiten. Da ist nirgends blinder Zufall, sondern Alles nach Absicht und Plan geordnet: Locken, Vatermörder, Handmanschetten, Alles muß den großen Zwecken ihres Schöpfers dienen.

Und gleichwie die Griechen in ihrer herrlichen Sprache für Schmuck und Ordnung und Welt ein Wort haben, das alle drei Begriffe zugleich bedeutet; so sind auch dem Stutzer diese drei Begriffe eins; und sein Putz ist zugleich seine Welt, und er hält sich erst dann für einen ordentlichen Menschen, wenn er Toilette gemacht hat.

Der Stutzer ist aber nicht bloß im Allgemeinen ein Grieche und ein von Salben duftender Mann von Athen, sondern im Besondern auch ein Spartaner. Wenn die alten Spartaner sich bemüheten, mit wenig Worten Viel zu sagen, so gelingt dem Stutzer die weit schwierigere Aufgabe, daß er mit allen Worten gar Nichts sagt. Solchergestalt wird

er Philoſoph und Denker, und arbeitet ſich unverdroſſen hin bis zu jenem Puncte, von dem alle wahre Speculation ausgehn muß, nämlich vom Nichts. Er iſt ein Socrates mit Handmanſchetten und ſpricht: ich weiß, daß ich nichts weiß. Er iſt Hegelianer, und ſein ganzes Sein iſt äqual Nichtſein.

Wer mit geringen Mitteln Großes leiſtet, der verdient unſre Bewunderung. Was dem Grönländer ſein Seehund, dem Araber ſein Kameel, das iſt dem Stutzer ſein Spiegel. Der Spiegel iſt ihm Alles: ſein Rathgeber, ſein Freund, ſein Vertrauter, ſein Beichtvater, ſeine Juſtiz-Canzelei, ſein Oberappellationsgericht.

In der Sorge für ſeinen Bart gleicht der Stutzer dem Morgenländer, der da glaubt, daß jedes Haar dieſes Männerſchmucks von einem Engel bewacht werde. So auch glaubt der Stutzer, daß ſeine Geliebte, ein wahrer Engel, auf jedes Haar in ſeinem Barte ihr zärtliches Augenmerk lenke. Weit entfernt aber, in orientaliſche Weichlichkeit zu verſinken, iſt und bleibt der Stutzer eine wahre Heldenſeele, und weiſt die Zähne ſelbſt da, wo's gar nicht nöthig wäre. Das iſt nicht Muth, nein das iſt verwegene Kühn- und kühne Verwegenheit, wie wir ſie an dem ſchwediſchen zwölften Karl mit Erſtaunen und mit Grauen wahrnehmen.

Doch erſt wo das Spröde mit dem Zarten, wo Starkes ſich und Weiches paarten, da giebt es einen guten Klang. Der heroiſche Mund des Stutzers, der ſo gern auf Kriegsfuß lebt, iſt zugleich ſüß und milde wie ein Topf mit Honig.

Seine Rede aber iſt noch tiefer als der Ocean, alldieweil gar kein Grund in ihr zu finden iſt. Sein Witz iſt kein Engländer, der alles Fremde beachſelzuckt, ſondern ein Deutſcher, der nach der frommen Weiſe der Väter nur das Fremde achtet, lieb und werth hält und ſich aneignet. Der Witz des Stutzers iſt aber nicht bloß ein Deutſcher, ſondern auch kein Firſtern, ſondern leuchtet mit einem ſanften, planetariſchen Lichte. Zugleich iſt derſelbe permanentes Mitglied des Mäßigkeitsvereins.

Ueber den Taback denkt er wie der Kaiſer von China, der ein geſchworner Feind dieſes infamen Stinkkrauts rothköpfiger Barbaren iſt; — und wie Goethe, der Kaiſer der neuen Literatur, — und wie Napoleon, der die Raucher für Schweine erklärte.

Wenn beſagter Goethe alles Ernſtes darauf dringt, daß ein ſtrebender Kopf nicht ins Unendliche und Maaßloſe ſchweifen, ſondern überall ſich weiſe beſchränken ſolle; ſo übt der Stutzer dieſes Gebet, ohne es zu kennen, und bewahrt ſich lebenslänglich jene herrliche Unſchuld, die wir die kindliche nennen, und über deren Verluſt Paulus nicht genug klagen kann.

Zugleich aber iſt der Stutzer auch ein Mann des Fortſchritts und der Bewegung, weil er jeder neuen Mode folgt, und weil bekanntlich kein Ding auf Erden mehr ein perpetuum mobile iſt, als die Mode. Das Praktiſche und Reale gilt dem Stutzer mehr als Alles. Die Weißheit gilt ihm

mehr als die Weisheit; eine einzige Sophie hat er lieber als sämmtliche Philosophieen von Aristoteles bis Hegel; eine neue Oper setzt er über sämmtliche opera omnia scriptorum; in das Anschaun seiner eignen schönen Hand vertieft er sich mit mehr Andacht, als in Goethe's Faust.

Glücklicher Mensch der Stutzer! Was andern armen Erdensöhnen erst nach jahrelangem Fleiß und mühevollem Streben gelingt, daß er nämlich Freude empfinden lernt an sich selbst; das gelingt dem Stutzer schon beim Beginn seiner Studien und ohne sonderliche Mühe. Wenn aber dies Letztere nicht ein besonderes Kennzeichen im Signalement eines Genies ist, so weiß ich's nicht, und erbitte mir darüber portofreie Aufklärung.

Rede,

gehalten bei Eröffnung des Dämel-Clubs zu Alten-Karin.

Denn warum?

Wer wagt es zu behaupten, daß die Europäische Menschheit bis an den Wendekreis des Krebses gekommen? daß einem Geheimen Cabinetsrescript zufolge die nächste Generation im Zeichen der Knute geboren werden soll? Wer getraut sich, den Indicienbeweis zu führen, daß man damit umgehe, den Meridian des neunzehnten Jahrhunderts über Peking zu legen? — Wer wagt das? — Der trete hervor aus dem Gliede und schweige.

O ihr thörichten Jungfrauen, ihr werdet ſchwerlich die Zeit erleben, daß der Roſtocker Petrithurm ſeinem Collegen in Hamburg einen Beſuch abſtattet, daß ein Hofſtaat ohne Bücklinge leben und der deutſche Michel nicht mehr ſpinnen mag. Grämt euch deshalb nicht darüber, was die Uhr ſein möge. Und geſetzt auch, es hätte ein Miniſter der Volksaufklärung ſich in einen Nachtwächter verpuppt, und ein Katteker wäre heimlich auf den Thurm geſchlichen und hätte den Stundenweiſer auf die große V geſtellt und den Perpendikel angehalten. Vergebliches Bemühen! Zuvor müßt ihr den Haushaltungs-Calender von 1788 wieder eingeführt und die Parole des Decenniums vertauſcht haben, die eiſerne Parole: Rütmeyer, wehr di!

Bei Licht beſehen, iſt es jedoch keineswegs nöthig, majorenne Freiheitsgedanken in Flanell einzupacken; und die Cenſur iſt auf einem argen Holzwege, wenn ſie den unſterblichen Genius für einen Ziegenbock anſieht, den ſie tüdern müſſe. Obgleich es auf der andern Seite auch viel Rührendes hat, wenn man alten Knaſterbärten beim Schreiben die Hand führt und ihrem inwendigen Hunger doppelte Rationen giebt von jener lieblich ſanften Speiſe, welche man Möſchen nennt. Auf dieſe Weiſe hat ein Hoher Rath dafür geſorgt, daß das Volk ewig jung bleibe; denn Jedermann fürchtet die Fußangeln, die rings um den Baum des Erkenntniſſes gelegt ſind. Und unter den Schwarzröcken ſterben ſo leicht die Leute nicht aus, die in Bückeburg geboren ſind und für den Des-

potismus in Accord arbeiten. Deshalb findet es die Literarische Zeitung so sehr in der Ordnung, daß die Censur qua solche jedem gebornen Lappländer ein Freibillet zur ersten Rangloge schenke. O süßer Traum der Knabenjahre! O sehr hoch zu verehrendes Pupillen-Collegium! — Wollt ihr indeß meinen väterlichen Rath hören, so sprecht von dergleichen Dingen nicht am table d'hôte. Man könnte sich leicht gemüssigt finden, euer Ameublement mit schwedischen Gardinen zu completiren. Denn es ist unter allen Ignoranten eine ausgemachte Sache, daß schon König Pharao ein Berichtigungs-Bureau gegründet, und daß das Censor-Amt ein Fideicommiß der .....kaste gewesen. Warum dürfen indeß die Censoren kein Hausirgeschäft treiben? — Warum ist eine uneingeschränkte Censurfreiheit in Deutschland vorhanden für Visiten-Karten? — Warum hat Basse in Quedlinburg nicht längst ein Buch herausgegeben, betitelt: Der vollständige Rathgeber für Alle, welche sich zu vier Subscriptionsbällen unterschreiben wollen? — He? — Warum verordnet man nicht Geldstrafen für die, welche den Dativ und Accusativ schlecht behandeln und mit der Regel auszukommen wähnen, daß man in Monaten, die kein R haben, Mich sagen müsse. Fragt nicht, wie ein Wismarscher Krabbenwagen die steile Höhe habe hinankommen können; fragt lieber, seit wann die Dummheit aufgehört habe, Jürgen zu heißen.

„Meine Herren, es ist angerichtet!“ —

Wenn Dr. David Friedrich Strauß ſeinen kritiſchen Scharfſinn gegen andre Dinge, als die moderne Theologie gerichtet, z. B. gegen die Idee einer Volksvertretung, gegen die Julirevolution: o ihr Götter! was würden wir erlebt haben! Regierungsräthe würden ihn zum Thee gebeten, Conſiſtorialräthe ihre hochwürdigen Kiefern ihn zum Kuß dargeboten haben. Die Evangeliſch-Katholiſche Kirchenzeitung würde ihr großes Weihrauchfaß geſchwungen und ſich den Arm aus dem Gelenk geſetzt haben.

Vor Zeiten war die Theologie die gnädige Frau und die Philoſophie war die Magd; und die Magd mußte der gnädigen Frau die Strümpfe anziehn, ihr das Haar machen, ihr das Geſicht mit Schönpflästerchen belegen und die häßlichen Runzeln übermalen. Es geſchah aber, daß die Philoſophie ein heimliches Einverſtändniß anknüpfte mit einem jungen Schwertfegergeſellen, Namens Zeitgeiſt. Weil nun dem jungen Schwertfeger die Conceſſion zur Niederlaſſung lange Zeit allergnädigſt vorenthalten ward, ſo vermählte er ſich heimlich mit ſeiner Braut und arbeitete eine Reihe von Jahren als Bönhaſe und erwarb ſich viele Kunden, und kaufte ſich das Meiſterrecht. Nun declarirte er ſein Bündniß öffentlich, und nahm auch die Söhne ſeiner Liebe, die hellaugigen Knaben, zu ſich. — Kürzer geſagt: die Philoſophie heißt Katharina, weiland Dienſtmagd bei einem proteſtantiſchen Pfaffen, und nachher Kaiſerin aller Reußen. —

Abendgebet des Oberſtallmeiſters Johannes von Quaſt.

O Herr, ſei gnädig deinem Knecht,
Dem Herrn Oberſtallmeiſter von Quaſt,
Erbherrn auf Barkow, Bülow und Below!
Thu Du, o Gott, das Deine;
Ich thu das Meine;
Denn ich bin prompt und ordentlich. Amen! —

Meklenburg-Strelitz von 1840—45.

Nur eine gedrängte Ueberſicht der wichtigſten zeitgeſchichtlichen Ereigniſſe in unſerm Vaterlande vermögen wir für diesmal den Leſern des „meklenburgiſchen Volksbuches“ mitzutheilen. Wir wollen dieſelbe mit dem Schluſſe des Jahres 1840 beginnen und bis zur Mitte des Jahres 1845 fortführen.

Ein freudiges Ereigniß, welches zunächſt unſer hochverehrtes Fürſtenhaus betraf, brachte uns der letzte Monat des Jahres 1840; es war die feierliche Verlobung des Kronprinzen von Dänemark, Friedrich Karl Chriſtian, mit der jüngſten Prinzeſſin des Hauſes, der Herzogin Caroline Charlotte Marie. Eine herzlichere Theilnahme des Volks an dem Geſchick ſeiner Herrſcherfamilie haben wir ſeit der Geburt unſers Erbgroßherzogs nicht geſehen, wie die, welche ſich an dem Abend des 4ten Decembers in der Reſidenz äußerte. Kaum hatte ſich die gewiſſe Kunde der Verlobung verbreitet, ſo war im Nu die ganze Stadt freiwillig erleuchtet und in den Straßen wogte eine froh bewegte Menſchenmenge, die ſich überall zeigende Herrſcherfamilie enthuſiaſtiſch umjubelnd. Da hörte man keine Vivats auf

Commando der Hohen Polizei, es war der ächte ungekünstelte Ausdruck der Liebe eines sich — in diesem Augenblicke — frei und glücklich fühlenden Volkes! — Wie schön muß es sein, sich als Fürst von seinem Volke geliebt zu wissen und wie leicht ist es, durch eine milde, freundliche Annäherung die Liebe und das Vertrauen des Meklenburgers zu erwerben!

1841.

Am 4ten Februar erschien eine Publications-Verordnung, betreffend den Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 3ten December 1840, wegen Abstellung der unter den deutschen Handwerksgesellen statt findenden unerlaubten Verbindungen und Mißbräuche; und am 8ten März eine Verordnung, betreffend Wilddieberei und Jagdfrevel.

Den 13ten Mai kehrte der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von einer Reise durch Deutschland und Italien zu dem Kreise seiner Familie wieder heim.

Den 10ten Juni wurde die Vermählung der Herzogin Caroline mit dem Kronprinzen von Dänemark vollzogen. Der König und der Prinz von Preußen, der Großherzog und die Großherzogin von Meklenburg-Schwerin waren nebst mehreren anderen fürstlichen Personen bei der Feier gegenwärtig. An großartigen Hoffesten, welche in den öffentlichen Blättern in dem bekannten officiösen Style umständlich genug beschrieben wurden, war kein Mangel. Ein allgemeines Volksfest, im eigentlichen Sinne des Worts, kam aber nicht

zu Stande *). Wahre Volksfeste gedeihen nur dort, wo sich ein Volk in seiner Gesammtheit als solches fühlt und dazu haben es die lieben Meklenburger noch immer nicht bringen können!

Den 19ten Juni verließ das neuvermählte Paar die Residenz Neustrelitz, begleitet von den Glückwünschen ihrer Bewohner, welche die liebenswürdige anspruchslose Prinzessin so recht von Herzen liebten.

Der 12te August vereinte in diesem Jahre mit der Geburtstagsfeier des Landesvaters noch eine andere, ernste Feierlichkeit, die Einweihung der restaurirten Marienkirche in Neubrandenburg. Durch Jahrhunderte hatte dieser ehrwürdige Bau dem Zeitensturme, wie den Flammen, welche Tyllis fanatische Horden über Neubrandenburg verbreiteten, Trotz geboten; vom Zahn der Zeit arg benagt sah er endlich seinem gänzlichen Verfalle entgegen. Da rettete der würdige Protector jeder Wissenschaft und Kunst, der Großherzog Georg, durch fürstliche Freigebigkeit dies schöne Denkmal deutscher Baukunst vor dem ihm drohenden Untergange. Unter der Leitung des Baraths Buttel in Neu-

*) Ein Volksfest aus Anlaß der Vermählung einer beliebten Prinzessin ist auch wohl überhaupt nicht denkbar, denn jedes Volksfest findet seinen Anlaß tief im Volksleben selbst und nicht in einer zufälligen Allerhöchsten Vermählung.

(Diese und alle folgenden Anmerkungen zu obstehendem Aufsatze fallen dem Herausgeber zur Last.)

ſtrelitz gelang nicht nur die Herſtellung des innern Baues vollkommen, ſondern es wurde auch ein neuer Thurm, eine Zierde der Stadt, hinzugefügt *). Die Einweihung geſchah in Gegenwart des erhabenen Reſtaurators durch Predigt, Muſik und Geſang. Eine von Nah und Fern herbeigeſtrömte Volksmenge bekundete ihre rege Theilnahme an dieſem denkwürdigen Ereigniſſe.

Den 28ſten September trat die Frau Großherzogin Marie in Begleitung ihrer älteſten Tochter, der Herzogin Louiſe, eine Reiſe nach Italien an. Auf Anrathen der Aerzte ſollte die ſchon ſeit längerer Zeit kränkelnde Prinzeſſin unter Italiens mildem Himmel Geneſung finden; — aber ein Anderes war im Buche des Schickſals verzeichnet.

Den 6ten November feierte der Großherzog Georg von Meklenburg-Strelitz den wichtigen Tag, an welchem er vor 25 Jahren den Fürſtenthron als Nachfolger ſeines unvergeßlichen Vaters, des Großherzogs Karl beſtieg. Viel des Guten iſt in dieſem Zeitraume unter ſeiner Regierung aufgeblüht, und wir dürfen hoffen, daß der Geiſt des Fortſchritts, der jetzt ſo mächtig die Welt bewegt und ſich — wenn auch etwas langſam — zur Zeit ſelbſt in Meklenburg zu regen beginnt, noch Mehreres zur Geſtaltung und Reife bringen werde. — Möge der Lebensabend unſeres humanen

*) Warum hat denn aber die Stadt Fürſtenberg von 1807 bis heut und dieſen Tag, alſo länger als ein Menſchenalter, eines eignen Gotteshauſes entbehren müſſen?!

Fürſten, der die ſchönen Künſte mit jugendlichem Enthuſiasmus liebt und fördert, immer heiter ſein!

1812.

Tiefe Trauer verbreitete der Anfang dieſes verhängnißvollen Jahres über die mecklenburgiſchen Lande und ſeine beiden Fürſtenhäuſer. Am 1ſten Februar endete die Herzogin Louiſe ihr ſtilles, ſchönes Leben, fern von der Heimath, in der verwitterten Weltſtadt Rom. Sie ſtarb in den Armen ihrer tiefgebeugten Mutter. Am 7ten März nahm das fürſtliche Grabgewölbe in Mirow ihre entſeelte Hülle auf. In den nachſtehenden Worten huldigte der vaterländiſche Dichter Bahrdt zu Neuſtrelitz den Manen der holden Verklärten.

Die Maienblume Mecklenburgs.

Blume des Maien im nordiſchen Hain,
Blume des Maien im leuchtenden Schein,
War Dir das Leben zu eiſig und kalt?
Liebliche Blume, Du welkteſt ſo bald!

Herrliche Blüthe, Du freundliches Bild,
Strahlteſt hienieden, voll Anmuth, ſo mild!
Liebliche Blume, vom Himmel geſä't,
Dich hat die Sichel des Todes gemäh't!

Jenſeit der Alpen erbleichte Dein Stern
Ach, von der traulichen Heimath ſo fern
Traf Dich Todes zerſtörende Hand,
Trug Dich hinauf in ein beſſeres Land.

Dort, wo ein ewiger Frühling Dir lacht,
Ewiger Lichtglanz verscheuchet die Nacht.
Dort, wo die Rosen des Himmels erglüh'n
Wirst Du als prangende Lilie blüh'n.

Blume des Maien, der Erde entrückt,
Blume, die oft unsre Herzen entzückt,
Theure, Verklärte im himmlischen Hain,
Immer mit Thränen, gedenken wir Dein!

Auch für unsre Schweriner Landleute ist der 7te März ein Tag der trübsten Erinnerung geworden. Schied doch an diesem Tage ihr allgemein geliebter Paul Friedrich aus einem blühenden Leben von seinem Volke, dessen treuen Sinn er mit voller Liebe zu würdigen wußte.

Am 19ten Mai erschein eine landesherrliche Verordnung, die Besserung und Unterhaltung der Communicationswege betreffend. Die pünctlichste Ausführung derselben wäre unsern lieben Landsleuten wohl recht eindringlich zu empfehlen. Es gab eine Zeit, wo eine Reise durch das Innere Meklenburgs für ein halsbrechendes Unternehmen gelten konnte, und zwar besonders in den regnichten Spätherbst- und Frühlingstagen; eine Zeit, in welcher Meklenburg den Reisenden unwillkürlich an die classischen Moräste des Teutoburger Waldes erinnerte, in welchen Varus mit seinen Legionen stecken blieb. Die Landplage jener bösen Zeit ist vermittelst der Chausseen freilich schon minder fühlbar geworden. Aber unsre

Communicationswege ſind hie und da noch in grauslichem Zuſtande und bedürfen gar ſehr einer gründlichen allgemeinen Beſſerung.

Am 27ſten October erſchien die Bekanntmachung der Verlobung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzeſſin Auguſte von Großbritanien, älteſten Tochter des Herzogs von Cambridge; und am 21ſten December ward von Seiten der Ritter- und Landſchaft durch eine Deputation den Allerhöchſten Herrſchaften der feierliche Glückwunſch zu dieſem frohen Ereigniſſe abgeſtattet.

1843.

Den 3ten Mai verließ der Herzog Georg das Vaterhaus, um auf der Univerſität in Bonn ſeine Studien zu beginnen.

Den 16ten Mai erſchien eine landesherrliche Verordnung, betreffend die Publication der Bundestagsbeſchlüſſe vom 9ten November 1837 und 22ſten April 1841 wegen der zum Schutze der Schriftſteller, Componiſten und Künſtler gegen den Nachdruck und die unbefugte Aufführung oder Nachbildung ihrer Werke anzuwendenden Grundſätze. Lange genug hat der geſetzloſe Zuſtand gewährt, unter welchem die armen Schöpfer deutſcher Geiſteswerke ſeufzten und ſtatt die Früchte ihres Fleißes nach Verdienſt zu erndten, ſich dieſelben diebiſcher Weiſe durch die ſchmutzigen Hände der Hab-

sucht entrissen sehen mußten*). — Möchte nur uns auch bald der Tag erscheinen, wo der Ruf aller wahren deutschen Vaterlandsfreunde nach Freiheit der Presse bei der Bundesversammlung ein geneigtes**) Gehör findet. Sie ist die sicherste Schirmerin der Throne; nur sie vermag verjährte Mißbräuche aufzudecken, Bosheit und Lüge zu entlarven und die finstere Nacht des Wahns zu erhellen.

Der 28ste Juni war der Tag der Vermählung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Auguste von Großbrittanien.

*) Welche Exclamationen, mein Gutester! So lange die Welt steht, ist keinem Meklenburg-Strelitzer je etwas nachgedruckt, auch hat wohl nie ein Meklenburg-Strelitzer Schriftstellerei oder Nachdruck getrieben. Dessenungeachtet hätte die Strelitzsche Regierung die gedachten Verordnungen wohl etwas eher publiciren können, denn es ist gegen allen regiminellen Anstand, mit solchen löblichen Bundesgesetzen lange hinterm Berge zu halten, aber die Bücherverbote des Bundes so bald als möglich zu veröffentlichen.

**) Geneigt wird der Bundestag in seiner jetzigen Zusammensetzung der Preßfreiheit wohl nie werden, und wenn er sie einmal decretiren sollte, so wird dies aus ganz anderen Gründen geschehen als aus Neigung. Wenn aber Meklenburg uns in Sachen der Presse zunächst nur so viel Spielraum ließe, als es bundesverfassungsmäßig darf; doch das thut weder Schwerin noch Strelitz, denn auch aus letzterem habe ich über unerträglichen Preßzwang klagen hören. Das Großherzogthum Meklenburg-Strelitz ist sehr klein und es geht in diesem sehr kleinen Staate höchst patriarchalisch zu — mithin ist die Freiheit der Presse daselbst nicht wohl möglich.

Den 20sten Juli erfolgte der feierliche Einzug der Neuvermählten in Neustrelitz unter dem Jubel und Hurrah der von allen Seiten zusammengeströmten Volksmenge. Die ganze Landstraße von Fürstenberg bis zur Residenz war an jedem nur irgend passenden Orte mit Ehrenbogen und Blumengewinden geschmückt, selbst die Schlagbäume der Chausseen trugen überall festliche Gewänder. Die sonst etwas schmutzige Altstadt hatte sich mit Leibreiz überladen; auch die dort zahlreiche Judenschaft hatte — versteht sich separatim — einen stattlichen Ehrenbogen aufgeführt. Bewillkommungs-Reden, Gedichte, Hofconcerte, Bälle, Theater, Land- und Wasserfeuerwerk, kurz es fehlte keins von allen Erfordernissen bei solchen hohen Festen.

Den 8ten November ward in diesem Jahre der Landtag in Sternberg eröffnet und am 5ten December geschlossen. Die Propositionen enthielten, außer der gewöhnlichen Landes-Contribution, den Beiträgen des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contigents u. s. w., die Uebertragung zu den Kosten der Bundesfestungen *), auch die fernere Berathung über eine angemessene Gesetzgebung zur Aufhülfe des städtischen Ackerbaues, vermittelst Separation der städtischen Län-

*) Die strelitzschen Stände haben in dieser Beziehung nachgegeben und eine Abfindungssumme aus den Seckeln der, wie sie sagen, von ihnen Vertretenen bewilligt. Die schwerinschen haben sich aber zu nichts verstanden, finden vielmehr diese Bewilligung der strelitzschen Stände unionswidrig.

dereien und Feldmarken *). Die Stände äußerten dagegen das Bedenken: Es mögte die Separation, abgesehen von den Ackerbesitzern, zu deren Vortheil dieselbe unbezweifelt gereichen würde, für andere Classen von Stadtbewohnern und somit für die Commüne überhaupt überwiegende Nachtheile herbeiführen; worauf die Fortsetzung der Verhandlungen über diese wichtige Angelegenheit bis zur einer weiteren Prüfung ausgesetzt werden mußte.

1844.

Wir erwähnen bei der Geburtstagsfeier der hochverehrten Frau Großherzogin Marie, den 21sten Januar, dankbar der großen Wohlthat, welche Sie durch die Begründung einer Kleinkinder-Bewahr-Anstalt, nach dem Vorschlage des Superindenten Kämpffer, unter der Benennung „Louisenstiftung" der Residenz gewährte. Die Einrichtung derselben ist musterhaft und erleichtert der armen, arbeitenden Volksclasse die oft schwere Sorge für die Aufsicht und Wartung

*) Scheiterte lediglich an dem Starrsinne unserer Stabilen. „Nützlich", sagten sie, „sei die Separation wohl, aber durch dieselbe werde eine Aenderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Anfängen des städtischen Wesens wurzele und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen." Das ist eine classische Stelle für den sogenannten historischen Sinn unserer Stabilen. Diese Leutchen scheinen unter Vervollkommnung eine allmählige Versteinerung zu verstehen. Das alte: es bleibt halter Alles beim Alten, wäre ihre passendste Devise.

ihrer Kleinen, deren Verkümmerung und Verwilderung durch diese Anstalt kräftig entgegengearbeitet wird *)

Den 3ten April erschien eine Verordnung, die Bedachung neuer städtischer Scheunen betreffend. Bei den in den letzten Jahren öfter vorgekommenen Scheunenbränden, ist dieser Punct der Gesetzgebung gewiß als ein wichtiger zu betrachten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Töpfermeister und Ofenfabrikant Lange in Neustrelitz, — der Erfinder eines luftdichten Ofenverschlusses, den Versuch angestellt hat, eine möglichst wohlfeile und dauernde Bedachung herzustellen **). Es wäre zu wünschen, daß dieser Versuch von Sachverständigen einer Beachtung zur gründlichen Prüfung desselben werth gehalten würde.

Den 6ten Mai trafen der Kronprinz und die Kronprinzessin von Dänemark zum Besuch bei dem hiesigen Hofe ein. Nach einigen Tagen reiste der Kronprinz wieder ab. Die Kronprinzessin aber blieb in Neustrelitz, um später in Begleitung Ihrer Mutter die Bäder in Pyrmont zu besuchen.

Den 26sten Juni verließen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin die Residenz, um eine Reise auf längere Zeit nach England zu machen.

Den 11ten November ward der Landtag in Malchin durch den Landtags-Commissarius, Regierungsrath v. Bern-

*) Auch in Friedland besteht unter Direction der Gräfin Philippine von Schwerin eine Kleinkinderschule.

**) Eine neue Abart von der Dorn'schen? Oder wie sonst?

sterff, eröffnet; und es kamen folgende landesherrliche Vorschläge zur Berathung:

I. Die gewöhnliche Landescontribution vom 1sten Juli $18\frac{14}{15}$.

II. Die Beiträge des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contingents.

III. Die weiteren Beschlüsse in Betreff der Bewilligung von Landeshülfen für Chaussee-Bauten betreffend,

so haben die letzteren durch die bisher zu deren Förderung ergriffenen Maßregeln einen so raschen Fortgang gehabt, daß die 100 Chaussee-Meilen, für welche die Landeshülfe bis jetzt überhaupt nur bewilligt ist, sehr bald vollendet sein werden. Durch solche schnelle Vermehrung der Chausseen und die dadurch innerhalb weniger Jahre vernothwendigte Auszahlung der für jene 100 Chausseemeilen bewilligten Landeshülfen, sind indessen die zu solchen Zwecken in dem hiesigen Herzogthume bestimmten Mittel in solchem Maße in Anspruch genommen, daß S. K. H. der Großherzog Sich, zu Ihrem Bedauern, nicht im Stande sehen, Ihren getreuen Ständen eine fernere gemeinschaftliche Uebertragung der etwa weiter zu bewilligenden Landeshülfen zum Chausseebau von Seiten beider Landesantheile vorzuschlagen, indem die Rücksicht auf den Stand der zur Gewährung solcher Landeshülfen bestimmten Central-Steuer-Casse ein lang-

ſames Verſchreiten mit etwaigen ferneren Bewilligungen und Auszahlungen ſolcher Landeshülfe gebietet, während grade jetzt die Chauſſee-Bauten im Meklenburg-Schwerinſchen Landesantheile großen Aufſchwung nehmen und ſich jedenfalls binnen wenig Jahren anſehnlich vermehren werden. Da aber, wenn auch die meiſten Hauptſtraßen im dieſſeitigen Landesantheile bereits chauſſirt ſind, noch mehrere Straßen übrig bleiben, deren Chauſſirung theils ſchon jetzt wünſchenswerth erſcheint, theils ſich in der Folge als wünſchenswerth herausſtellen kann, ſo zweifeln S. K. H. nicht, daß Ihre getreuen Stände bereit ſein werden, nach Vollendung der erwähnten 100 Chauſſeemeilen noch fernerhin Unterſtützung von gemeinnützigen Chauſſee-Bauten aus Landesmitteln eintreten zu laſſen, und ſchlagen zu dem Ende vor, daß dafür keine beſtimmte Meilenzahl feſtgeſetzt und beſtimmte Straßenzüge für jetzt nicht bezeichnet werden, ſondern für jeden einzelnen vorkommenden Fall nach vorgängiger desfallſiger Verhandlung und Prüfung eine angemeſſene Bewilligung aus der Central-Steuer-Caſſe gemacht werde *).

*) Von den hundert Meilen, welche für beide Landestheile bewilligt waren, hatte Meklenburg-Strelitz ſo viele für ſich zu gewinnen gewußt, daß es von einer Fortſetzung der Chauſſeeunion allerdings wenig Vortheil gehabt haben würde. Meklenburg-Strelitz braucht nämlich einſtweilen nur noch Chauſſeen von Neubrandenburg nach Penzlin, von Neuſtrelitz nach Waren, von Strelitz über Weſenberg nach Mirow und von Mirow eine Chauſſee über den Wipperow'ſchen Erddamm nach Röbel und eine andere nach Wittſtock und endlich im Fürſtenthum

IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanlagen.

Es haben S. K. H. durch die Seitens mehrerer in den königl. preuß. Staaten zusammengetretener Vereine beabsichtigte Zustandebringung einer Eisenbahn von Berlin nach Stralsund, wobei von einer Seite die Richtung über Neustrelitz und Neubrandenburg, von der andern Seite dagegen mit Umgehung des diesseitigen Landesgebiets eine Verbindung mit der Berlin-Stettiner Eisenbahn gewünscht wird, Sich veranlaßt gefunden, zur thunlichsten Beseitigung der Hindernisse, welche der Wahl der dem diesseitigen Interesse offenbar mehr entsprechenden ersten Alternative entgegen stehen möchten, vorläufig auf die Feststellung gesetzlicher Bestimmungen über die im Falle des Zustandekommens jener Eisenbahn erforderlich werdenden Expropriationen Bedacht zu nehmen, zu welchem Ende den getreuen Ständen ein darauf gerichteter Gesetzentwurf zur Abgabe ihrer Erklärung vorgelegt werden wird *)

Ratzeburg eine Chaussee von Schönberg nach Grevesmühlen. Die Länge aller dieser Chausseelinien, so weit sie auf strelitzschem Territorium laufen, beträgt aber im Ganzen nur höchstens sechs Meilen. Es möchte aber auch bald eine Neu-Strelitz-Prenzlower Chaussee nöthig werden.

*) Der Herr Verf. dieses Artikels würde uns sehr verpflichtet haben, wenn er hier etwas Näheres über den jetzigen Stand des Stralsund-Strelitz-Berliner Eisenbahnprojects beigebracht hätte. Das kleine Mecklenburg-Strelitz wird die Sache wohl eben nicht mit Geld zwingen können; wenn es aber, trotz der Union mit Mecklenburg-Schwerin, in

Der Schluß des Landtags-Abschiedes vom 13ten Decbr. 1844 lautet folgendermaßen:

Ad Caput III. Die weiteren Beschlüsse in Betreff der Bewilligung von Landeshülfen für Chausseebauten betreffend, so haben S. K. H. mit Befriedigung aus der Erklärung der getreuen Stände ihr Einverständniß mit Allerhöchst Ihrer Proposition ersehen, in Folge dessen Sie Sich vorbehalten, wenn demnächst ein Bedürfniß zu gemeinnützigen Chausseebauten sich herausstellt, wegen Unterstützung solcher Anlagen aus Landesmitteln besondere Verhandlungen einleiten zu lassen.

Ad Caput IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanlagen betreffend, so haben S. K. H. die von den getreuen Ständen in Vorschlag gebrachten Modificationen des Ihnen vorgelegten Gesetzentwurfs zweckmäßig gefunden und werden solche bei der demnächstigen Publication dieses Gesetzes berücksichtigen lassen.

1845.

Der erste Monat d. J. brachte der Großherzoglichen Familie wie dem Lande eine herbe Trauerbotschaft. Die

den Zollverein träte, so möchte Preußen leicht der strelitzschen Linie der Stralsund-Berliner Eisenbahn den Vorzug geben, und eine Eisenbahn von Güstrow über Waren nach Neustrelitz würde dann auch so lange nicht auf sich warten lassen, so wie wir Schwerinschen dann auch wohl bald in den Zollverein nachfolgen würden.

Frau Erbgroßherzogin Auguste ward in London von einem Prinzen entbunden, der aber wenige Stunden nach seiner Geburt schon wieder sein irdisches Dasein endete. Seine Hülle ruht in der fürstlichen Familiengruft in Mirow.

Den 16ten Mai, am Freitag nach Pfingsten, wurde in Verbindung mit dem alljährigen Gesangfeste der mekl. strel. Volksschullehrer ein Fest gefeiert, dessen Ursprung und Bedeutung recht eigentlich in das innerste Leben des Volks eingreift; es war das 25jährige Jubiläum des Schullehrerseminars in Mirow. Die Gründung dieses segenbringenden Instituts, aus dessen Mitte seit einem Vierteljahrhundert so manche wackre Bildner der Volksjugend hervorgegangen sind, verdankt das Land dem Großherzog Georg, wie dessen treuen Berather, dem verewigten Staatsminister von Oertzen, der sich ganz besonders eine gründliche Verbesserung des Schulwesens und der Jugendbildung — als Urquelle des Volkswohls — zur Lebensaufgabe machte. Beide haben sich durch diese ihre Schöpfung ein Denkmal geschaffen, was zu den kommenden Geschlechtern dauernder und lebendiger als Erz und Marmor sprechen wird. Die eigentliche Feier war kurz und würdig. Sie wurde durch einen Choralgesang eingeleitet, welchem die gehaltreichen Reden des Superintendenten Kämpffer und des Seminar-Vorstehers Prof. Gerling folgten. Die Aufführung eines von einem früheren Zöglinge des Seminars der hohen Bedeutung des Tages gewidmeten Gedichts, in Musik gesetzt von dem

jetzigen Musiklehrer der Anstalt, Mietzner, beschloß die erbebende Feier, welche gewiß noch lange in der Erinnerung aller Theilnehmenden fortleben wird.

In gedrängter Kürze sei hier der ersten Entstehung des mecklenb. strel. Schullehrer-Gesangvereins gedacht. — Dieser Verein — klein in seinem Entstehen, kräftig erstarkt in der Folgezeit — ging ursprünglich hervor durch den freien Entschluß derjenigen Landschullehrer, welche in dem Seminar zu Mirow vorbereitet waren. Der als Küster nach Rödlin versetzte Seminarzögling H. Riefstahl — gegenwärtig Lehrer an der Mädchenschule in Neustrelitz — unternahm Ostern 1831 aus reiner Liebe zur guten Sache und im Vertrauen auf die Theilnahme seiner früheren Mitschüler, das schwierige Werk der Bildung eines Vereins, welchem er als Director bis zum 22sten Mai 1839 mit regem Eifer vorstand. Die drei ersten Versammlungen waren in Rödlin, die vierte in Hohenzieritz, wo ein Gesetzentwurf des Schullehrers Schulz in Broda von den Vereinsmitgliedern die Bestätigung erhielt. Die späteren Gesangfeste fanden bis zur Reform des Vereins in Strelitz und Stargard statt. Im Jahre 1839 schien jedoch derselbe wegen Mangel an Theilnahme und an pecuniären Mitteln seiner Auflösung nahe zu sein, denn es hatten sich zu der Versammlung in Stargard nur noch 25 Mitglieder eingefunden.

Unter diesen trüben Aussichten in die Zukunft eines so gemeinnützigen Instituts, übernahm der Kammerherr C. von

Oertzen die Direction desselben und veranlaßte durch seinen Antrag das Landes-Consistorium, sich unmittelbar an den Großherzog zu wenden, dessen bekannte Huld dem Vereine die hinreichende Unterstützung gewährte zur Herbeischaffung der nothwendigsten Musikalien und Gesangwerke, wie zur Sicherung seiner ferneren Fortdauer. Durch diesen Akt einer wahrhaft landesväterlichen Fürsorge wurde das sinkende Institut gestützt und erweitert. Im Jahre 1812 erschienen die neuen Statuten des Vereins, durch welche alle Domanial-Landschullehrer nebst den in Großherzoglichen Diensten stehenden städtischen Elementarlehrern, den noch nicht angestellten Seminaristen und den Zöglingen des Mirower Seminars zum Beitritt verpflichtet sind. Auch haben dieselben eine jährliche General-Versammlung der wirklichen und Ehrenmitglieder um Pfingsten, so wie die Geschäftsführung und Eintheilung des Vereins in acht Uebungszirkel angeordnet.

Aus vollem Herzen sei hier noch der Wunsch ausgesprochen, daß dieser Gesangverein, welcher von Seiten eines edlen Fürsten und der hohen Landesbehörden so großmüthige Unterstützung findet, durch ein reges Fortstreben sich dieser Unterstützung immer würdiger machen werde *).

Für die Verbesserung des Schulwesens ist überhaupt in Meklenburg-Strelitz im Laufe der Zeit Vieles geschehen.

*) Wir wollen hiemit auch für Meklenburg-Schwerin solche obligate Schullehrer-Gesangvereine empfohlen haben. Dieselben würden nach mehreren Seiten hin außerordentlich wohlthätig wirken.

Beſonders hat man ſich von dem großen Nutzen der Realſchulen und dem mächtigen Einfluß derſelben auf das Volksleben hinreichend überzeugt. Aus dieſer Ueberzeugung iſt denn auch der Beſchluß der Landesregierung hervorgegangen, das Gymnaſium in Ratzeburg aufzuheben und ſtatt deſſen eine Realſchule in Schönberg zu errichten. Aus der Neuſtrelitzer Realſchule ſind ſchon tüchtige Zöglinge hervorgegangen und die öffentlichen naturwiſſenſchaftlichen Vorträge des bei derſelben angeſtellten kenntnißreichen Lehrers der Phyſik und Chemy, Roloff, finden unter allen Ständen rege und eifrige Theilnehmer. — Auch die Errichtung von Gewerbe- und Sonntagsſchulen für Handwerkslehrlinge, in den Städten Neuſtrelitz, Stargard und Wesenberg, befördert ebenfalls eine höhere Ausbildung unter der gewerbetreibenden Volksclaſſe und iſt ganz dazu geeignet, mit der Zeit, den Geiſt des alten Schlendrians aus unſern Werkſtätten zu verbannen und ein allgemeines induſtrielles Vorwärtsſtreben hervorzurufen.

Im Laufe des Juni d. J. kehrten der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, nach einer faſt jährigen Abweſenheit, von London wieder zur Reſidenz zurück.

Zur Beförderung der Kirchlichkeit, beſonders unter den Dienſtboten, erſchien eine Verordnung, welche in der Stadtkirche zu Neuſtrelitz die Wiederherſtellung des Nachmittags-Gottesdienſtes beſtimmt; zugleich wurde auch das

sonst nicht übliche Schließen der Kaufläden zur selben Zeit polizeilich angeordnet.

* * *

Werfen wir nun noch einen Blick auf die industriellen Fortschritte, welche die neueste Zeit in Mecklenburg-Strelitz hervorbrachte, so müssen wir es uns aufrichtig gestehen, daß — mit etwaiger Ausnahme des Ackerbaues — uns in dieser Hinsicht noch gar Vieles zu wünschen übrig bleibt. Sollte, was wir hoffen, die projectirte Berlin-Stralsunder Eisenbahn, unser Land berührend, zu Stande kommen, so würden die nächsten Früchte derselben — Leben und Bewegung — gewiß auch bei uns sichtbar werden. Unser Binnenhandel leidet theils durch die lästigen Zölle im Lande*), theils durch die ungeheure Koncurrenz, welche von den Schaaren der reisenden, fremden Kaufleute in allen Handelszweigen hervorgerufen wird. Die Getraideausfuhr hat durch die Wasserverbindung der Havel mit der Elbe einen neuen Weg

*) Von der landesvergleichsmäßigen gemeinschädlichen Handelssteuer leidet Mecklenburg-Strelitz weniger, da dieselbe daselbst meistens nicht unmittelbar, sondern als Firsteuer wahrgenommen wird, wie dies in einigen Fällen auch in Mecklenburg-Schwerin (z. B. bei allen Sortimentsbuchhändlern) geschieht. Trotz dem gehört auch in Mecklenburg-Strelitz das Steuer- und Zollwesen in seinem jetzigen Zustande zu den allseitig als solchen anerkannten Landescalamitäten. Man scheint aber jetzt endlich ernstlich an eine Reform unseres Steuer- und Zollwesens gehen zu wollen, und die für dieselbe ernannten ständischen Deputirten werden wohl nächstens endlich einberufen werden.

gefunden und wird gegenwärtig vom Zierker See bei Neustrelitz aus, mit Fahrzeugen von 18 — 20 Lasten Ladung, recht lebhaft betrieben. Das diesjährige Ausfuhrquantum beträgt nach unbestimmten Angaben circa 6 — 800 Last. Ueberdies ist noch der Transport von Holz, Brettern, Steinnen u. s. w. und die Einfuhr von Colonial-Waaren, Weinen u. s. w. auf diesem Wege nicht ganz unbedeutend. Durch den Neubau einer Stau-Schleuse in der sogenannten Faulen Havel soll der Wasserstand des Canals erhöhet und die Kahnfahrt erleichtert werden. Die im Entstehen begriffene Steinkalkbrennerei bei Zierke, so wie der beabsichtigte Bau einer Dampf-Mahlmühle in Neustrelitz sind längst gewünschte Gegenstände, welche ganz geeignet sind, dem Handel nach außen einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen.

Es ist eine Zeit der aufgeregtesten Bewegung im kirchlichen *), wissenschaftlichen **), politischen ***), kommer-

*) Ja wohl! Hat man doch den Pastor Runge zu Woldegk als Köthenschen Lichtfreund vor das Neustrelitzer Consistorium geladen und neuerdings fleißigst im Missionswesen gearbeitet.

**) Wie können Sie nur so boshaft sticheln auf die wissenschaftliche Sturm- und Drangperiode unserer Landesuniversität!

***) Ah, verstehe! Das soll auf die Allerhöchsten Orts abbestellte Neubrandenburger Adresse an Hecker und Itzstein gehen. Oder meinen Sie etwa die stargardischen Ritter ohne Furcht und Tadel? Ja, gegen Die gehalten, soll unser schwerinscher eingeborner Adel ausschauen wie das farbloseste juste milieu.

ziellen*) und gewerblichen**) Leben hereingebrochen, deren Einfluß sich auch unser liebes Meklenburg nicht entziehen kann und wird. Möge diese hochwichtige Zeit unser Volk thatkräftig und gerüstet finden, um ihre Segnungen auszubeuten und verständig genug um das Licht der Finsterniß vorzuziehen, damit es sich gegen jeden Vorwurf eines trägen Stillstandes und einer geistigen Schlafsucht bewahre! — Mit diesem redlich gemeinten Wunsche schließen wir unsern diesjährigen Aufsatz für Meklenburgs „Volksbuch".

*) Meklenburg-strelitzscher Handels und Schifffahrtsvertrag mit England!

**) Die Strelitzer Fashionables lassen nur in Berlin arbeiten.

Anecdoten.

Wo in ſoll der Teufel holen, wenn's nicht wahr iſt, — ſagte der ſehr wohlhabende Schuſtermeiſter L. in Schwerin zu ſeinem Jugendgeſpielen, dem Herrn H. Aber, alter Freund, entgegnete dieſer, er holt Euch wahrhaftig nicht, wenn Ihr ſo ſprecht, ſintemalen der Teufel hoffentlich richtig deutſch ſpricht und Euch alſo nicht verſtehen wird. Ach, das iſt all' ein Thun; wenn man man Credit hat, ſo verſtehen Einen alle Leute. Par exemple: wenn Sie unſerem Rothſchild ſchreiben: Schicken Sie mir mal 100 Stück Louisd'or — ſo ſchreibt der Jude Sie wieder: Bedauere ſehr, aber habe augenblicklich nicht ſo viel in Caſſa; und wenn ich denſelben Augenblick zu ihm gehe und ſage: Geben Sie mich mal 100 Piſtletten, ſo ſagt er: Wollen Sie auch mehr haben, Herr L. —

Bauernregel.

Der Landdroſt von X., erſter Beamter zu Z., hatte von der großherzoglichen Kammer den Auftrag bekommen, bei gewiſſen Zahlungen, welche die Bauern an das Amt zu

leiſten hatten, auf gütlichem Wege eine andere Zahlungsart einzuführen. Der Herr Landdroſt harranguirte nun ſeine Bauern und ſetzte ihnen klar und bündig auseinander, daß ſie bei der neuen Zahlungsart nur gewinnen könnten. Die Bauern ließen ſich auch auf eine Widerlegung ſeiner ſchönen Gründe gar nicht ein, ſondern wiederholten nur immer ihre Bitte, daß man es doch lieber beim Alten belaſſen möge. Da ſagte der erſchöpfte Landdroſt ganz wehmüthig: Aber, lieben Leute, Ihr wißt ja doch, daß das Amt nur Euer Beſtes will. Ach ja, Herr Landdroſt, ja; äwe ſeihn's, wi wulln unſ' bäten Beſt giern ſülben beholln.

—

Der Sohn eines ſchlichten Landmüllers war bei einem Vetter Krämer in der Stadt in die Lehre gegeben. Der Junge cultivirte ſich und der ſchöne Traum ſeiner Lehrjahre war endlich in Erfüllung gegangen: er hatte ſich durch ſein glattes Geſicht und durch ſeine famoſe Suade zum Handlungsreiſenden emporgeſchwungen. Er reiſte für Hinz, Kunz et Comp. in Nürnberg und machte in Nippes oder Nippſachen, welches Spielzeug, beiläufig geſagt, den beſten Beweis giebt für den kindlichen Sinn unſerer Damen und eine Emancipation derſelben eben nicht wahrſcheinlich macht. Sein Geſchäft führte unſern Helden auch in das heimathliche Meklenburg und eine Ebbe in ſeiner Privatcaſſe in das väterliche Haus. Die alten Leute wirthſchafteten im Garten und fuhren, nachdem ſie den vornehmen Herrn Sohn und ſeinen maſſen-

haften Siegelring und ſeine ſchöne Sammtweſte und was er ſonſt noch von Nippſachen an ſich trug, geziemend bewundert hatten, in ihren Beſchäftigungen fort. Die Mutter bat ihn, ihr die neben ihm liegende Harke zu reichen, aber er kannte angeblich dieſen für Rechen gebrauchten Ausdruck nicht mehr, trat jedoch unglücklicher Weiſe ſelbigen Augenblicks ſo auf dieſelbe, daß ihm ihr Stiel die Naſe breit und blutig ſchlug. Da brach das mekleuburgiſche Idiom wieder durch und er ſchrie heulend: Dei verfluchte Haark, dei!

Der Rittergutsbeſitzer N. N. auf N. N. in der Gegend von Neſteck iſt ein ſehr eifriges und wohlredendes Mitglied der inneren und äußeren Miſſion und ſpielt überhaupt mit vielem Anſtand und vielem Behagen den Frommen. Dieſer ehrenwerthe Herr hat auf ſeinem Gute auch eine Branntweinbrennerei, deren Pächter daneben Krugwirthſchaft treibt. Dieſem ſeinen Krüger hat der Ritter es nun contractlich zur Pflicht gemacht, einen für ſeinen Betrieb unverhältnißmäßig große Quantität Branntewein aus ſeiner Brennerei zu entnehmen. Der Krüger wendet nun natürlich alle Arten von Mitteln an, um ſeinen Branntwein wieder an den Mann zu bringen, und der Gutsherr, der einem glaubwürdigen Gerüchte nach nächſtens den Titel eines geheimen Miſſionsraths erhalten wird, hat ſo das Vergnügen, ſeine getreuen Hinterſaſſen alle Tage ſelig zu ſehen.

Friedrich Franz I. malte freilich fleißig Wappen und legte auch zu Zeiten seine Orden an, gab aber bei Anderen und im Allgemeinen wenig auf solche Kreuze und Sterne und ließ sich selbst bei Gelegenheit seines Regierungsjubiläums, die nach Ansicht aller Ordenslustigen in jeder Hinsicht dazu sehr passend war, nicht zur Stiftung eines Hausordens bewegen, obgleich man ihm vielfach vorstellte, daß durch einen solchen bedeutende Ersparungen gemacht werden könnten, sintemal ein Orden wohlfeiler als goldene Dosen u. dergl. Friedrich Franz äußerte diese seine Ansicht von den Orden einmal auf eine sehr entschiedene Weise, als er den außerordentlichen Gesandten einer großen Macht an seiner Tafel hatte, der, obgleich man von ihm wußte, daß er der deutschen Sprache vollkommen mächtig, dennoch versicherte, nur Französisch parliren zu können. Die Conversation wurde demgemäß Franzöſisch gepflogen; aber der Großherzog warf denn zuweilen, zu den übrigen gewendet, deutsche Brocken dazwischen, die dem Herrn Ambassadeur aber so wenig mundeten, daß er schon nach dem ersten Gange den Großherzog bitten mußte, ihm wegen urplötzlichen Unwohlseins das Verlassen der Tafel zu gestatten. Diese Brocken mußten aber auch allerdings für den Betroffenen, der über und über mit Orden bedeckt war, unverdaulich sein. Da hieß es: Aber habt Ihr je einen Kerl so beblecht gesehen, wie unsern Herrn Kannitverstahn? Ihr glaubt doch nicht, daß unser Mann

da alle dieſe Verdienſtorden verdient hat? Nein, nun ſtift' ich mein Lebstag keinen Orden! u. ſ. w. u. ſ. w. —

—

Ein Landpfarrer zeigt einem trunkfälligen Bauern das Saufen im Lichte des Evangeliums und der Bauer, ſcheinbar gerührt, ſagt am Ende: Herr Paſtor, ick kann't dauhn un ick kann't ok laten. Unſer Paſtor, höchlich erfreut darüber, daß der Bauer noch das Gefühl hat, ſich in dieſer Hinſicht beherrſchen zu können, hofft das Beſte, hört aber bald, daß der Bauer jetzt ſtärker ſaufe denn je. Der Paſtor macht ihm Vorwürfe darüber, daß er ſich dem ſchändlichen Geſöff, welches er doch nach ſeiner eignen Behauptung ſehr wohl laſſen könne, wieder ergeben habe. Je, ſagt der Bauer, Sei hebben mi man nicht recht veſtahn. Ich kann't dauhn, dat ſall heiten: ich kann't betalen, und ich kann't laten: ich hew en tüchtigen Buk, worin ik't laten kann. —

—

In einigen Gegenden unſeres Landes legt der Prediger beim ſogenannten Kindereramen auch wohl den erwachſenen Gemeindegliedern Fragen vor. So fragt ein Paſtor einen alten Mann: Wie heißt das ſiebente Gebot? Da der Harthörige nicht antwortet, ſo raunt dem hierüber verwunderten Frageſteller der Küſter ins Ohr: Herr Paſter, he is kein Mölla miea.

—

Der ſelige Präpoſitus Berg aus Bieſtow bei Roſtock ließ ſich durch einen eingebornen Bauerknecht ſeiner Gemeinde

nach Warnemünde fahren, um ein auf der dortigen Rhede liegendes Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erzählt der Präpositus dem Knecht von dem großen Schiff, welches sie sehen würden. O, sagt der Knecht, sönn Schipp hew ick all oft seihn. Wo willst Du denn Kriegsschiffe gesehen haben, fragt der Präpositus. O, tau Portsmaut, as dat Regiment, wua ick bi was, utschippt würr. Präp.: Wie kamst Du aber dort hin? Knecht: Dat was, as wi van Quebeck kemen; doa in Canada hew ich lang' stahn; da wiern väl Indis; dei legen doa so upp dei Strat brüm; dat was all bedreiglich Volk; sei harren ok goa nich so'n Klüa as wi. Präp.: Aber, mein Gott, wie kamst Du denn dorthin? Knecht: Von Gibraltar, woa dat so häßlich heit is; nicks as Stein und Felsen; stöben dehr dat doa gruglich un Apen wieren doa ok. Präp.: Na, und wie kamst Du nach Gibraltar? Knecht: Dat was gliek na dei Schlacht bei Waterloo, doa stünn ick umma dei Braunschweiga, bi di geföl mi dat ävve nich un doa ging ick na den Engelsmann. Präp.: Wie bist Du aber unter die Braunschweiger gerathen? Knecht (kratzt sich hinter den Ohren und greint): Ick leep biea weg: ick wull kein Soldat waren. —

—

Als unser meklenburgisches Contingent unter Napoleon's Schaaren mit nach Rußland zog, sollten sie eines Tages auch vom Kaiser gemustert werden. Der Commandirende, General Fallois, ruft in Verzweiflung aus; Kreuz-Bomben-

Donnerwetter, wie wird das morgen werden, wenn die Leute vive l'empereur ſchreien ſollen. Da half ihm der Lieutenant, jetzige Major Tarnow, aus der Noth. Kinne, ſagt er, ji kennt doch en oll Wief? „Ja, Herr Leutnant.“ Unn'n oll Lamp? „Ja well.“ Unn'n oll Pipen-Rüa? „Ja.“ Na, denn raupt mal: Wief-Lamp-Rüa! Dies geſchah und die Sache ging herrlich, und wie die Soldaten vor dem Kaiſer aus vollem Halſe ihr Wief-Lamp-Rüa riefen, berührte derſelbe ſein wohlbekanntes Hütchen und ſagte: salu, salu! Wat ſähr bei? flüſterte ein Soldat ſeinem Nebenmann zu. „O, bei wünnet ſik, dat wi franzöſiſch künnen, bei sehr jo: ßü, ßü!“

Bei einer Reparatur an der Dobberaner Kirche findet man in einer Kapelle hinter dem Getäfel ein Ei. Der alte Cantor bewundert mit den Arbeitern die Leichtigkeit des Eis und zeigt es dem Großherzog Friedrich Franz I., der gerade in der Kirche anweſend iſt. Der Großherzog betrachtet das Ei ſehr genau und lange und räth am Ende dem Cantor, dies Ei zu ſeinen übrigen Reliquien zu legen, denn dies ſei das richtige Ei, welches von dem Hahn gelegt ſei, welcher gekräht habe, als Petrus unſern Herrn verleugnet.

Baron N. N., ein angehender rationeller Landwirth, der eben von Liebig's Agriculturchemie aufgeſtanden iſt, geht ins Freie und trifft auf ſeinen Feldnachbar, einen anerkannt

tüchtigen, aber rein empiriſchen Landwirth. Der Baron ſpricht mit ihm von der Wiſſenſchaft der Landwirthſchaft und fragt, was er von den Fortſchritten in derſelben halte. Der alte Practicus erwiedert ihm: Herr Baron, mien ganz Wiſſenſchaft beſteiht in twei Würén. „Nun, wie heißt denn dieſe Zauberformel, wenn man fragen darf?“ Schiet un Fliet. —

—

Meklenburgiſche Sprüchwörter:

Dat geibt nich annes, ſegt dei Jung, un fiedelt uppen Stock.

Hei binn't den Lüning (Sperling) an. (Er mault).

Ga henn un giw dei Katt en bäten Heu — ſagt der Bauer, wenn er einen läſtigen Dritten entfernen will. —

—

Des Adels Kleiderordnung. *)

(Von G. W.)

Roth und Schwarz, die beiden Farben,
Haben Unglück viel gebracht,
Und am grün bezogenen Tiſche
Manchen Menſchen arm gemacht;
Auch gar manchen Demagogen
Brachten ſie in Kerkerhaft;
Jetzt im Meklenburger Lande,
Kämpft für ſie die Ritterſchaft.

*) Dieſes iſt freilich keine Anecdote, ſondern ein unpolitiſches Lied. Aber wo in aller Welt ſollt' ich anders mit demſelben hin, da die fünf ſchönen neuen Lieder aus dieſem Jahr bei ſeinem Eingange ſchon gedruckt waren. D. H.

Roth, wie hart gesott'ne Krebse,
Ist das Kleid des Adels hier;
Mit dem schwarzen sammtnen Kragen
Bildet's seine Landstands-Zier.
Dieses Kleid zu conserviren
Trotz des Fortschritts Theorie,
Es für sich zu reserviren
Kämpft die Aristokratie. —
Laßt die stolzen Edlen denken,
Daß zum Manne macht das Kleid:
Läßt sich doch nicht rückwärts lenken
Der erwachte Geist der Zeit!
Diesen Geist recht zu verstehen,
Ihn bei uns zu führen ein,
Möge dies das stete Streben
Der nicht rothen Landständ' sein!

Unſre Verfaſſung.

Gott regiert die Welt unbeſchränkt, denn ſie iſt ſeine Schöpfung; aber ein Volk darf ſich nicht von einem unumſchränkten Fürſten beherrſchen laſſen, denn das Fürſtenthum iſt eine Schöpfung des Volks und der Fürſt ſelbſt iſt ſeines gleichen, iſt ein Menſch wie jeder Volksgenoſſe auch, und gäbe ſich das Volk ihm unbedingt zu eigen —: es hätte mit ſeiner Freiheit ſeine Ehre verloren, gleich dem Sklaven. Das iſt die ſittliche Nothwendigkeit der Verfaſſung. Der Fürſt darf alſo nicht die Allgewalt des Selbſtherrſchers aller Reuſſen oder des türkiſchen Sultans haben, denn das verdirbt Furſt und Volk; das Volk verliert ſeine Selbſtachtung und der kräftige Fürſt wird wie Friedrich der Große zuletzt voll tiefen Ekels ausrufen: ich bin es müde über Sklaven zu herrſchen. Die Form nun, durch welche ſich der Einzelwille des Fürſten und der Geſammtwille des Volks ausgleichen und zuſammen das Allerhöchſte im Staat, das Geſetz hervorbringen, iſt die Verfaſſung.

Bevor wir nun insbeſondere unſere meklenburgiſche Verfaſſung näher betrachten, müſſen wir uns zunächſt die Frage beantworten, ob wir auch eine Verfaſſung haben? Dieſe

Frage wird Vielen ſehr überflüſſig vorkommen, da jeder Meklenburger doch wenigſtens weiß, daß wir allherbſtlich einen Landtag haben, da ferner auch alle allgemeine Landesgeſetze es durch die Formeln: „nach verfaſſungsmäßiger Berathung mit Unſeren getreuen Ständen," oder „auf Antrag Unſerer getreuen Stände," oder „im Einverſtändniſſe mit Unſerer getreuen Ritter- und Landſchaft" beſtimmt ausſprechen und anerkennen, daß die Machtvollkommenheit unſerer Fürſten eine beſchränkte iſt. Und doch kann man mit eben demſelben Rechte ſagen: Meklenburg hat keine Verfaſſung, denn die eine Hälfte von Meklenburg hat in der That durchaus keine ſolche Schutzwehr gegen die Willkür des Herrſchers, da nur allein die Inhaber der ritterſchaftlichen Güter und die landtagsfähigen Städte ſich landſtändiſcher Rechte erfreuen.

So ſehen wir denn das ganze Domanium beider Großherzogthümer mit den Fürſtenthümern Schwerin und Ratzeburg, ſo wie alle in den Städten wohnenden der Stadtjuriſdiction nicht unterworfenen ſogenannten Eximirten ohne alle Vertretung und ohne alle Theilnahme an der Geſetzgebung und in Beziehung auf ſie iſt Meklenburg alſo keine beſchränkte, ſondern eine unumſchränkte Monarchie, denn für ſie werden die Geſetze lediglich und allein vom Fürſten gegeben und zwar „beſter Gelegenheit und Willkür nach", wie es im Landesvergleich ausdrücklich heißt.

Die Domainen werden nämlich ſo angeſehen als ein gutsherrliches, privatrechtliches Beſitzthum an Land und

Leuten, zu welcher Landesherrlichkeit über den eigentlichen Patrimonialstaat dann erst noch die Landeshoheit über die nicht im Besitz des Regenten befindlichen freien Städte und Güter erworben ist. Nun heißt es weiter: ja, auf seinem Grund und Boden, also in seinen Domainen, kann der Regent nicht beschränkt sein; auch mag er überhaupt machen, was er will, aber will er etwas anordnen für uns, die freien Städte und die Ritterschaft und für unsere Grundherrschaften und Hintersassen, so muß er uns fragen. Dies ist die alte landständische Verfassung, wie sie sich nach Unterdrückung der gemeinen Freiheit gebildet hat und die sich in ihrer ungeschwächten Kraft und Reinheit nur noch in Meklenburg erhalten hat; nach ihr übt der Fürst eine volle Gewalt nur über seine eigenen Hintersassen aus und alle Macht über die sonstigen Theile des Staatsgebiets überkommt er nur durch einzelne Verträge mit den Landständen.

Wenn nun auch keineswegs geleugnet werden soll, daß die domaniale Hälfte des meklenburger Landes (von seinen 280 Q.-Meilen nehmen die landesherrlichen Domainen 130 ein) durchaus nicht despotisch und tyrannisch, sondern milde und gerecht behandelt wird, so wird sie doch eben immer nur behandelt, aber handelt und spricht nicht selbst mit bei den Beschlüssen, die über ihr Wohl und Weh gefaßt werden, da ihnen die politische Handlungsfähigkeit fehlt, welche allein der Bürger des Verfassungsstaats haben kann. Will also die Landesherrschaft in den Domainen, z. B., ein neues

Steueredict, wie ſie noch neulich gethan hat, einführen oder den Preis des Regieſalzes erhöhen, oder beliebt ſie eine neue Sporteltaxe — ſo iſt dies Alles ſofort vollgültiges Geſetz, weil eben in den Domainen zu einem Geſetz nichts weiter als der ausgeſprochene Wille der Landesherrſchaft erforderlich iſt. So herrſcht alſo in halb Meklenburg die abſolute Regierungsform und wenn wir auf der einen Seite anerkannt haben, daß ſie nicht gemißbraucht wird, ſo dürfen wir es auf der andern Seite auch wohl herzlich bedauern, daß nur die eine Hälfte aller Meklenburger des „Segens“ unſerer Verfaſſung, die ja Fürſt und Stände bei jeder Gelegenheit als das „ſchönſte Kleinod“ Meklenburgs preiſen, theilhaftig wird. Von ſelbſt verſteht es ſich jedoch dabei, daß der Fürſt auch hier ſeine contractlichen Rechte und Verpflichtungen anerkennen muß und keine Ordonnanz erlaſſen kann, nach welcher ihm z. B. alle ſeine Pächter fortan 20% mehr zahlen müßten — vielmehr muß der Fürſt allen ſeinen Unterthanen und alſo auch den Domanialeingeſeſſenen jeder Zeit zu Recht ſtehen *).

*) Freilich muß der Landesherr ſich erſt einen Procurator beſtellt haben, da vor ſolcher Beſtellung die Gerichte nichts in der Sache erlaſſen dürfen. Durch dieſe Bedingung wird das Klagerecht gegen den Landesherrn aber durchaus illuſoriſch. Denn erfolgt die Beſtimmung des Procurators auf wiederholtes desfallſiges Bitten nicht, ſo bleibt nichts Anderes übrig als die Landſtände und endſchließlich den Bundestag um ſeine Intervention zu bitten. Auf dieſem langen Wege kann man leicht ermüden. Unſere Stände, welche ſich immer ſo viel darauf

Wie ist nun aber die Verfassung der anderen Hälfte des beschränkt monarchischen Mecklenburgs beschaffen? Sie hat alle die Mängel und Fehler der alten landständischen Verfassungen, welche kurz darin bestehen, daß hier nicht wie in Staaten mit repräsentativer Verfassung gewählte Vertreter des gesammten Volks das Gesetzgebungsrecht nach seinem ganzen Umfange mit dem Landesherrn theilen, sondern daß ein bestimmter Besitz oder ein bestimmtes Amt Jemand zum die Interessen seiner Corporation vertretenden Landstand machen, diese Landstände aber bei der Gesetzgebung im Allgemeinen nur eine berathende und nur da, wo ihre besonderen Privilegien zur Frage stehen, eine entscheidende Stimme haben. Bei einer solchen Verfassung giebt es also kein Volk als politisches Ganze, sondern nur einzelne, sich um einander nicht bekümmernde Corporationen, mit denen der Fürst, so gut es gehen will, Verträge zu schließen sucht, die man denn Gesetze zu nennen beliebt.

Außer diesen Unzulänglichkeiten jeder landständischen Verfassung stoßen wir aber noch bei der unsrigen gleich auf einen Uebelstand, der sich zwar bei dieser Art von Verfassung allenthalben findet, aber doch nirgends in einem so hohen

zu Gute thun, daß sie kräftigst für gleiche Handhabung der Justiz sorgen, sollten also doch in dieser Beziehung wenigstens Das zu erreichen suchen, daß die Gerichte die Klage gegen den Landesherrn annehmen müßten, wenn bescheinigt würde, daß bereits um Bestellung eines Procurators gebeten sei.

Grade wie bei uns. Dieſer Uebelſtand liegt in dem Mißverhältniß der politiſchen Macht beider Stände, der Ritterſchaft und der Städte oder der Landſchaft. Die Städte, die Hauptſitze der Bildung und des Gewerbfleißes, müßten ihrer Bedeutſamkeit nach den erſten und hauptſächlichſten Stand bilden, aber ſowohl in Meklenburg als in allen Staaten, in welchen die Verfaſſung noch lediglich auf dem Feudalweſen ruht, ſtehen dieſelben, d. h. die Landſtädte, alſo mit Ausnahme der Seeſtädte (oder vielmehr da Wismar noch immer nicht wieder im Beſitz ſeiner Landſtandſchaft iſt, mit Ausnahme von Roſtock) machtlos im Hintergrunde und die Ritterſchaft bildet dem Namen und der That nach den erſten Stand. Zahlen beweiſen am beſten: wir haben in Meklenburg-Schwerin nur 37 landtagsfähige Städte, aber weit über 500 landtagsfähige Gutsbeſitzer. Da nun die Stimme jedes Rittergutsbeſitzers, und hätte er auch nur eine Hufe Landes, gerade ſo viel wiegt wie die Stimme einer ganzen Stadt, ſo iſt es handgreiflich, daß bei der jetzigen Zuſammenſetzung unſerer Ständeverſammlung, da in ihr auf jede ſtädtiſche Stimme ungefähr vierzehn ritterſchaftliche kommen, von einer verhältnißmäßigen Vertretung der Städte gar nicht die Rede ſein kann, vielmehr die ganze ſtändiſche Macht in den Händen der Ritterſchaft liegt.

Meklenburg hat ſo von je an an der Ariſtokratie ſeiner großen Grundbeſitzer krank gelegen. Die Ritterſchaft war immer bei uns obenauf und ihre ſtets ſieggekrönten Kämpfe

mit der Landesherrschaft einer- und mit den Städten andererseits bilden den rothen Faden in dem Gewebe unserer Geschichte. Früher siegte sie in ihren Fehden durch die Faust, später in ihren Processen durch Geld und gleichgesinnte Freunde und jetzt ist schon das Herkommen mächtig genug, ihre beanspruchten Vorrechte zu schützen. Aus der Ritterschaft werden die Landräthe genommen; die Ritterschaft herrscht vor im engern Ausschuß der Stände und im Landtagsdirectorium; sie hat den gleichberechtigten Städten die Landesklöster fast ganz genommen; ihr Handel, Wandel und Gewerbe (nämlich das Branntweinbrennen, ein Gewerbe, welches jetzt so viele Gutsbesitzer außerhalb Meklenburg hochherziger Weise aufgeben) sind frei von Steuer und Zoll; ihre Güter frei von Einquartirung und Verpflegung des Militairs; für ihre Lehne leisten sie, seit das Schießpulver allgemein in Gebrauch gekommen, keine Kriegsdienste mehr, sondern nur die mehr als Lust denn als Last angesehenen Ehrendienste am Hoflager des Fürsten; die Ritterschaft des Stifts, jetzigen Fürstenthums Schwerin hat sie sich längst einzuverleiben gewußt, während die Stiftsstädte noch immer im unumschränkt monarchischen Meklenburg liegen und ihre lange schon beabsichtigte Einverleibung in das Corps der Landstädte noch immer nicht hat vor sich gehen wollen; selbst die heimgefallenen Lehngüter nicht einzuziehen, sondern an getreue „Landespatrioten", was auf gut Deutsch so viel heißen will als: nicht begüterte adlige Inhaber hoher Militair- und Civilchargen, wieder zu

verleihen, hat ihr die Landesherrſchaft ſo halb und halb versprechen müſſen; erwirbt die letztere, was ihr denn doch nach wie vor „unbenommen“ ſein ſoll, ritterſchaftliche Güter, nämlich käuflich und nicht als heimgefallene Lehen, ſo müſſen dieſe zum Beſten der Ritterſchaft alle öffentlichen Laſten und Abgaben der im Privatbeſitz befindlichen ritterſchaftlichen Güter mittragen u. ſ. w. u. ſ. w., denn es läßt ſich dieſe Aufzählung noch bedeutend verlängern, was aber ſehr überflüſſig wäre, da Jeder ſchon aus alter Tradition weiß, wie ſehr unſere hochmögenden Rittergutsbeſitzer von denen aller übrigen deutſchen Lande beneidet werden.

Innerhalb dieſer mächtigen Corporation prätendirt aber die Geburtskaſte des ſogenannten eingebornen Adels noch wieder beſondere ſehr wichtige Vorrechte und dieſe Prätenſionen haben den Anlaß zu den für uns höchſt wichtigen „ritterſchaftlichen Differenzen“ gegeben, welche ſeit dem Landtage von 1838 wie ein reinigender friſcher Hauch durch den ſtagnirenden Sumpf unſres öffentlichen Lebens dahin fahren. Der Adel aber wird dies Spiel verlieren wegen ſeines Mangels an wahrem hiſtoriſchen Sinn und wegen ſeiner gänzlichen Unkenntniß der Gegenwart und ihrer Forderungen. Es iſt dies nicht zu viel geſagt; man ſehe nur, wie ſich unſere adligen Hechterys noch immer wie die alten Reichsbarone, freilich en miniature, geberden, und wie ſie es ganz ignoriren, daß ſie als Adlige nichts ſind, ſondern alle ihre politiſche Wichtigkeit einzig von dem Gutsbeſitzerthum entlehnen und

man wird sich eben so sehr wundern als betrüben über die unheilbaren Vorurtheile dieser Geburtskaste.

Auch in Meklenburg strebte der niedere landsässige Adel (wir haben nämlich nur niederen Adel, denn es kommt hiebei auf den Titel: Graf oder Baron nicht an) nicht bloß dahin „ein landsittliches Eigenthumsrecht über ihre leibeigenen Gutsunterthanen und deren innehabendes Ackerwerk und Gehöfte" an sich zu reißen, sondern sie suchten auch die übrigen Volksclassen von Erwerbung der freien Rittergüter auszuschließen, und, wo sie dies nicht durchsetzen konnten, suchten sie doch in ihrem Neid den bürgerlichen Gutsbesitzern alle diejenigen Rechte abzusprechen, welche ein Gut zu einem kleinen Territorium und den Gutsbesitzer zu einem Inhaber von Hoheitsrechten machen, welche der Staat in seiner Schwäche bisher noch den Rittergütern gelassen hat. Es wäre nun freilich das größte Glück für Meklenburg, wenn alle unsere Rittergüter ihre Hoheitsrechte verlören und aus kleinen Territorien zu bloßen Landgütern ohne Justiz- und Polizeigewalt, ohne Patronatrecht und ohne persönliche Landstandschaft des Besitzers umgeschaffen würden, weil damit der Staat erst zu seinem vollen Rechte käme, — aber daß diese nothwendige Degradirung der Rittergüter mit ihren jetzigen Territorialrechten zu bloßen Landgütern nur bei den von den Bürgerlichen besessenen Rittergütern vorgenommen werde, dürfen so wenig die bürgerlichen Gutsbesitzer, als wir Uebrigen zugeben.

So weit will nun auch der Adel jetzt keineswegs mehr geben, aber er will doch, abgeſehen von dem Rechte der Wählbarkeit zu Landräthen, welches durch allerlei Moyens vom Adel in den Landesvergleich hineingebracht iſt, noch immer bloß ſeine Töchter als Conventualinnen der ſogenannten Landesklöſter eingeſchrieben wiſſen, meint allein zu den Proviſor- und Hauptmannsſtellen bei denſelben wählbar zu ſein und allein mit den Städten die Verhandlungen über die Kloſterſachen leiten zu dürfen. Früher beanſpruchte der Adel auch noch die ausſchließliche Wählbarkeit zu Amtsdeputirten und zu ritterſchaftlichen Deputirten in den engeren Ausſchuß und hat von dieſen unbegründeten Anmaßungen die letzte erſt auf dem Landtage von 1813 nolens volens fahren laſſen.

Wir haben verſtehend immer ſchlechtweg von adligen Gutsbeſitzern geſprochen. Dies iſt unrichtig, denn auch unſere adligen Gutsbeſitzer zerfallen wieder in zwei Claſſen. Wir haben nämlich in Mecklenburg-Schwerin 292 adlige Gutsbeſitzer, aber von dieſen gehören nur 216 zum ſogenannten eingebornen Adel und 76 zum neugebackenen oder eingewanderten, welcher letztere aber an ſich die Anmaßungen des Eingebornen nicht theilt und alſo mit den Bürgerlichen ſtimmen würde, wenn nicht für ihn für Geld und gute Worte eine Aufnahme unter die Eingebornen möglich wäre.

Eingeborne nennen ſich nun diejenigen, deren Vorfahren die Landesreverſalen von 1572 mit unterſchrieben haben und dieſe agnoſciren oder anerkennen denn auch diejenigen, deren

Verfahren bereits 100 Jahre mit einem Gute angesessen, auf ihren Antrag ebenfalls als Eingeborne und recipiren oder nehmen auf zu solchen nach ihrem Belieben diejenigen, welche sich erbieten, 1500 Rthlr. an die Landesklöster zu zahlen oder diejenigen, welche sich Verdienste erworben, d. h., welche die Herrschaft des Adels haben erweitern helfen.

Die bürgerlichen Gutsbesitzer aber und auch die Landesherrschaft in dem Rescripte vom 7. März 1789 behaupten dagegen, daß „eingeborner und recipirter Adel" nichts anders sagen wolle, als dies, daß zu solchem gehöre einmal derjenige, dessen Vater schon, ehe jener geboren ward, zu den adligen Mitgliedern der Ritterschaft gehört habe, und zweitens derjenige Adlige, der durch Ableistung des Lehn- oder Hemagialeides unter die mecklenburgische Ritterschaft aufgenommen sei. Die Landesherrschaft hat nun freilich diese ihre frühere richtige Ansicht völlig wieder aufgegeben, aber die bürgerlichen Gutsbesitzer verharren noch bei derselben, oder wollen doch wenigstens bei den Receptionen des eingebornen Adels eine Stimme haben.

So haben wir also, wenn auch nicht de jure, so doch de facto statt der verfassungsmäßigen einen Ritterschaft, deren drei. Da sind erstlich die bürgerlichen Gutsbesitzer, welche die verfassungsmäßige Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft wieder hergestellt wissen wollen; es sind ihrer in Mecklenburg-Schwerin 286; zweitens die 216 Mitglieder des

eingebornen Adels und drittens die 76 übrigen adligen Gutsbeſitzer.

Mit den bürgerlichen Gutsbeſitzern ſympathiſirt aber das ganze übrige Meklenburg, aber nicht weil ſie Mitglieder der perſönlich landtagsfähigen Ritterſchaft ſind, denn eine ſolche Ritterſchaft iſt wahrlich kein Glück für ein Land, ſondern einmal, weil ſie eben bürgerlicher Geburt ſind und das Bürgerthum die allein ſelig machende politiſche Kirche iſt; zweitens aber, weil ſie durch ihren Gegenſatz gegen die Adligen, aber freilich auch nur durch denſelben, alſo trotz dem, daß ſie von Haus aus zur Ariſtokratie des Grundbeſitzes gehören, die Sache des Fortſchritts vertreten. Der meklenburgiſche Patriot muß alſo eifrigſt die Fortdauer der ritterſchaftlichen Differenzen fürchten, denn vergleichen ſich die ritterſchaftlichen Parteien, wozu der Adel die größte Luſt bezeigt, ſo wird auch an den bürgerlichen Gutsbeſitzern ſofort wieder jeder Zoll ein Ritter oder auch eine politiſche Null ſein.

Wäre aber auch die Ritterſchaft nicht übermächtig, wären alſo auch die Stimmen der Ritterſchaft und der Städte in ein richtiges Verhältniß zu einander geſetzt, ſo würde doch immer noch in der Geſinnung unſerer Ständeverſammlung ein anderer Grund zu ihrem Tadel liegen. So gern wir nämlich auch von allen Landſtänden, einzeln genommen, zugeben wollen, daß ſie ehrenwerthe Leute ſind, ja ſo gern wir ſelbſt einräumen, daß ſich aus ihnen eine hinreichende Anzahl tüchtiger Volksvertreter wählen laſſe, ſo liegt doch

darin, daß diese Landstände von Gottes Gnaden und aus eigner Machtvollkommenheit in keinerlei Zusammenhange mit dem gesammten Volke stehen, die größte Gefahr ihrer Absonderung aus dem vollen ungetheilten Staatsleben in eine die allgemeinen Staatszwecke möglicher Weise hindernde selbstständige Corporation; eine solche Corporation vergißt denn am Ende ganz, daß sie auch des Ganzen wegen da ist und sucht vielmehr nur ihre Privilegien auf Kosten dieses Ganzen zu mehren, so daß sie zu einem Institut wird, auf welches das Volk mit der gründlichsten Gleichgültigkeit sieht, weil es weiß, daß dasselbe zunächst und hauptsächlich nur für sich sorgt. Daß ist die Gefahr der Ständeversammlungen, deren Mitglieder aus eignem Recht dieselben beziehen; wäre nur dies eigene Recht nicht, sondern gingen unsere ständischen Personen aus einer Wahl hervor, gewiß, es würden dieselben Personen, die jetzt unseren Landtag bilden, ein weiteres Herz mit auf denselben bringen.

Unsere Landtage beziehen nämlich die Rittergutsbesitzer und die Bürgermeister der Städte; die ersten durch ihren Grundbesitz, die zweiten durch ihr Amt berufen, und Mitglieder unserer Ständeversammlung sind demnach nicht diejenigen Männer, welche vom Volke durch seine Wahlhandlung als die kenntnißreichsten und uneigennützigsten bezeichnet sind, denen es unbedingt vertraut und die es mit Freude und Stolz als seine Vertreter erkennt; nicht gehoben durch das ehrende Vertrauen ihrer Wähler, nicht angespornt durch

das Bewußtsein, daß das ganze Land mit Spannung den Resultaten ihrer Wirksamkeit entgegensieht, gehen sie mit ihren kleinen Interessen ganz incognito auf den Landtag und das Land, welches sie nicht gefragt haben, wollt ihr auch von uns das gemeine Beste vertreten wissen, sieht sie theilnahmlos ziehen und heimkehren.

Doch wir wollen nicht undankbar sein und erkennen es gern an, daß unsere Stände, so oft sie auch den guten Absichten unserer Fürsten hemmend in den Weg getreten sind, uns gegen deren etwaige gewaltthätige, eigenmächtige und schlechte Absichten immer kräftigst geschützt haben. Einen weiteren Nutzen aber haben solche aus dem reinen Corporationssystem hervorgegangene Vertreter weder in den Staaten, noch in den Städten gehabt. Wo in den letzteren die Zünfte die Grundlage der Verfassung bildeten oder noch bilden, da hatte man für das Ganze keinen Sinn und kein Herz und es verfiel oder wurde nicht das, was es hätte werden können; und so hatten diese Innungen trotz aller Vorrechte, die sie gegen die übrigen Stadteinwohner sich anmaßten, doch am letzten Ende auch nur schlecht für sich selbst gesorgt. Das haben in Parchim die sogenannten Gewerkenbürger bewiesen, das beweisen noch jetzt Rostock und Wismar, in welchem letzteren noch im Jahr 1830 die Landesherrschaft mit ihrer Absicht, an die Stelle der Zunftverfassung eine repräsentative zu setzen, nicht durchzudringen vermochte, das beweist endlich das nachbarliche Lübeck, welches sich gegenwärtig in der

schweren Arbeit, jene alte Zunftverfassung von sich abzustreifen, befindet.

So hat denn auch in unserem Staate jeder Stand meist nur für sich selbst gesorgt, — eine nothwendige Folge freilich der natürlichen Selbstsucht jeder Körperschaft, aber auch noch obendrein durch die Verfassung gesetzlich anerkannt und gut geheißen. Im achten Artikel unseres Landesvergleichs wird ausdrücklich den Ständen nur da, wo von Minderung oder Abänderung ihrer Privilegien und Vorrechte die Rede ist, eine entscheidende Stimme zugestanden, aber die „zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes dienlichen Verordnungen" werden als für Ritter- und Landschaft „gleichgültig" *) betrachtet und derselben demgemäß in Bezug auf sie auch nur eine bloß berathende Stimme gegeben. So haben die Stände bei höchst wichtigen, aber nach dem Sprachgebrauch des meklenburgischen Staatsrechts für sie gleichgültigen Gegenständen, z. B., bei von der Regierung beliebten weiteren Beschränkungen der uns bundesbeschlußmäßig zustehenden dürftigen Preßfreiheit, kein unbedingtes Widerspruchsrecht; auch werden demgemäß die von der Regierung eingebrachten der ständischen Zustimmung bedürfenden Gesetzentwürfe von den Ständen zum größten Nachtheil unserer Gesetzgebung nur in den Parthien so recht bis auf den Punct auf dem J beleuchtet und behandelt, welche ihre besonderen

*) Mit dieser naiven Selbstkritik hat man von unserer ganzen Verfassung genug.

Intereſſen berühren; iſt man nur erſt über dieſe Puncte einig, ſo findet das Ganze bald die ſtändiſche Einwilligung.

Wie nun der erſte Stand, die Ritterſchaft, für ſich geſorgt hat, haben wir oben geſehen; die Städte freilich mußten ſchon zufrieden ſein, wenn ſie nur ihre Bannrechte und ihren Gewerbezwang gegen das platte Land aufrecht erhalten konnten, was ihnen denn auch ſo ziemlich, beſſer freilich gegen die Landesherrſchaft, als gegen die mächtige Ritterſchaft gelungen iſt. Und wie ſchlecht ſorgt dieſe mächtige Ritterſchaft für ihre Schulen, die ihnen gut genug dünken, wenn ſie den künftigen Tagelöhner durch Leſen und Beten zur Confirmation reif machen; mit wie ſcheelem Auge ſieht ſie auf ihre, wie ſie ſagt, von ihnen vertretenen Bauern und wie ſchnell wußten die Stände die Aufhebung des freiſinnigen Judengeſetzes vom Jahre 1813 herbeizuführen, und die Juden ſo wieder in den mittelalterlichen Zuſtand der Rechtsloſigkeit und des dadurch nothwendigen beſonderen Schutzes und Schutzgeldes zurückzuwerfen. „Denke man hier nur, ſagt ein Mitglied unſerer Ritterſchaft, Schnelle, in: „Einige Betrachtungen über die in der meklenburgiſchen Ritterſchaft obwaltenden Streitigkeiten", an die von dem edlen Brandenſtein zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit ſo vielem Eifer verfolgte Schiffbarmachung der Elde, die damals abgeſchlagen, erſt in neueſter Zeit effectuirt werden konnte; an die Hypothekenordnung für ritterſchaftliche Güter, die gerade in der Ritterſchaft ihre lebhafteſten Gegner fand; an

die Besserung der Wege und Landstraßen, die urkundlich seit fast 400 Jahren von den Regierungen angeregt ist."

Alles, was für die höheren Aufgaben des Staats in Meklenburg noch geschehen ist, das ist demnach von unserer Regierung ausgegangen. Wann würde, z. B., wohl ohne ihre Aufforderung die Leibeigenschaft aufgehoben sein? Darum spricht denn auch der Meklenburger mit Achtung von seiner Regierung, mit Gleichgültigkeit dagegen von seinen Landständen, von denen er weiß, daß sie die von der Regierung im Geiste des Fortschritts*) vorgeschlagenen Gesetze, sobald sie auch nur die kleinste Aufopferung ihrer Vorrechte von ihnen fordern, wenn sie sie überall annehmen, dies doch nicht mit freudiger Zustimmung thun, sondern nur aus Furcht vor dem Urtheil der bösen Welt und unwillig dem leidigen Zeitgeiste nachgebend.

Daß dieses ständische System unserm Verfassungsbedürfniß nicht genügt, daß es nicht mehr zu den veränderten Lebensverhältnissen des 19ten Jahrhunderts paßt, daß also dasselbe diesen veränderten Lebensverhältnissen gemäß abgeändert werden müsse, das erkennen selbst diejenigen an, welche dem ständischen System vor dem reinen Repräsentativsystem unbedingt den Vorzug geben. Und diese nothwendigen Ab-

*) Die unbedingte Anerkennung der Prätensionen des eingebornen Adels und die dadurch hervorgerufene Schroffheit gegen die bürgerlichen Ritter mit ihrem einstweiligen Liberalismus, hat freilich neuerdings der Regierung eine etwas andere Färbung gegeben.

änderungen unſeres ſtändiſchen Syſtems wollen wir hier andeuten; wollen alſo keineswegs unſere ganze jetzige Verfaſſung bei Seite ſchieben, ſondern nur ganz juste-milieu-artige Vorſchläge zu ihrer Reform machen.

Der Grund der ritterſchaftlichen Landſtandſchaft iſt nicht der Adel, ſondern lediglich der Beſitz eines freien Landguts und es liegt alſo im Weſen unſerer Verfaſſung die unbedingte Gleichheit aller Mitglieder der Ritterſchaft. Sie muß wiederhergeſtellt werden und der bürgerliche Gutsbeſitzer ebenfalls ſeine Töchter zu den Kloſterſtellen *) einſchreiben laſſen dürfen, ebenfalls zum Landrath und Kloſterhauptmann gewählt werden können, ja, wenn er will, ebenfalls die ritterſchaftliche Uniform anziehen können.

Damit denn das ungeheure Mißverhältniß in den ſtändiſchen Rechten der Ritterſchaft und der Städte gehoben werde, dürfte nicht mehr jeder Gutsbeſitzer perſönlich landtagsfähig ſein, ſondern die ritterſchaftliche Landſtandſchaft müßte auf den ritterſchaftlichen Aemtern ruhen und ſo wie alſo jede einzelne Stadt, ſo würde auch nur jedes einzelne ritterſchaftliche Amt durch eine von den Gutsbeſitzern deſſelben gewählte Perſon vertreten werden. So iſt es auch jetzt in den meiſten deutſchen eigentlich ſtändiſchen Verfaſſungen, und unſere Einrichtung, nach welcher jeder Gutsbeſitzer eine beſondere Stimme hat, iſt eine Ausnahme von der Regel und mußte nothwendig zu derjenigen Ariſtokratie der Ritterſchaft führen,

*) Man würde aber dann wohl die Klöſter ganz aufheben.

welche unſerem Lande ein ſo eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Ueberdies iſt es aber auch gegen allen politiſchen Anſtand, daß ein Mann mit den Geſinnungen eines weſtindiſchen Plantagebeſitzers, ſobald er ein Rittergut geerbt oder gekauft hat, ohne Weiteres auch Sitz und Stimme in der Ständeverſammlung eines deutſchen Staates hat. Durch dieſe Reform würde die Zahl der ritterſchaftlichen Stimmen von mehr als 500 auf 22 heruntergebracht und ſo in ein richtiges Verhältniß zu der Zahl der ſtädtiſchen Stimmen geſetzt werden.

Was nun die Städte betrifft, ſo iſt der geſchichtliche Grund ihrer Landſtandſchaft ebenfalls der Grundbeſitz; dieſer Grundbeſitz ſteht aber der Commüne und nicht ihren Beamten der ſtädtiſchen Obrigkeit, dem Magiſtrate zu, und es iſt alſo nicht abzuſehen, warum gerade die Bürgermeiſter die Rechte der Stadt auf dem Landtage zu vertreten berufen ſein ſollen, vielmehr ſcheint es dem Sachverhältniſſe allein angemeſſen, daß die gemeine Bürgerſchaft, wie ihre Vertreter gegen die Stadtobrigkeit, ſo auch ihren Vertreter gegen die Landesherrſchaft ſelbſt wählt*). Abgeſehen nämlich davon, daß obrigkeitliche Perſonen in der Regel größere Liebhaber obrig-

*) Wenn wir dadurch nur nicht zu viele Repräſentanten bekämen, ſo möchte man vorſchlagen, daß jede Stadt neben ihrem Bürgermeiſter einen von der gemeinen Bürgerſchaft gewählten Deputirten zum Landtage ſchicke; wie man in ähnlicher Weiſe gewünſcht hat, daß der deutſche Bundestag nicht bloß von den Fürſten, ſondern auch von den Völkern der Bundesſtaaten beſchickt werden möge.

keitlicher Machtvollkommenheit als bürgerlicher Freiheit zu ſein pflegen und alſo die Vertretung der Städte durch ihre Bürgermeiſter wohl eine größere Gewalt des Magiſtrats, aber gewiß nicht einen größeren Einfluß der Bürgerrepräſentanten herbeiführen wird, ſo werden auch die Bürgermeiſter als gelehrte Juriſten ſelten die wirklichen Intereſſen der Städte in Beziehung auf Ackerbau, Handel und Gewerbe hinreichend zu würdigen und zu wahren wiſſen. Bei uns, wo die Magiſtrate nicht wie nach mehreren neueren deutſchen Städteordnungen nur auf eine beſtimmte Zeit gewählt werden, ſondern ihr Amt auf Lebenszeit und noch dazu in vielen Städten aus der Hand der Landesherrſchaft beſitzen, iſt vollends eine freie Wahl der ſtädtiſchen Landtagsdeputirten nothwendig.

Aber auch das unumſchränkt monarchiſche Meklenburg muß berückſichtigt werden bei unſerm Verfaſſungsbau. Wollte man nur hinſichtlich des Domaniums es unumwunden ausſprechen, daß daſſelbe Staatsgut und nicht Privatgut der regierenden Häuſer ſei, denn was es auch theilweiſe urſprünglich geweſen ſein mag, ſo iſt es jetzt in Wahrheit nur erſteres; wollte man nur ferner alles Domanium, wenn auch nicht verkaufen, doch vererbpachten, die fürſtlichen Aemter aufheben und ſtatt derſelben auf eignen Füßen ſtehende nach Art der Stadtgemeinden eingerichtete ſich ſelbſt verwaltende Landgemeinden entſtehen laſſen, ſo würde auch dem gänzlichen Mangel einer Vertretung unſeres Bauernſtandes ſich abhelfen laſſen. Die Hervorrufung ſelbſtſtändiger Landgemeinden gehört

aber auch in jeder andern Hinsicht zu den wichtigsten Aufgaben unseres Gouvernements. Diese Landgemeinden müßten nun die gleichfalls alle auf Erbpacht zu setzenden ritterschaftlichen, städtischen und klösterlichen Bauern und Büdner mit in sich aufnehmen und solche Landgemeinden eines Amts entweder in Urwahlen, wo jeder erbsitzende Mann mitwählt, oder, wenn man lieber will, durch ihre Schulzen einen Landtagsdeputirten wählen. Daß die besonderen Interessen dieses Standes ihre besondere Vertretung finden, wird immer nothwendiger, da schon viele Bauern in Meklenburg zu der persönlichen Freiheit, die sie durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gewonnen, auch noch die dingliche als Erbpächter ihres Hofes erworben haben. Einen dinglich und persönlich freien Bauernstand, selbstständige Landgemeinden und Vertretung des Bauernstandes durch eigene Landtagsdeputirte finden wir nun aber in dem größten Theile von Deutschland und auch die Ansicht finden wir allgemein, daß der Staat das größte Interesse habe, den Bauernstand möglichst zu heben: es ist also auch hier wieder nur das in Deutschland Uebliche, was wir fordern.

Damit nun die so geordnete Vertretung eine verhältnißmäßige werde, müßten den größeren Städten, ritterschaftlichen Aemtern und den die ritterschaftlichen Hintersassen mit in sich aufnehmenden Domanialämtern mehrere Deputirte zugestanden werden.

Da die Landtagsdeputirten eben so sehr im Interesse der Landesherrschaft und des ganzen Landes als in demjenigen

der ſie abſendenden Corporationen verſammelt ſind, ſo hat jede landtagsfähige Corporation nicht bloß das Recht, ſondern zugleich die Pflicht, den Landtag zu beſchicken und aus eben dieſem Grunde werden die Diäten der Deputirten von beiden Theilen zu gleichen Hälften getragen; die Landesherrſchaft würde hiezu die Mittel finden in den wegfallenden Landtagstafeln.

Alle landtagsfähigen Corporationen müſſen rückſichtlich der zu wählenden Perſonen möglichſt wenig beſchränkt ſein; ſie können ihre Deputirten aus ihrer Mitte, aus den Staatsdienern und aus der Zahl der übrigen ſelbſtſtändigen unbeſcholtenen Meklenburger wählen, denn es iſt unvernünftig, Jemand in irgend einer Weiſe vorzuſchreiben, zu wem er Vertrauen haben ſoll.

Die Ständeverſammlung muß aber immer ein untheilbares Ganze bilden, in welcher alſo alle Fragen, ſie betreffen nun das Ganze oder im Beſonderen die Ritterſchaft oder die Städte oder die Bauern, unbedingt durch Mehrheit der Stimmen entſchieden werden. Jetzt nämlich kann jeder Stand, wenn er glaubt, die zur Abſtimmung ſtehende Frage gehe ihn allein an und er brauche ſich hier ein Ueberſtimmtwerden durch den andern Stand nicht gefallen zu laſſen, darauf beſtehen, daß „in Theile gegangen werde“, in welchem Falle denn jeder ſeine Meinung behält und nichts zu Stande kommt. Dies iſt ganz folgerichtig, denn die Hauptaufgabe der Stände oder Curien iſt eben die Wahrung ihrer Privilegien und

Vorrechte, nicht aber die Wahrnehmung des Geſammtwohls. Da aber dem Geſammtwohl nichts ſo ſehr im Wege ſteht als gerade die Privilegien und Vorrechte, ſo mag eine ſolche Verfaſſung für die landſtändiſchen Perſonen einen ſehr bedeutenden Werth haben, für das Land ſelbſt aber hat ſie einen deſto geringeren.

Wenn aber die Wahrnehmung des Geſammtwohls und nicht die Wahrung der Privilegien Hauptaufgabe unſerer neuen Stände ſein ſoll, ſo müſſen ſie auch in ſolchen Sachen, „welche gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes abſichtlich und dienſam“ nicht bloß eine berathende, ſondern ebenfalls eine entſcheidende Stimme haben.

Eine ſolche ungetheilte Ständeverſammlung allein würde Meklenburg von den Privilegien und Vorrechten erretten und die Regierung in den Stand ſetzen, durchgreifende Reformen vorzunehmen. So dürfen wir denn wohl glauben, daß unſer leider unmaßgebliche Vorſchlag, deſſen Ausführung die Uebermacht der Ritterſchaft brechen und dem ſtändiſchen Principe unſerer Verfaſſung durch die freie Wahl der Vertreter jedes Standes ein wohlthätiges Gegengewicht geben würde, als Wunſch von allen Meklenburgern mit ſich von ſelbſt verſtehender, aber auch alleiniger Ausnahme unſerer landſtändiſchen Perſonen getheilt wird.

Unſere Landesherrſchaft hat ebenfalls die Mängel unſerer Verfaſſung anerkannt. In den Verhandlungen des

Convocationstags vom Jahre 1808, einem Zeitpuncte, in welchem ein Neubau unſerer Verfaſſung leicht ins Werk zu richten war, einem Zeitpuncte, in welchem der Geiſt beſonnener Reform in Preußen den herrlichſten Triumpf feierte, ſagt die Landesherrſchaft ausdrücklich, daß die Landesverfaſſung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen durch die veränderten Umſtände mangelhaft geworden, daß eine Reviſion derſelben und ihrer Grundgeſetze nothwendig und daß ſie die Abſicht habe, alle Verſchiedenheit der Verfaſſung, Vorrechte und Geſetze ihrer Länder und Beſitzungen aufzuheben und geſammten ihren Landen einerlei Verfaſſung zu geben. Da wurde den Landſtänden bange, ſehr bange um ihre „altehrwürdigen“ Vorrechte und Freiheiten und in der Furcht vor einer Reform der Verfaſſung, welche ſie in ihrem Antwortſchreiben die glücklichſte nannten, bewilligten ſie Steuern über Steuern und erreichten ſo den Fortbeſtand der „glücklichſten“ Verfaſſung. Seitdem iſt freilich unſere Verfaſſung auch von der Landesherrſchaft nicht wieder mangelhaft genannt worden. Die Zeit iſt nämlich eine andere geworden; die Aufklärung, die freilich immer proſaiſch iſt und ſein will, gefiel den ſchönen Seelen nicht länger und ſie wünſchten ſich für die einfachen Lehren des hausbackenen geſunden Menſchenverſtandes ſo eine ganz aparte und tiefe Geheimlehre; die Romantiker unter den Staatsrechtslehrern befriedigten dies Bedürfniß und erfanden die Lehre vom chriſtlich-germaniſchen Staat, und Mecklenburg hatte die leidige

Ehre, daß ſie in ihm das Ideal eines ſolchen entdeckten. Ach, würde die Aufklärung, die die vornehmen Denker ungnädigſt nur die oberflächliche nennen, doch wieder allgemein!

Als die wichtigſte Folge unſeres erfüllten Vorſchlags ſehen wir aber nicht ſo ſehr das größere materielle Gemeinwohl, ſondern dies an, daß in einer ſolchen Verfaſſung jeder Staatsbürger das Leben des Staats mitlebt*), daß auch er durch den Mann ſeiner Wahl ſeine Wünſche und Hoffnungen darlegt, daß das Volk, wenn nicht mehr bloß Alles für daſſelbe, ſondern auch mit durch ſeine Vertreter geſchieht, zum Bewußtſein ſeiner Geltung und ſeines Werthes kommt, daß

*) Dieſes Mitleben wird beſonders befördert durch die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verſammlungen. Solche Oeffentlichkeit findet nun bei uns herkömmlich inſoweit ſtatt, daß zu den landtäglichen Plenarverſammlungen im ſogenannten Directorialzimmer auch nicht landſtändiſche Perſonen Zutritt haben und nur von dem ſogenannten Deliberationszimmer, in welchem über die Erachten der Committee berathen und abgeſtimmt wird, ausgeſchloſſen ſind. Doch dieſe Oeffentlichkeit würde nur von Wichtigkeit ſein, wenn die Landtage nicht in den kleinen Städten Malchin und Sternberg, ſondern in einer unſerer größten gehalten würden. Wir müſſen alſo die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch die **Preſſe** fordern. Unſere bürgerlichen Gutsbeſitzer, die bis zu ihrem dereinſtigen Siege die liberale Partei in unſerer Ständeverſammlung bilden, haben auch ſchon im Gefühle dieſer Unterlaſſungsſünde auf dem Landtage 1843 auf die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch den Druck angetragen; aber dieſer Antrag iſt von unſeren Ständen rein abgelehnt; man hatte hiefür freilich einen guten Vorwand in Schnelle's Landtagsbericht.

ſolche Stände in dem Volke ſtehen und wurzeln, daß zwiſchen beiden Achtung und Vertrauen und eine lebendige Wechſelwirkung Statt hat, daß ſich ein beſtimmter, inhaltsreicher, ſelbſtbewußter Volksgeiſt bildet, — mit einem Worte, daß nicht mehr bloß die großen Grundherrn und die regierenden Bürgermeiſter ohne allen Auftrag des Landes über des Landes Wohl und Weh beſchließen, ſondern das Land ſelbſt. Die wenigen Mecklenburger, die durch Amt oder Beſitzthum in unſere Ständeverſammlung berufen ſind, ſind doch nicht Mecklenburg, ſondern die übrigen Mecklenburger ſind der Wahrheit und dem Weſen nach Alles, aber gegolten haben dieſe letzteren bisher nichts; ſollten ſie jedoch nicht die beſten Anſprüche darauf haben, wenigſtens etwas zu gelten? Nur die Verfaſſung, in welcher das Volk auch etwas iſt und nicht bloß als ein zu Regierendes und zu Verwaltendes angeſehen wird, entſpricht ſeiner menſchlichen Würde, nur in einer ſolchen Verfaſſung erſcheint dem Menſchen das Walten der öffentlichen Macht als ein vollkommen gerechtfertigtes, der Staat als eine ſittliche Ordnung, nur in einem ſolchen Staate wird Jeder „mit Gott für Fürſt und Vaterland“ Opfer bringen in Frieden und Krieg. Wo aber dem Fürſten nur wenige Mächtige aus eignem Rechte mitberathend und mitbeſchließend zur Seite ſtehen und das Volk nur die fertigen Geſetze anzuhören und zu befolgen hat, da fallen die Mächtigen in Hoffahrt und Dünkel, dem Volke aber erſcheint da der Staat lediglich als etwas Jenſeitiges, Unerreichbares,

als eine rohe Naturgewalt, vor der er sich nur darum beugt, weil sie das Recht des Stärkeren hat. Daß der Meklenburger seinen Fürsten und sein Land von ganzer Seele liebt, das hat er bewiesen und wacker wie nur Einer gestritten für Deutschlands und Meklenburgs Befreiung vom Joche der Fremden; soll er aber auch Meklenburg als Staat lieben und stolz auf ihn sein, soll auch dem Meklenburger, der nicht zu den Landständen gehört, die Verfassung seines Landes als ein köstliches Kleinod erscheinen, so muß sie eine andere werden und Alle Theil an derselben haben und nehmen. Gott und der Staat sind die höchsten Ideen, deren der Mensch fähig ist, ja diese Ideen machen ihn erst zum Menschen und wer kein inniges Verhältniß zu beiden hat, ist nur ein vollkommeneres Thier und sein aufrechter Gang und sein himmelwärts gerichteter Blick sind ein Spott auf ihn. —

Wir schließen hiemit diese unsere frommen Verfassungswünsche. Ihre Erfüllung wäre die würdigste Feier des hundertjährigen Jubelfestes unseres landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs und das Jahrzehent bis dahin ist ein Zeitraum, weit genug, um auch das Größte in ihm zu vollbringen.

Die Grabalterthümer Meklenburgs.

Meklenburg hat gemeinschaftlich mit Pommern und dem eigentlichen Preußen das Schicksal gehabt, daß es unter den Ländern Europas am spätesten geschichtlich bekannt geworden ist. Andere Völker hatten entweder selber Schriftsteller, welche die Begebenheiten derselben aufzeichneten, oder sie kamen doch früher in feindlichen oder freundlichen Verkehr mit solchen Völkern; — aber unser Land hat keine solche schriftliche Denkmäler aus seiner Vorzeit, und da bei den Nachbaren derselbe Mangel war, so wußte man in ferneren Ländern höchstens den Namen des Volkes, welches unser Land bewohnte; um seine Geschichte bekümmerte man sich nicht. Alle unsere Nachbaren traten aber doch noch früher als wir den Völkern näher, bei denen sich Geschichtschreiber fanden; Sachsen, Dänemark, Schweden, ja selbst Polen und Rußland waren eher bekannt als das Land der Slaven von der Elbe und Trave bis über die Oder hinaus; unser Volk wird erst im Jahre 798 genannt, und zwar als Bundesgenossen Karls des Großen, da sie unter Anführung Thrasiko's über die holsteinischen Sachsen siegten. Aber bald wurde unsere Ge-

gend wieder vergessen und nur in einzelnen Kriegsbegebenheiten tauchte einmal der Name der Obotriten von Neuem auf, so daß eine fortlaufende Geschichte erst mit Gottschalk, etwa im Jahre 1032 beginnt; sie umfaßt also nur die letzten 800 Jahre.

In dieser Zeit finden wir nun unser Meklenburg von slavischen Völkern bewohnt, die aber erst seit dem 6ten Jahrhunderte hier sich angesiedelt hatten, da sie früher weiter östlich wohnten und die südlichen Ostseeländer sicher vorher von den Germanen inne gehabt waren. Doch auch die Germanen können wohl nicht als das erste Volk dieser Landstriche angesehen werden, schon deshalb nicht, weil alle Völkerzüge sich von Osten her über Europa ergossen haben, und doch westlich von den Deutschen schon ein geschichtlich früher mächtigeres Volk, das der Kelten, die Länder Europas inne hatte und mithin den Germanen vorausgegangen zu sein scheint.

Wer bürgt uns aber weiter dafür, daß das celtische Volk das erste gewesen sei, welches Besitz genommen von den menschenleeren Ländern? oder auf der andern Seite, daß es überall bis zur Ostsee gekommen sei?

Was nun schriftliche Denkmäler uns nicht berichten von den Bewohnern unseres Landes über 800 Jahre hinaus, darüber geben uns die Grabmäler einigen und allmählig immer gewisseren Aufschluß. Nach der Bestattungsart der Todten und dem Material der in den Gräbern enthaltenen Waffen, Geräthe und Schmucksachen unterscheiden sich bei

uns drei Hauptarten von Gräbern, wahrscheinlich drei ganz verschiedenen Völkern angehörend.

1. Die ältesten Gräber sind wohl die Hünengräber (nebst den Steinhäusern, Steinkisten, welche oft Opfersteine, Opferaltäre genannt werden), aus mächtigen aufrecht stehenden Granitblöcken (Tragsteine) in einem Viereck (Quadrat oder Oblongum) gebauet, über welche oft sehr große Steine als Decksteine gelegt sind. In der dazwischen angehäuften Erde finden sich, außer den Knochenüberresten der meistens verbrannten Todten, Urnen von grobkörniger Masse, aber Hämmer, Aexte, Keile, Meißel, Messer aus Stein, und hin und wieder etwas Bernsteinschmuck. — Oft haben diese Gräber noch an den Seiten einen Erdauwurf, so daß die Tragsteine nur theilweise hervorragen; bisweilen sind sie aber, besonders in Niederungen, fast mit Erde überschwemmt, so daß nur die Decksteine zu Tage liegen.
2. Die Regelgräber, fast halbkugelförmige Erdhügel, in denen sich Steinhügel oder Steinkisten finden, oft aber auch reine Steinhügel mit Erde durchmischt, bilden die zweite Art der Gräber. Die Todten wurden meist verbrannt, die Asche und Gebeine in Urnen gesammelt oder mit Steinen bedeckt. Das den Todten Mitgegebene zeugt hier aber schon von größerem Reichthume und einem ziemlich bedeutenden Grade der Bildung. Aus Bronze (etwa 87 Theilen Kupfer und 13 Theilen Zinn) sind angefertigt die schön geformten und gravirten Waffen (Schwerter, Dolche,

Lanzen, Frameen, Helme, Ringe für Arm, Hals, Kopf), Schmucksachen (Diademe, Fingerringe, Nadeln) und andere Geräthe (Büchsen, Gefäße, Hifthörner, Messer, Scheeren); — aber auch aus Gold finden sich diese Gegenstände, so wie auch Glas und Bernstein als Material der Schmucksachen vorkommen.

3. Die letzte Art von Gräbern sind die Wendengräber, auch schon Kirchhöfe genannt, weil sie als Begräbnißplätze in die historische Zeit hineinreichen und theilweise noch als solche den jetzigen Bewohnern bekannt sind. Doch die meisten sind völlig unbekannt, weil sie äußerlich nie auffallend hervortreten. Die Reste der verbrannten Leichen wurden nämlich in Urnen beigesetzt, mit Erde beschüttet, oft von wenigen Steinen umstellt, bisweilen mit kleinen Steinkreisen umgeben, und auch wohl mit flachen Steinen bedeckt; dabei stehen diese Urnen selten weit auseinander, oft dicht gedrängt, ja selbst über einander, und mit Erde nur 1—3 Fuß hoch bedeckt, so daß das Ganze eines solchen Kirchhofes in ebenen Gegenden nur als eine kleine Erhöhung erscheint, an hügeligen Stellen aber vollends unkenntlich ist, besonders wenn die oberen Steine weggeräumt sind. In den Urnen liegen zwischen den Knochen und der Asche die den Todten mitgegebenen Sachen. Das Material ist hier meistens Eisen, wenige Schmucksachen sind aus Kupfer; als edles Metall tritt das Silber auf, nie Gold. Perlen aus Glas werden häufiger, und der Bernstein bleibt zu Schmucksachen verarbeitet. —

Eben so gut als nach ihrer Bauart könnten aber die vorgedachten drei Arten von Gräbern auch nach dem in ihnen vorzugsweise angetroffenen Material benannt werden, je nachdem nämlich die Menschen in den Zeiten, aus welchen die Gräber stammen, sich entweder der Steine (besonders des sogenannten Feuersteins) oder der Bronze oder des Eisens zur Anfertigung von Waffen und anderem Geräth hauptsächlich bedienten, so daß also in dieser Beziehung Gräber der Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit zu unterscheiden sind. — Ob aber diese drei verschiedenen Arten von Gräbern auch drei verschiedenen Völkern und welchen sie angehören? Was hier zunächst die Gräber, in denen vorherrschend Eisen gefunden wird, die sogenannten Wendengräber, betrifft, so gehören sie sicher der letzten heidnischen Bevölkerung Meklenburgs an; dafür spricht die noch oft traditionelle Benennung: Kirchhöfe, ferner die Beobachtung, daß die Form der Geräthe sich der uns bereits bekannteren Kunstperiode der ersten christlichen Zeit unseres Landes nähert und endlich besonders der Umstand, daß die Eigenthümlichkeiten dieser Gräber sich nirgends anders finden als nur in den früher von Slaven oder Wenden bewohnten Ländern. — Die Waffen und Geräthe der Bronzezeit, in den Kegelgräbern, welche sich in der Form den römischen Alterthümern anschließen, verrathen eine ältere Kunstperiode; sie gehören also wohl ziemlich gewiß derjenigen germanischen oder deutschen Bevölkerung Meklenburgs an, welche den Wenden weichen mußte.

— Ob aber die Gräber der Steinzeit, die Hünengräber, der älteſten germaniſchen Zeit angehören oder einem celtiſchen oder vielleicht finniſchen Stamm, — darüber kann auch nicht einmal eine Vermuthung gewagt werden, weil die Gräber dieſer Art ſelber zu wenig darbieten und auch die ähnlichen Gräber anderer Länder noch nicht hinreichend erforſcht ſind, ſo daß uns alſo faſt alle Vergleichungspuncte fehlen. Um ihren Urſprung zu ermitteln, muß mithin noch viel geſammelt und geforſcht werden.

Alle dieſe vorgedachten drei Arten von Gräbern fanden ſich früher durch ganz Mecklenburg und wohl keine Feldmark war ohne dieſelben, da alle Gegenden auch früher bewohnt und zwar theilweiſe weit ſtärker bevölkert waren als jetzt; aber beſonders die beiden erſten Arten von Gräbern ſind an vielen Orten längſt verſchwunden, da ſie als den Ackerbau hindernd hinweggeräumt, oder um der zu Bauten geſuchten Steine willen zerſtört wurden; beſonders auf gutem Boden und von Gutspächtern wurde ihnen der Raum nicht gegönnt, dagegen findet man ſie noch häufiger auf unfruchtbarem Acker oder auf dem Felde von Bauerdörfern. Doch überall drohet ihnen baldiger Untergang: die Kunſtſtraßen erfordern eine große Maſſe von Steinen, die Bauten beſonders in den Städten werden in ihren Fundamenten dauerhafter durch ſtarke Steinmauern gemacht, — und überall bieten die alten Gräber dies Material am bequemſten dar.

Wenn nun dieſe Gräber zerſtört werden, ſo wirft man

gewöhnlich die darin enthaltenen Sachen weg, da ein Stück Kupfer und Eisen keinen sonderlichen Werth hat; auch werden die Urnen meist zertrümmert, oder aber man hebt auch wohl die Sachen eine Zeit lang auf, aber nach wenigen Jahren sind sie doch verloren; ja selbst förmliche kleinere Sammlungen von Privatleuten kommen selten auf den zweiten Erben. —

Kunstliebende und fromme Fürsten dachten jedoch schon frühe daran, die Grabalterthümer zu sammeln, es für eine Pietät achtend, dieselben vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Schon Herzog Heinrich V., der Friedfertige (1503—1552) richtete seine Aufmerksamkeit auf unsere Alterthümer und legte eine Sammlung von Graburnen an. Eben so war der Herzog Christian Ludwig (1747—1756) bemüht, Grabalterthümer zu sammeln und legte den Grund zu der jetzigen großherzoglichen Alterthümersammlung, welche von dem Großherzoge Friedrich Franz I. bedeutend vergrößert wurde, indem er selber Aufgrabungen vornehmen ließ, die gewonnenen Alterthümer mit Sorgfalt bewahrte und endlich darauf bedacht war, die vorzüglichsten Stücke der Sammlung abbilden und mit einem erklärenden Texte drucken zu lassen. Unter den Auspicien dieses erhabenen Fürsten bildete sich auch im Jahre 1835 der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, dem ein eignes Local auf dem großherzogl. Schlosse zu Schwerin durch seine fürstliche Munificenz zur Aufstellung der Alterthümer zugewiesen wurde; bei dem

vorseienden Schloßbau sind jetzt dieselben einstweilen nach der früheren Thierarzneischule gebracht, bis sie eine bleibende Stätte finden werden in dem künftigen Schweriner Museum, dessen Erbauung von dem jetzt regierenden Großherzoge, der nach seinem hochseligen Vater das Protectorat des Vereins übernommen hat, huldreichst verheißen ist. Mit der Sammlung des Vereins befindet sich in demselben Locale die von Ludwigslust nach Schwerin gebrachte großherzogl. Sammlung.

Verordnungen zum Schutze und zur Rettung der Grabalterthümer sind von den Großherzögen Friedrich Franz I. und Paul Friedrich erlassen, aber den wahren Schutz finden dieselben doch nur in dem Interesse, welches billig jeder Mecklenburger an der Geschichte seines Landes und also auch an allen Denkmälern desselben nehmen sollte.

Wer die Sammlungen, für deren Ordnung und Aufstellung der im Gebiete der Alterthumskunde so erfahrene und scharf sehende Archivar Lisch unermüdlich besorgt ist, nur einmal gesehen hat, wird nicht leugnen können, daß mit dem Anwachsen dieser Sammlungen die vaterländischen Geschichtsforscher durch sie zu immer umfassenderen und sichreren Schlüssen kommen werden, — wird aber auch die Ueberzeugung gewinnen, daß jede an sich noch so unbedeutende und unscheinbare Sache dieser Art, jeder Fund von anscheinend werthlosen Gegenständen, durch die Zusammenstellung mit anderen Sachen wirklichen Werth erhalte und nicht weggeworfen werden dürfe. Es ist die Sammlung aber noch

lange nicht abgeſchloſſen; jedes Jahr hat noch Neues geliefert, Altes vervollſtändigt, Unbekanntes der Erkenntniß näher gebracht. Wie viel iſt nicht aber wohl ſchon verloren gegangen und muthwillig zerſtört? Mehr gewiß, als die Sammlungen faſſen. Mögte daher Jeder, der etwas findet oder ſchon beſitzt aus der heidniſchen Vorzeit unſeres Landes, daſſelbe an eine der Sammlungen ſenden, und ſo das Seinige dazu beitragen, daß über die vorhiſtoriſche Zeit Meklenburgs mehr Licht gewonnen werde; — für werthvolle Gegenſtände wird von den Vorſtehern der Sammlungen gern der Werth bezahlt.

— — r. — — r.

Die Dammbeker Glocke zu Röbel.

Eine Volkssage.

In alter Zeit wurde der Kirche zu Röbel von frommen Leuten eine Glocke aus fernen Landen zugesandt. Aber noch waren die alten wendischen Götter des Landes nicht völlig überwunden, und Viele, obwohl äußerlich Christen, hielten es noch in ihrem Herzen mit den heidnischen Göttern. Allen diesen aber war das Läuten der Glocken in den Tod zuwider, da dieselben den Sieg des Christenthums laut und weithin allem Volk verkündeten; die heidnischen Götter und ihre Freunde sahen darin eine Verhöhnung ihrer Macht. Daher suchten sie allewege, den Glocken durch Bann und Zauber zu schaden, und auch bei der Röbelschen Glocke glückte es ihnen, sie in ihre Macht zu bekommen; denn nachdem die Glocke glücklich bis in die Nähe von Röbel, bis zum See bei Dammbek, gekommen war, gerieth sie in die Macht der bösen Wesen und versank in die Tiefe des Sees. Doch bei allem Zauber bleibt dem Christenmenschen noch immer ein Loch offen, denn kein Zauber gilt für immer, sondern er hat auch seine schwachen Seiten, bei denen man ihn fassen und lösen mag. So war es auch bei der Röbelschen Glocke. Alle

Jahre am Johannistage mußte der Zauber der Glocke eine Freistunde geben, und sie kam dann hinauf aus der Tiefe in das Tageslicht und schwamm Mittags zwischen Zwölf und Eins eben auf dem Wasser, sich schaukelnd im warmen Sonnenstrahl und weithin ihre Töne sendend. Die Röbel'schen gaben sich wohl alle erdenkliche Mühe, in den Besitz der Glocke zu kommen; doch alle Müh' und Arbeit wollte nichts helfen, und die Glocke mußte stets, nachdem ihr lieblicher Tanz und Sang eine Stunde gedauert, zurück in die kalte, grundlose Tiefe, mochte sie auch noch so herzbrechende Töne ausstoßen beim Sinken. Längst hatte man zu Röbel alle Hoffnung aufgegeben, den Zauber zu lösen und die Glocke heimzuführen in ihren Stuhl; so waren Jahre auf Jahre verflossen und Niemand mogte mehr am Tage der Glocke nach Dammbek hinaus, um Jagd auf sie zu machen. — Da geschah es, daß an einem wunderherrlichen Johannistage kleine unschuldige Mädchen am Ufer des Dammbeker Sees ihre Spiele trieben und ihre Schürzen in dem klaren Wasser wuschen. Und die Glocke kam aus der Tiefe hervor, glänzend im hellen Sonnenlichte und lieblich tönend, und als sie in ihrem Tanze nahe ans Ufer schwamm, deckte eines der Mädchen ihre kleine Schürze über die Glocke. Sogleich stand diese regungslos still, — das Kind hatte den Zauber gelöst. — Bald gelangte diese Kunde nach Röbel, und Alle eilten hinaus und fanden, wie die Kinder es erzählt, die Glocke am Ufer stehen. Die zwölf schönsten und stärksten Pferde

wurden nun ausgewählt, um die Glocke nach der Stadt zu holen, und ein erfahrner Fuhrmann sollte das Ganze leiten. Das Aufheben und Aufladen der Glocke ging auch glücklich von Statten, ob sie gleich groß und schwer war; Jedermann jubelte schon; doch als der Fuhrmann loshieb auf die Pferde mit den Worten: „All to glik, de Klok sall gan föär de Rik“, und die Pferde anzogen, da zerrissen alle die neuen Stränge, als wären's Zwirnsfäden. Man holte andere Stränge, aber Alles vergeblich: der Wagen mit der Glocke blieb wie festgewurzelt auf demselben Fleck und rippelt' und rührt' sich nicht, mochte man auch machen was man wollte. Unverrichteter Sache kehrte man nach Röbel zurück. Da erbot sich ein alter Mann, welcher als Ackerbürger sich kärglich nährte, die Glocke mit seinen vier magern Ochsen zur Stadt zu holen. Freilich spotteten sie seiner, indessen die Erlaubniß dazu konnte man ihm ja gern ertheilen. Sobald der Alte mit seinen Ochsen bei dem Wagen mit der Glocke angekommen war und sie angespannt hatte, rief er: „All to glik, föär Arm unn Rik“, — und siehe da, die Ochsen zogen leicht den Wagen fort und brachten die Glocke ohne Anstrengung nach Röbel, unter dem lauten Freudenrufe des Volks und noch heutiges Tages hat diese Glocke den schönsten Klang von allen Glocken des Landes und läßt ihn weithin hören „für **Arme** und Reiche.“

— — e.

— — r.

De Watemänn.

Bie Slaat, nich wiet von Parchen, flütt 'n Wate un dat Wate is deip. Eins 's Awens güng de Paſter unne de hoogen Eiken an de Eld up un daal ſpazieren. De Sünn was all unnegaan un dat füng all an düſte to waren. Da reep't ut'n Wate ganz dump: „De Stunn' iſt doa, äweſt de Knaaw noch nich!„ As de Paſter dit hüürt, kreeg hei fort Bein un maakt, dat he na't Dörp keem. As hei all an'n Tuun wier, keem 'n ſmucken Jung anlopen. „Wuahenn, mien Söön, wuahenn ſo ilig?“ — Na 're Eld, ſär dat Kind drieſt, ick will Snicken un Muſcheln ſäuken? — „Nich doch“, ſär de vöaſichtig Mann, „hia heſt 'n Schilling, mien Kind; gaa henn un haal mie mien Biewel.“ De Jung leep henn. As de Paſter bie'n Kraug vöaäwe güng, keem de Knaaw mit de Biewel all werre terügg un woll nu na'n Wate daal. „Nich doch“, ſär de Paſter, „du büſt döſtig, du heſt ſo lopen; du faſt ieſt drinken. Leiw Kräuga, ein Glas Bier vöa den lütten Jung!“ — He drünk, — un feel doot daal. De Stunn' was doa un de Knaaw ook!

Wir entlehnen die vorſtehende Volksſage aus Firmenich's Sammlung der deutſchen Mundarten, unter dem Titel „Germaniens Völkerſtimmen“, einem Nationalwerke, wel-

ches gerade wegen unserer staatlichen Zerrissenheit den allgemeinsten Anklang finden mußte, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Dieses Sammelwerk, welches uns erst den ganzen unermeßlichen Reichthum des deutschen Sprachstammes überschauen und uns erst einigermaßen uns zurechtfinden läßt in dem gewaltigen Dom unseres Sprachbaues, gibt pag. 67—83 mehrere Proben der mecklenburgischen Mundart; die letzte derselben ruft auch: Old-Meklenborg for ever! aber freilich in anderer Weise als Hoffmann von Fallersleben pag. 1 unseres Buchs. Dieser, jetzt aber wohl ziemlich ausgedient habende Spruch der mecklenburgischen Selbstzufriedenheit lautet:

Uns' Meklenborg, dat geiht beamit!
Ick wullt' süss ook nich glöben:
Nu hew't mit mennig suan'n Tritt
Mißt Lüar un Land dörchstöben;
Dea seh't denn nu ganz apenboa
'T is uppe Welt nich mia so rea
As bi uns Meklenbörga. —

Ich muß noch bemerken, daß ich bei der Rechtschreibung der einzelnen plattdeutschen Wörter — meiner eignen gefolgt bin; wir wollen hoffen, daß bald eine allgemein anerkannte, streng durchgeführte Rechtschreibung unseres Plattdeutsch solche Willkür verbietet. Vielleicht, daß Pastor Ritter-Vietlübbe, der für den folgenden Jahrgaug die Fortsetzung seiner in dem vorigen befindlichen Abhandlung: „Unsere plattdeutsche Sprache“ versprochen hat, in dieser Beziehung maßgebend wird.

Jenny Lind und die grüne Flanelljacke.

Eine romantiſche Epiſode aus dem 18ten Lebensjahre der ſchwediſchen Nachtigall. Der Schauplatz iſt Streit's Hôtel Nr. 5.

(Von Rector Reinhard zu Boizenburg.)

Vorrede.

Eine prächtige Herbſtſonne vergoldete den Stintfang und verklärte mit ihren Purpurgluthen die königl. hannöverſchen Nebelwolken — — — —

Uebrigens ſoll die obige Ueberſchrift weiter nichts ſein, als eine Maske, um das Auge des Cenſors abzulenken von den Dingen, die da kommen ſollen. Artikel über die Lind und ähnliche Herrlichkeiten müſſen nämlich einem Cenſormagen ſchon längſt zum Ueberdruß geworden ſein; um ſo mehr, da es in ſolchen Artikeln gewöhnlich nichts zu ſtreichen gibt, und doch bekanntlich ein Cenſor ohne Strich ſich immer ſehr unbehaglich fühlt. Das Gefühl, einen Cenſor überliſtet zu haben, gehört aber zu den größten Delicateſſen, die in Deutſchland zu haben ſind. Außerdem iſt ein kleiner Betrug von beſagter Qualität eben ſo erlaubt, wie im Pferdehandel ein großer. Endlich gewinnt mein Artikel dadurch, daß er in-

cognito reist, einen gewissen Anflug von Durchlauchtigkeit, was schon im Voraus bei dem Leser Respect erwecken muß. Und hiemit sei denn die Vorrede geschlossen und das eigentliche Opus kann beginnen. —

Erstes Capitel.

Die liebe Gewohnheit hat uns dahin geführt, daß wir uns manche Dinge gar nicht mehr als von einander getrennt vorstellen können. Ludwig XIV. ohne Galla und Staatsperrücke ist uns ein Unsinn; — ein wesentliches Attribut Friedrich's des Großen ist der Krückstock; — Irland und Daniel O'Connel sind ein einziger Begriff geworden, sowie Itzstein und Hecker. Was ist Wieland ohne Sammtkäppel? Blücher ohne Schnurrbart? Jean Paul ohne Pudel? Romeo ohne Julie? — Bei dem bloßen Namen Berlin denken wir unwillkürlich an Wanzen und an die Evangelische Kirchenzeitung, an Uniformen und an Conditoreien und an Staub und Sand. Eben so sind wir Deutsche gewohnt, Presse und Censuren uns als ein unauflösliches Compagnie-Geschäft zu denken; obgleich diese Verbindung keineswegs eine nothwendige und lebenslängliche ist. Die Verbindung zwischen Presse und Censur ist höchstens in dem Maaße eine natürliche zu nennen, als Engländer und Spleen, Straßenpflaster und Hühneraugen sich auch gern zu einander zu gesellen pflegen, und dies auch zuweilen die Faust und das Auge thun.

Zweites Capitel.

Die Censur ist ein Apfel, der nicht weit vom Stamm gefallen ist. Die Weisheitsgöttin Minerva sprang bekanntlich aus dem Haupte des Olympischen Jupiters; — die Dummheitsgöttin, die Censur, kroch aus dem Kopfe des Vaticanischen Jupiters, Sr. Heiligkeit des Unheiligsten unter den Päpsten, Alexanders VI. Man muß gestehen, das Kind macht dem Herrn Vater alle mögliche Ehre; und an der Ebenbürtigkeit des Kindes darf nicht im Geringsten gezweifelt werden.

Die alte heidnische Roma unterwarf sich die Welt durch das siegreiche Schwert ihrer Legionen; das römisch-katholische Rom inficirte die Welt mit dem schleichenden Gifte der Censur. Heidnisches und christliches Rom verhalten sich in dieser Beziehung zu einander, wie Räuber und Gauner, wie Löwe und Katze.

Drittes Capitel.

Was haben nicht Dichter schon Alles besungen, zumal Hofpoeten! — Man will es überhaupt den Herren Poeten nachsagen, daß sie der Gewalt gegenüber gar leicht in die Rolle eines gehorsamen Dieners fallen und den Takt ihres Saitenspiels nach den Schritten und Tritten der Machthaber einrichten. Es kann sein, daß die Dichter bei dem vielen Schöpfen aus dem Kastalischen Quell und bei dem ewigen Suchen nach Blumen, den krummen Rücken sich angewöhnt

haben. So weit iſt indeſſen bis zur letzten Michaelismeſſe noch kein Dichter gegangen, daß er eine Ode oder Hymne auf die Cenſur angeſtimmt hätte. Eine ſolche Ode oder Hymne würde ſich auch nicht anders ausnehmen, als das bekannte Ständchen im „Langen Iſrael". — Kein Dichter hat bis jetzt die Cenſur beſungen. Die Sache iſt ſo gleichgültig nicht, wie ſie ſcheint. Börne findet für Frankreich den Umſtand ſehr wichtig, daß ſeit jenen ewig denkwürdigen Julitagen der vielelle Sänger Pierre Jean Béranger kein Lied angeſchlagen hat.

Ob irgendwo ſchon eine Predigt zum Lobe der Cenſur gehalten iſt, weiß ich nicht. Ueber den Nutzen der Gensd'armerie hat man bereits eine Predigt, und zwar bei Gelegenheit des Textes vom barmherzigen Samariter. Denn, hat er geſagt, hätte es in jenen Olims-Zeiten Gensd'armen gegeben, ſo könnte ein ſo raubmörderiſcher Anfall nicht füglich arrivirt ſein.

Viertes Capitel.

Hat denn die Cenſur gar keine Vertheidiger? Allerdings hat ſie deren. Aber man findet ſie weniger auf dem offnen Markte und im hellen, luſtigen Sonnenſchein des Lebens, als in den politiſchen Krankenſtuben, z. B. in Leipzig. Wir wollen nun, den Atheniſchen Richtern gleichend, welche auch Sklaven zu Worte ließen, bei Gelegenheit hören, was jene Vertheidiger vorbringen.

Fünftes Capitel.

Zuerſt aber müſſen wir billig fragen: Was iſt die Cenſur denn eigentlich? Eigentlich iſt ſie alles Mögliche. Sie iſt z. B. eine Douanen-Linie, die nur officielle Artikel paſſiren läßt; — ſie iſt eine literariſche Krump-Anſtalt; — ſie iſt die Gouvernante des Preßbengels. — Ein Cenſor bekleidet nebenher das Amt eines Schächters und unterſucht wohlweislich alles Fleiſch, bevor es auf den Tiſch kommt, ob daſſelbe auch koſcher iſt; — ein Cenſor iſt ein umgekehrter Dieffenbach, indem dieſer unſer berühmte Landsmann nur die kranken Stellen wegſchneidet; — ein Cenſor iſt ein altes Weib, das ſympathetiſche Curen treibt, nämlich die vielgelobte Cur des Streichens.

Sechstes Capitel.

In einem großen Irrthume ſind die Herren Advokaten der Cenſur befangen, wenn ſie meinen, daß ihre Frau Clientin wirklich im Stande ſei, ihre Miſſion als Aufſeherin der Preſſe zu erfüllen.

Ein Cenſor müßte ein Univerſalgenie ſein und hunderttauſend Fühlhörner haben, wenn er jedesmal über den ihm vorgelegten Stoff eine ſouveraine Herrſchaft ausüben wollte. Es iſt zu verwundern, daß man nicht ſchon längſt eine eigne Facultät für künftige Cenſoren geſtiftet hat. Wie leicht kann es nicht geſchehen, daß der Schriftſteller in geiſtiger Hinſicht hoch über den Cenſor ſteht. Mit dem Imp. hat gewiß ſchon

mancher Censor ein abbrevirtes Attest seiner eignen geistigen Impotenz unterschrieben. Es ist spaßhaft zu denken, wie die Herren von der Berliner Censorengilde daran gegangen sein mögen, um ein neues Werk Hegels ihrer wohlweisen Revision zu unterwerfen; und wie die Herrn an diesem Finsteraarhorn der Philosophie emporgeklettert sein mögen, um selbigen mit der Berliner Elle auszumessen.

Es müßte ein Gaudium für die seligen Götter sein, wenn jener Stern, welcher Shakesspeare heißt, noch einmal am Himmel aufgehn und die Sonnenbahn seines Ruhmes von Neuem beginnen wollte, etwa in München oder Charlottenburg. — Das könnte ein hübsches Seitenstück abgeben zu Moses Mendelssohn, dem großen Philosophen, und zu dessen Lehrprincipal, dem großen Dummkopf. — Ein Dichter in der Hand eines Censoren ist wie ein Pfauenauge in der Hand eines Grobschmiedes, und wie die Kreise und Figuren des Archimedes unter den Fußtritten des Römischen Kriegsknechts. —

Die meisten Censoren sind alte ausgeschliffene Geschäftsmänner, und treiben das Censiren so nebenher als Liebhaberei und Privatvergnügen, wie Friedrich der Große das Flötenspiel, Kaiser Domitianus das Fliegenfangen, König Jacob I. das Lateinsprechen, Spinoza das Beobachten der Spinnen, Klopstock das Schlittschuhlaufen, Lessing das Landsknechtspiel.

Siebtes Capitel.

Mit welchem Maaße will ein Censor wissenschaftliche Werke messen? — Gibt es einen Desemer, an welchem die Resultate philosophischer Forschung gewogen werden können? — „Aber, sagt ihr, die Censur hat nicht sowohl die Wissenschaft zu überwachen, als das Leben und die Besprechung der Gegenwart.“ Um euch zu antworten, muß ich ein eignes Capitel anfangen.

Achtes Capitel.

Für Dreierlei danke man den Göttern:

1. daß man ein Mensch ist und kein Kameel;
2. daß man ein Europäer ist und kein Russe;
3. daß man *nach* 1789, und nicht vor benanntem Jahre zur Welt gekommen ist.

Seit dem Jahre 1789 hat die Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben immer mehr aufgehört. In früheren Zeiten war die Wissenschaft das Privilegium einer Kaste; das Reich der Wissenschaft war in den Stuben; ihr Thron stand neben dem Ofen; — das Diadem um ihre königliche Stirn hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem krausen Rand einer baumwollenen Schlafmütze. Die Stubengelehrten sind höchstens noch in einem Antiquitäten- und Raritäten-Cabinet an ihrem Platz. In unsern Tagen hat die strenge Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben aufgehört; das Leben selbst ist eine Wissenschaft und freie Kunst geworden.

Wie will nun die Cenſur die Beſprechung der Gegenwart überwachen? die Tagespreſſe? die Journaliſtik? die Kritik? Nichts leichter wie dieſes, ſagt ihr. Die Cenſur weiſt den mißliebigen Schriftſteller ab. Ihre Mittel erlauben ihr das. Gut! Nun aber läßt der zu Hauſe abgewieſene Schriftſteller auswärts drucken. Dieſen Satz könnte ich mit 101 Thatſachen belegen; es mag indeſſen an zweien genug ſein.

Als in dieſem laufenden Jahre einer freimüthigen Abhandlung unſers Herrn Dr. Schnelle vom freimüthigen Abendblatt *) die Aufnahme verſagt worden war, erſchien die nämliche Abhandlung von Wandsbeck aus.

Unſer Landsmann, Herr Karl Nauwerk, dem eine Recenſion über das Buch eines obſcuren Pommerſchen Junkers vom Cenſor der Rheiniſchen Zeitung geſtrichen war, ließ dieſelbe Recenſion mit Haut und Haar aus der Schweiz erſcheinen.

Neuntes Capitel.

Ein andrer Ausweg: Der Schriftſteller verlängert den Faden ſeines Stoffes bis zu 21 Bogen.

Wie viel von dem Raber'ſchen Buche wohl zu Raum gekommen wäre, wenn der Doctor es in einzelnen Abendblattsportionen dem Leſer hätte vorſetzen laſſen? — Aus dem ſtarken und ſcharfen Schwerte wäre wahrſcheinlich ein Ding geworden, das höchſtens zu den Functionen eines Käſemeſſers hätte brauchbar ſein mögen.

*) Auch von dem Wächter Roſtock'ſcher Cenſur. A. d. H.

Zehntes Capitel.

„Aber wie nun, wenn das Buch verboten wird?“ sprecht ihr mit einem gewissen triumphirenden Lächeln und macht ein Gesicht gerade so wie Scipio auf den Trümmern von Carthago.

Erlaubt mir eine Frage: Wie alt seid ihr eigentlich schon? — Ihr scheint mir noch nicht recht Bescheid in der Welt zu wissen. Was wirken denn Bücherverbote? — Unglaubliches mag durch sie erreicht werden; nur eins nicht, nämlich ihr Zweck.

Der Reiz der verbotenen Frucht ist in diesem Jahre 5607 nach Erschaffung der Welt noch eben so stark, als er Anno Tobak an unsrer lieben Frau Mutter Eva sich bewährte.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland eben so wohl wie Rom einen dicken Katalog verbotener Bücher hätte anlegen können. Das Papier der verbotenen Bücher würde zu einem Sonnenschirm ausgereicht haben, unter welchem 39 Millionen Deutsche hätten im Schatten sitzen können.

Man ist von den Bücherverboten so ziemlich zurückgekommen; vielleicht hat man das Zweckwidrige dieser Maaßregel eingesehen. Jean Paul bemerkt in dieser Hinsicht eben so geistreich als treffend:

„Eine Schrift gewinnt durch die Verbannung in den Buchladen des Verlegers in kurzer Zeit mehr Ruhm, als in einer längern durch den Zulaß eines freien Umlaufs. So soll ein junges Füllen durch Einsperren in den Stall in

einem Jahre mehr Luder auf den Leib bekommen, als in zweien durch die Weide auf der Wieſe."

Der Reiz nach verbotenen Büchern iſt bei Vielen ſo ſtark, daß ſie dieſelben leſen, nicht quoique, ſondern parceque.

Elftes Capitel.

Und was bewirkt denn alles Streichen und Ausmerzen?

Es war eine trödelhafte Zeit, als die Cenſurlücken in den Büchern noch durch weiße Stellen, oder durch Gedankenſtriche angedeutet werden durften. Dieſe langen Gedankenſtriche nahmen ſich aus wie Leichenſteine auf den Gräbern erſchlagener Gedanken, die gefallen waren, weil ſie nicht gefallen hatten. Es war damals ganz unheimlich in Deutſchland; allenthalben gingen die todten Geiſteskinder um und ſpukten.

Was bewirken alle Cenſurſtriche?

Sehr häufig werden die ausgemerzten Stellen bei anderer Gelegenheit doch an den Mann gebracht. Man klebt eine andre Etikette an die verſchmähte Flaſche und präſentirt den nämlichen Wein zum zweiten Mal. Man macht es wie der ſehr vortreffliche Komiker Louis Schneider, der ein halbes Dutzendmal die Bühne verläßt und im nächſten Augenblicke wieder erſcheint, jedesmal ein anderer, und doch immer der nämliche Louis Schneider.

Oft auch werden geſtrichene und condemnirte Stellen in einem beſondern Abdruck, dem gerührten Publicum vor die

Augen geführt; und bei der Gelegenheit wird nicht selten die ganze saubere Geschichte eines Preßprocesses und der ganze Liebesbriefwechsel mit den Censur- und Polizei-Behörden zum Besten gegeben. Bünsow in Kiel weiß das.

Das ist nicht recht, sagt ihr. Ich gebe euch allenfalls zu, daß es polizeiwidrig ist. Wer kann wider die Elemente? Liebt nicht jeder Vater seine Kinder? Selbst wenn der Vater ein Eisbär ist? — Und wißt ihr denn nicht, daß ein Schriftsteller Vater und Mutter in einer Person ist?

Zwölftes Capitel.

Was nutzt alle Strenge der Censur?

Der Despotismus verrichtet, ohne daß er's will, Ammendienste bei der Schlauheit. Kein Land hat so barbarische Strafen, wie Rußland, und in keinem Lande wird so viel gemaust und gediebt und geschmuggelt, wie in Rußland.

Der Schriftsteller fürchtet das Argusauge des Censors. Nun spricht er nicht geradezu, sondern in Winken, Andeutungen, Gedankenstrichen. Zeitungsleser zumal lernen wie spielend die wichtige Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Diese Kunst hat sich bereits zu einer bedeutenden Blüthe entwickelt; und der Preis für die Zeitungen müßte mindestens um ein Drittel erhöht werden, weil der kundige Leser mindestens ein Drittel mehr herausliest, als eigentlich gedruckt da steht.

Oder wer will dem Schriftsteller wehren, all sein

Sehnen, all sein Denken einer andern Person in den Mund zu legen? Güldne Freiheit der dramatischen Dichter!

Oder es wird übersetzt. Die Werke der freien Franzosen und Engländer werden auf den deutschen Markt gebracht. Der Leser fängt an zu vergleichen, zu combiniren, Schlüsse zu ziehn.

Oder man sucht den Schutz, den Menschen versagen, bei den Thieren; man flüchtet sich in die Thierwelt hinein, und wirft den bittern Wahrheiten der Gegenwart das lustige Gewand der Fabel um.

Oder endlich der aus der Feder verjagte und unstät umherirrende Gedanke flüchtet sich in den Pinsel hinein. Wahrheit in Bildern wirkt mächtig, weil sie gewöhnlich noch einen Begleiter mitbringt, der überall willkommen ist, das ist der schalkhafte Witz, der lachende Humor.

Dreizehntes Capitel.

„Was sollte wohl, sprecht ihr ganz ernsthaft weiter, was sollte wohl aus dem Staat, aus der bestehenden Ordnung, aus Gesetz, Zucht, Sitte, Moral, Religion werden, wenn auf einmal die Presse freigegeben würde? — Hu! Aufruhr, Umsturz, Frechheit, Gottlosigkeit an allen Ecken und Kanten!“ —

Kennt ihr ein Ding, mit Namen Gesetz? Wißt ihr, was ein Preßgesetz ist? Wir hassen die Censur aus keinem andern Grunde, als weil wir die Willkür hassen.

Fragt euch ferner: Iſt denn der Staat etwas Fertiges? Iſt er nicht vielmehr Etwas, das aus einem Entwicklungsproceß in den andern übergeht? — Hat nicht jeder mit geſundem Hirn verſehene Menſch die Pflicht und das Recht, über die Angelegenheiten ſeiner Zeit nachzudenken? — Und wenn er nachdenken darf, ſo darf er auch reden; — und wenn er im Allgemeinen reden darf, ſo darf er auch Schwarz auf Weiß reden.

Rotteck (Allgem. Geſchichte Bd. VI. Cap. 3. §. 8) ſagt das mit viel beſſern Worten:

„Was die Zunge dem Gedanken, daß iſt die Preſſe dem Wort. Wer will die Zunge nöthigen, daß ſie um Erlaubniß bitte für das Wort, welches ſie ſpreche? — oder dem Geiſt verbieten, daß er Gedanken erzeuge? — Was Anderes ſoll frei und heilig ſein, wenn nicht die Preſſe?“ —

Zeigt uns, ihr ſeid ja doch ſonſt ſo klug, eine andere Brücke zu den Köpfen und Herzen unſrer Mitbürger, wenn es die Preſſe nicht ſein ſoll.

Aber ihr wollt nur nicht mit der Sprache heraus: ihr möchtet gern das Denken überhaupt verbieten. Ihr kennt auch keine Staatsbürger, ſondern nur Unterthanen und Rothſaſſen; — für euch iſt jedes Geſetz ein Ukas; — ihr verpönt jede Frage, die ſich auf Warum? reimt; — ihr erlaubt bloß die eine Frage: Wie viel? — denn, ſagt ihr, an dieſer Frage hat jeder Contributionspflichtige ſein reichliches Auskommen. — Mit der ganzen Aufrichtigkeit eures lieb-

reichen Herzens gönnt und wünscht ihr uns jene Preßfreiheit, die schon lange in der Türkei gegolten hat; sintemal dort zu Lande jeder nur erſinnliche Druck von Rechts wegen erlaubt ist. Geht, Kinder, und waſcht euch, daß ihr den Juftengeruch los werdet.

Vierzehntes Capitel.

Uebrigens finde ich es sonderbar, daß ihr nicht schon längst mit eurem alten beliebten Kunstkniff zum Vorschein gekommen seid, nämlich mit dem Kunstkniff, auf solche Länder hinzuweisen, in welchen die Preßfreiheit eine Wahrheit geworden ist. Da muß vor allen Dingen Frankreich, das gottlose, attentäterische Frankreich herhalten. Alle schwere Noth der Zeit und alle Noth der schweren Zeit wird alsdann flugs aus der Preßfreiheit hergeleitet. — Seltner beruft man sich auf England. Denn es ist freilich einerseits bekannt, daß die englische Presse frei ist, und zwar sehr frei; — auf der anderen Seite aber müssen die Censurliebhaber auch zugestehn, daß kein Volk sich freudiger unter die Herrschaft, man kann sagen, unter den Pantoffel seines Gesetzes stellt, als das englische Volk. Ha, dieses schwere Kaliber, das in englischen Zeitungen gegen die Großwürdenträger des Reichs gerichtet wird!

Hat nicht Anno 1829 das Morning-Journal den Herzog von Wellington, den Helden von Waterloo, das militairische Idol aller Höfe Europas, den Favoritminister Georgs IV.,

dermaßen heruntergehunzt, daß es sehr die Frage ist, ob hinterher ein Hund von dem ehrenwerthen Herzog wieder Brod angenommen hat.

Mit Nord-Amerika darf man wohl nicht kommen; denn das ist eigentlich gar kein Staat, sondern eine Republik. Seit Jahren schon schreien die Eulen, daß der Freistaat Amerika eines baldigen Todes jämmerlich wird sterben müssen.

Funfzehntes Capitel.

Das Bestehen eines Staates ist also mit der Preßfreiheit sehr wohl verträglich. Wie aber verhält es sich mit Zucht und Sitte und Ehrbarkeit? —

Die ehrbarste, sittsamste, keuscheste Nation Europas, die normännische, hat Preßfreiheit.

Die Censur, als Schirmvogtin der Sittsamkeit, kommt mir gerade so vor wie eine leibliche Schwester von jenem bekannten Gärtner, Namens Beck.

Man werfe nur einen Blick in die Ritter-, Räuber- und Liebes-Romane, und wie der Schund sonst heißt, der dem Volke um 2 Schillinge pr. Woche feil ist, und abonnementsweise bedeutend billiger. Jene Bücher scheinen geflissentlich darauf berechnet zu sein, unsern jungen Anwuchs methodisch zu verderben und in das sittliche Fundament den Schwamm zu bringen. Und alle jene Bücher, die dem Lesehunger einen Fraß bieten, der nur Hundeseelen munden kann, seht, sie sind mit Erlaubniß einer hochzuverehrenden Censurbehörde gedruckt.

Und soll die Censur wirklich die Sittlichkeit befördern helfen, warum drückt sie bei gewissen Gelegenheiten beide Augen zu und läßt die niederträchtigsten Schmeicheleien und andre grobe Injurien ungehindert passiren?

Sechszehntes Capitel.

Neben sonstigen Functionen bekleidet unsre würdige Matrone auch noch das Amt einer Kirchendienerin und stellt sich als Schweizergarde vor den Tempeln auf, damit diese nicht umgerissen werden. Die Censur hat das Protectorat über die Dogmen übernommen. Bei diesem Geschäft ist sie in jüngster Zeit oft mächtig ins Gedränge gekommen. Jedoch scheint sie auf diesem Felde so ziemlich das Princip der Nicht-Intervention zu dem ihrigen machen zu wollen. Oder sie ist auch blind und ahnt die Consequenzen nicht, die aus den demantscharfen und demantklaren Sätze eines Ludwig Feuerbach und Friedrich Feuerbach sich herleiten lassen. Anderseits aber läßt sie auch die entgegengesetzte Partei zu Wort kommen, und sieht geduldig zu, wenn das Land mit jenen frommen Tractätlein überschwemmt wird, deren vorzüglichster Werth nun gerade nicht in der Vernünftigkeit ihres Inhalts besteht. Denn diese Tractätlein sind unter den Erbauungsbüchern ungefähr das, was die Sperlinge unter den Singvögeln, die Zoten unter den Mützen, die Rechenpfennige unter den Ducaten. —

Siebzehntes Capitel.

„Nun, wenn ihr denn durchaus nicht anders leben könnt, so möge bald einmal ein Verſuch mit der Preßfreiheit angeſtellt werden. Aber langſam! — Alles muß ſich hiſtoriſch entwickeln. — Wir lieben ja auch den Fortſchritt.“

Allerdings liebt ihr den Fortſchritt; aber ihr haßt die Bewegung. Alles muß ſich hiſtoriſch entwickeln! — O ſonderbare Naturerſcheinung, daß ein Verſprechen und eine feierliche Zuſage ſich recht ſchnell hiſtoriſch entwickeln können, die Erfüllung des Verſprechens aber deſto langſamer.

Achtzehntes Capitel.

Es iſt indeſſen damit nicht genug, daß die Cenſur bei Weitem das nicht leiſtet, was ſie als literariſche Polizei-Anſtalt leiſten ſoll; ſie hat dieſem negativen Pol gegenüber auch einen poſitiven, das iſt der offenbare Schade, den ſie anrichtet.

Wo nicht getadelt werden darf, da nimmt das Lob leicht einen Beigeſchmack von Schmeichelei an.

Die ſogenannten officiellen Artikel, die Pflegekinder der ſogenannten guten Preſſe, haben überall nur geringen Credit. Der denkende Leſer lieſt nicht anders, als mit dem kritiſchen Maaßſtab in der Hand. Die Kritik gleicht einer accuraten Hausfrau alten Stils, die Nichts annimmt, ohne es vorher wohlbedächtig nachgemeſſen und nachgewogen zu haben.

Wenn nun vollends erſt über manche Dinge und Begebenheiten ein ſtrenges Stillſchweigen anbefohlen wird, ſo richtet man damit noch weniger aus. — Der Befehl eines ſolchen Stillſchweigens kann unter Umſtänden den Character der Großartigkeit an ſich tragen; man vergleiche den Befehl des Römiſchen Senats, als er bei Lebensſtrafe jedes ſterbende Wort über das Unglück bei Cannae unterſagte. In Deutſchland aber ſind es meiſtentheils Scandalosa, die man durch derartige Befehle einer ſchnellen Vergeſſenheit zu übergeben meint. Mit Nichten! — Denn in Deutſchland läuft ſchon längſt neben jeder gedruckten, eine mündliche Tradition einher, die nicht unter Cenſur ſteht. Die mündliche Tradition verhält ſich oft zur gedruckten, wie ein Druckfehlerverzeichniß zum Buch; — ſie fährt per Dampf und damit genug.

Schuldenſtand.

der landesherrlichen und ſtändiſchen Caſſen des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin.

Im vorigen Jahrgange hatten wir einen Artikel mit der Ueberſchrift: Unſer Budget. Ja, Meklenburg hat ein Budget — gehabt, und ſo mager es auch war und dürftig, der Meklenburger war ſtolz darauf und hatte wieder Vertrauen zum Staat und glaubte, daß man ihn nun peu à peu zum Staatsbürger avanciren laſſen und ihn erlöſen wolle aus dem Hinterſaſſenthum der Ritter und Bürgermeiſter. Aber Heſſen und Harren macht Manchen zum Narren. Der Staatskalender von 1811 hatte das Staatsbudget gebracht, der von 1815 ließ es ſtillſchweigend wieder weg. Unbegreiflich! Warum reizte man denn den Heißhunger nach Oeffentlichkeit durch Mittheilung des Budgets im Staatskalender 1811 noch mehr, wenn man ihn nicht regelmäßig befriedigen wollte?! Wenn man auf dieſen Rückſchritt hinblickt und daneben lieſt, wie unſere Herren Stände von den Budgets der Städte ſagen: „Dieſe Anordnung habe keinen reellen Nutzen und könne in mancher Beziehung ſehr nachtheilig werden, abgeſehen davon, daß das dadurch ſtatuirte Princip der Oeffentlichkeit

auch zu weiteren derartigen Ansprüchen nach oben hinauf hinführen müsse," — so muß man die Oeffentlichkeit in Meklenburg für eine Unmöglichkeit erklären. Und schon hat jener Rückschritt andere nach sich gezogen: die Städte Rostock, Schwerin und Güstrow hatten auch angefangen, ihre Budgets durch die öffentlichen Blätter bekannt zu machen, haben aber diese Veröffentlichung, nach dem Vorgange des Staatskalenders, wieder eingestellt. Unsere einzige Hoffnung in dieser Beziehung beruht noch auf den bürgerlichen Rittern, und wir bitten dieselben hiedurch inständigst, einen Antrag dahin zu stellen, daß die Ständeversammlung bei beiden Landesherren um die Veröffentlichung eines speciellen und motivirten jährlichen Budgets petitionire. „Petitionire" sage ich, denn der Meklenburger hat leider nur ein natürliches, aber kein juristisches, kein verbrieftes Recht auf solche Veröffentlichung, und würde also eventualiter als guter Unterthan sagen müssen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Die desfallsige Petition wäre aber am leichtesten zu begründen durch die Berufung auf das in den Verhandlungen des Convocationstages von 1808 gegebene, aber freilich nicht acceptirte fürstliche Versprechen, nach welchem „Seine Herzogliche Durchlaucht Ihren getreuen Ständen über das Erforderniß und die bestimmte Verwendung der Abgaben die gehörige Auskunft und Nachweisung in der Maße geben lassen wollen, daß die Ausgabe nach zu entwerfenden Etats bestimmt werde, die so

lange zur unveränderten Grundlage dienen ſollen, bis ihre Unzulänglichkeit durch eine weitere verlangte Revidirung nachgewieſen iſt.

Eine Ueberſicht des Schuldenſtandes aber hat uns der Staatskalender von 1845 denn doch wieder gebracht. Ob auch der Staatskalender von 1846 wieder eine ſolche bringen wird? Wer kann wiſſen, was geſchehen wird in Dingen, bei welchen das: Tel est notre plaisir! gilt.

Wir wollen denn nun unſeren statum passivorum wieder die Revue paſſiren laſſen.

I. Die Reluitionscaſſe zu Schwerin.

A. Alte Schuldſumme im Johannistermin 1844. . 4,405,025 ₰

Ausgabe: a) an Zinſen . . . . . 172,416 ₰
b) jährl. Capitalabtrag 50,000 „
c) Gehalte, Porto, Büreaukoſten ꝛc. . . . . 8,584 „
Summa 231,000 ₰,

zu deren Beſtreitung die erforderlichen Summen aus den Einkünften der reluirten Aemter angewieſen werden. — Zu Johannis 1846 wird die Capitalſchuld betragen etwa . . . . . 4,290,000 ₰

B. Neue Schuld*), nach der Verkündigung vom 13. Januar 1844, realiſirt in den Jahrgängen

*) Die Verkündigung ſagt: „Da einige unvermeidliche außerordentliche Verwendung. beſonders: 1) die Vorſchüſſe, welche wir wegen

Johannis 18½ und Johannis 18½ etwa im Betrage von	420,000 ℔
Ausgabe an Zinsen ..... 12,075 ℔, welche Summe ebenfalls auf die reluirten Aemter angewiesen ist.	

der Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Ulm und Rastadt für Unsere gesammten Lande zu machen genöthigt sind; 2) die Kosten der bundesbeschlußmäßigen Vermehrung und Ausrüstung Unseres Bundescontingents; 3) die Kosten der den jetzigen Verhältnissen angemessenen baulichen Einrichtungen Unseres Schlosses, Uns veranlassen, eine Anleihe von 700,000 Rthlr. N.⅔ anzunehmen: so verkündigen Wir hiemittelst diesen Unseren Beschluß." Wir bemerken hiebei zunächst ad 1) daß hier von Vorschüssen nicht wohl die Rede sein kann, da die Stände überzeugend dargethan haben, daß der Beitrag zum Bau der Bundesfestungen lediglich von dem Landesherrn allein übertragen werden müsse. — Das Verfahren bei solchen landesherrlichen Anleihen aber ist vorgeschrieben in dem von Friedrich Franz I. unterm 11. Mai 1805 erlassenen merkwürdigen „Edict, wie es künftig mit dem gesammten Creditwesen des Herzoglichen Hauses gehalten werden soll" cf. Parchim'sche Gesetzsammlung, Neue Folge, Theil I. pag. 1. Nach demselben sind bestimmte und namentlich aufgeführte Ursachen zur Contrahirung rechtmäßiger und gültiger Landes- und Lehnsschulden erforderlich, über deren Vorhandensein das Ministerium, die Reluitionscommissionen und die Kammer sich nach vorgewesener Untersuchung einverstanden erklären müssen. — Ob aber dies Edict noch gesetzliche Kraft habe, oder ob es durch das Hausgesetz vom 23. Juni 1821, diesen unsern grossen Unbekannten, antiquirt worden, müssen wir freilich dahin gestellt sein lassen.

II. Die Schulden-Tilgungs-Casse zu Schwerin.

Schuldsumme in Term. Joh. 1811 ..... 406,605 ₰

Einnahme:

a) aus der großherzogl. Kammer . .	85,000 ₰	
b) aus der allgemeinen Landes-Receptur-Casse	150,000 „	
Summa	235,000 ₰	

Ausgabe:

a) an Vorschuß	1,100 ₰	
b) an Zinsen	11,775 „	
c) an Capital-Abtrag	211,051 „	
d) an Verwaltungskosten	5,500 „	
Summa	235,426 ₰	
Mithin wird Vorschuß sein	426 ₰	

Diese Schuld, welche Johannis 1815 noch etwa 190,000 ₰ betrug, wird Johannis 1816 gänzlich getilgt sein, womit denn die Schulden-Tilgungs-Casse von selbst aufhört.

III. Die Landescreditcommissionsschuldenabtragscasse zu Schwerin.

Schuldsumme in Term Joh. 1811 ..... 120,400 ₰

Einnahme:

aus der allgemeinen Landesreceptur-casse

a) zur Bezahlung der Zinsen und zum Capitalabtrag	17,045 ₰	
b) zu Verwaltungskosten	2,280 „	
	19,325 ₰	

Der völlige Abtrag dieſer Schuld wird in der Zeit von Johannis 1846 bis dahin 1848 beſchafft werden.

IV. Die allgemeine Landesreceptur-caſſe zu Roſtock.

in Tem. Anton. $18\frac{45}{46}$.

Einnahme:

1) aus indirecten feſtſtehenden Steuern:		
a) Papierſtempel	24,000 ₰	
b) Collateralerbſteuer	6,000 „	
c) Spielkartenſtempel	2,500 „	
d) Kalenderſtempel	440 „	
2) aus dem außerordentlichen Contributionsedicte:		
e) drei Simpla deſſelben	270,000 „	
f) außerordentliche Handelsſteuer von fremden Kaufleuten	800 „	
		303,740 ₰

Ausgabe:

1) fundationsmäßig angewieſene Zahlungen:		
a) an die Schuldentilgungscaſſe in Schwerin	150,000 ₰	
b) an den Landkaſten	19,500 „	
c) an die Stadt Roſtock	2,275 „	
d) an die Stadt Wismar	780 „	
Latus		172,555 ₰

Transport	172,555 ₰
e) für die Verwaltung der Casse und die Revisions- und Visitations-Commission	9,500 „
f) Kosten des Papierstempelbetriebs	1,600 „
2) fundationsmäßige, aber abgeänderte Zahlungen:	
g) an die Landescreditcommissions-schuldenabtragscasse	19,325 „
3) später fundirte Zahlungen:	
h) Pensionen an invalide Jäger	2,000 „
i) an die großherzogl. Renterei	50,000 „
k) an die Ritterschaft des meklenb. und des wendischen Kreises	4,500 „
l) an die Städte des meklenb. und des wend. Kreises incl. Wismar	7,500 „
m) an die Casse zur Aufhülfe der städtischen Industrie	1,500 „
	268,480 ₰

Bleibt also muthmaßlicher an die Chaussee- und Wasserbaucasse abzugebender Ueberschuß ..... 35,260 ₰

Da die Landesrecepturcasse ihre ursprünglichen Zwecke bald erfüllt haben wird, so steht derselben eine Veränderung hinsichtlich ihrer Einnahme sowohl als ihrer Ausgabe bevor. Was die Einnahme betrifft, so wird man wahrscheinlich die verschiedenen Stempelsteuern (Papier-, Erb-, Karten- und

Kalenderstempel), welche zusammen jährlich circa 33,000 ℔ aufbringen, aufhören lassen, und bei der Ausgabe wird es sich darum handeln, ob man alsdann die ganze Kraft der Landesrecepturcasse auf Abtragung der Chaussee- und Wasserbauanleihe richten und dieselbe so bis 1852 oder 53 vollkommen tilgen, oder ob man daneben für andere Staatszwecke durch die Auffünfte der Landesrecepturcasse sorgen will; durch letzteres würde freilich das Aufhören der außerordentlichen Contribution noch länger hinausgeschoben. Kommt übrigens die Reform unseres Steuer- und Zollwesens zu Stande, so wird auch dies von großem Einfluß auf das Schicksal der Landesrecepturcasse sein müssen.

V. Der Landkasten in Rostock in Term. Joh. 1811.

1) Schulden der Ritterschaft des meklenburgischen und wendischen Kreises	180,818 ℔.
2) Schulden der Ritterschaft des stargardischen Kreises	32,250 „
3) Schulden der Landschaft des meklenburgischen und wendischen Kreises	84,260 „
4) Schulden der Landschaft stargardischen Kreises	5,250 „
	302,578 ℔.

VI. Anleihe für die Landeshülfen zu den Chaussee- und Wasserbauten.

Bis Johannis 1844 incl. ..... 1,060,400 ℔

Durch die ständische Bewilligung der Landeshülfe zu weiteren funfzig Meilen Chaussee wird sich diese Schuld noch bedeutend vermehren, und überdies sind außer den gedachten funfzig Meilen noch anderweitige funfzig erforderlich, um die nöthigen Chausseeverbindungen in Meklenburg herzustellen. Da diese Schuld übrigens von Johannis 1818 an unsere einzige Landesschuld sein wird, so werden wir jederzeit leicht mit ihr fertig werden.

VII. Anleihe für die Hamburg-Berliner Eisenbahn.

Es sind bis Johannis 1814 incl. durch
das Banquierhaus Salomon Heine
in Hamburg bezahlt ..... 750,000 ℳ H. Bco.

Bei der wohlbegründeten Aussicht auf die Rentbarkeit der Hamburg-Berliner Eisenbahn, ist diese Schuld eigentlich keine Schuld, sondern vielmehr die Quelle einer vielleicht nicht unbeträchtlichen jährlichen Einnahme. Diese Anleihe hat den Namen: Großherzoglich Meklenburg-Schwerinsche Anleihe von 1843" und wird betragen 3,750,000 ℳ H. Bco. Der Hamburger Courszettel nennt sie „Meklenburgische 3½ pCt. Anleihe."

Welche Zeit iſt's in Mekleuburg?

Wenn die Unabhängigkeit des Staats auf dem Spiel ſteht und es noth thut, daß ſich der Bürger allenfalls für ihn todt ſchlagen laſſe, dann gibt oder auch verheißt man einſtweilen nur, von hoher Obrigkeit wegen die allergründlichſten Reformen. Sind dieſe Zeiten vorüber, dann ſpricht man jedoch flugs wieder von beſchränktem Unterthanenverſtande, hat wieder das Motto: Alles für, aber nichts durch das Volk, und wenn man ſehr gnädig geſinnt iſt, ſo macht man höchſtens hie und da, aber eigentlich gegen die eigne beſſere Ueberzeugung, denn das Volk iſt nun wieder etwas ewig Unreifes, allerhand kleine Conceſſionen. Es gibt aber einen Zuſtand, in welchem man ſich auch nicht einmal zu ſolchen dürftigen Conceſſionen verſteht, ſondern durch ein Verſagen derſelben allem Volk zeigen zu müſſen glaubt, man ſei nicht gemeint, den Forderungen des Zeitgeiſtes nachzugeben, fühle ſich vielmehr berufen, durch das Niederhalten aller zur That werden wollenden Vaterlandsliebe und vorzüglich durch Unterdrückung der ſogenannten ſchlechten Preſſe, dem Lande die Ruhe des Kirchhofs und die Ordnung des Zuchthauſes zu

geben. Es ſind dies die Zeiten der Reaction, die Zeiten, in welchen der Staat nur eine Anſtalt zur Handhabung der Oberlandespolizei zu ſein ſcheint. Und ſolche Zeiten ſind's dermalen im Herzen Europa's und jedes neue Zeitungsblatt bringt uns neue Kunde von polizeilichen Gewaltmaßregeln, mit denen man „Mißliebiges" beſeitigt hat. Meklenburg nun gehörte noch nach der erſten Ausgabe von Rotteck's und Welker's Staatslexikon zu denjenigen Ländern, welche nicht Theil haben an der Ehre des Kampfs, welchen das deutſche Volk um ſeine Freiheit kämpft und es konnte alſo in Meklenburg damals noch von keiner Reaction die Rede ſein, denn ohne Action keine Reaction. Aber ſeit dem Beginn der ritterſchaftlichen Differenzen iſt auch in Meklenburg ein Aufſchwung des Volksgeiſtes bemerklich und dieſe Differenzen haben das Volksauge geöffnet für den alten Schaden Meklenburgs, welcher iſt die Adelsherrſchaft. Seitdem iſt auch unſere Regierung in der Reaction und ſtatt daß ſie ſich früher mehr zum Liberalismus hinneigte und ſich auf der Bahn des Fortſchritts allenthalben durch die Stände gehemmt fühlte, ſo ſucht ſie jetzt, wo auch die bürgerlichen Ritter Mann für Mann zum Landtag gehen und auf demſelben theils den Adel bekämpfen und theils unter dem Zujauchzen des Volks im Sinne des Liberalismus wirken, vorzüglich nur die materiellen Intereſſen zu fördern, im übrigen aber dem für höhere Intereſſen erwachten und zu weiterer ſtaatlichen Entwicklung drängende Meklenburg mit dem Adel die Theilnahme am Staat zu er-

schweren. Die Reaction unserer Regierung ist nun hiernach eine zwiefache, indem sie einmal gegen den Volksgeist im Ganzen, dann aber im Besonderen gegen die Bestrebungen der bürgerlichen Ritter gerichtet ist.

In ersterer Beziehung haben wir seit ungefähr vier Jahren wunderliche Dinge erlebt und wollen nachstehend nur einige Symptome dieser Reaction aufführen. Die Regierung hat seit jener Zeit ihre Bestrebungen für die Einführung freierer Stadtverfassungen wieder aufgegeben; hat durch die Ordonnanz vom 29. April 1842 dem mecklenburgischen Verlag die deutsche Censur genommen; hat einem von Glöden wichtige, die Freimaurerei betreffende Papiere, für welche derselbe eine größere Summe forderte, als ihm die preußischen Logen geben wollten, wegnehmen lassen; setzte den von mehreren Neukaldenern gewaltsam vertriebenen dasigen Bürgermeister statt ihn, wie man nach solchen Vorgängen glauben mußte, zu pensioniren oder anderweitig zu placiren, unter dem Schutze der Waffen wieder in sein Amt ein; verbot dem Dr. Raber, obgleich sie ihm die ungehinderte ärztliche Praxis in den hiesigen Landen zugesagt, jedes Betreten der Stadt Hagenow; fand sich zu einer Untersuchung gegen die mit Anträgen gegen ihren Bürgermeister hervorgehenden Hagenow'schen Bürgerrepräsentanten über die Entstehungsgeschichte dieser Anträge veranlaßt; schlug in mehreren Fällen die Bestellung eines procurator regiminis ab, obgleich sie nach dem Wortlaut des betreffenden Gesetzes „jedem, der

durch sie verletzt zu sein glauben sollte" zu Recht zu stehen hat; zwang die „Ludwigsluster Blätter" durch wiederholte Drohungen mit Entziehung der Concessionen und durch sich verdoppelnde Geldstrafen mit ihrem „fuglosen Treiben und ihrer aufregenden Tendenz" (?!) aufzuhören; verbot den Neustedt'schen wöchentlichen Nachrichten, welches Blatt als das Amtsblatt des dasigen Magistrats unter dessen Censur steht, nichtsdestoweniger bei 100 Rthlr. Strafe die Fortsetzung der von ihnen gegebenen Landtagsberichte; ließ auch das Güstrower Wochenblatt solche Berichte einstellen; nahm der Hamburger Neuen Zeitung den freilich bald, aber anscheinend nur auf sehr harte Bedingungen hin wieder freigegebenen Post-Debit; verbot endlich die erste Auflage gegenwärtigen Buches und eröffnete gegen den Schreiber dieses und gegen den Buchhändler Hinstorff, in dessen Verlage früher ein mecklenburgisches Volksbuch erschienen war, eine Untersuchung wegen ihres Verhältnisses zu diesem unseren bei Hoffmann & Campe erschienenen Büchlein.

Auf der anderen Seite geht die Reaction unserer Regierung gegen die Bestrebungen unserer bürgerlichen Ritter, welche im Kampfe um ihre verfassungsmäßigen ständischen Rechte, zugleich den Wünschen der öffentlichen Meinung hinsichtlich der nöthigen Reformen unserer Verhältnisse zu genügen suchen. Die Regierung hat in den sogenannten ritterschaftlichen Differenzen fortwährend die adligen Ritter in Schutz genommen, hat die Tendenzen derselben durch Bestäti-

gung der von ihnen neuerdings eifrigſt geſtifteten Fideicommiſſe, wozu ſie ſich noch nach ihrem Reſcript vom 27. Auguſt 1803 nicht verpflichtet achtete, gefördert und hat ſogar angefangen, bürgerliche Gutsbeſitzer zu großherzoglich mecklenburgiſchen Edelleuten zu „erheben.“ Wenn der Großherzog von Heſſen den weltberühmten Chemiker Liebig zum Baron macht, ſo iſt gegen ſolche Adelsverleihung, wenn man überall den Adel vermehren will, freilich nichts zu ſagen; wenn aber Männer wie Heiſe auf Vollrathsruh und Cleve auf Karow, welches allerdings ſehr ehrenwerthe Leute ſein mögen, von denen aber das Land nichts weiter weiß, als daß ſie ebenfalls zu unſern Gutsbeſitzern gehören, geadelt werden und wenn dieſe ihre Nobilitirung die erſte iſt, welche von der Landesherrſchaft ſeit Erlangung der vollen Souverainitätsrechte vorgenommen worden, ſo geht daraus ganz klar hervor, daß man geſonnen iſt, hinfort jeden reichen bürgerlichen Gutsbeſitzer, eben weil er ein reicher Gutsbeſitzer iſt, ſchlankweg zu nobilitiren, wodurch denn, ſo wie durch gleichzeitige Begünſtigung der Fideicommiſſe die bürgerlichen Gutsbeſitzer freilich bald wieder in die Minorität kommen würden. Daneben wird denn endlich dem Adel auch der Eintritt in den Staatsdienſt immer leichter. Wir haben dies kürzlich bei Beſetzung einer vacanten Oberförſterei geſehen und ſehen es bei der vorſeienden Purificirung des Officiercorps unſerer Artillerie.

So ſcheint die Regierung in allen Beziehungen den

Adel für die Stütze des Throns zu halten, obgleich ſie freilich wohl ſolche Manöver deſſelben, wie die Verrufserklärung Hagenow's wegen der politiſchen Richtung ſeiner Bürgerrepräſentanten ſtrenge rügen wird. Aber nicht allein indirect durch Begünſtigung des Adels reagirt die Regierung gegen die bürgerlichen Ritter, ſondern auch unmittelbar. So hatte das Landtagsdirectorium auf dem Landtage von 1814 die bürgerlichen Ritter, welche ſich als „verbundene" in ihrem Gegenſatz zu den adligen Rittern bezeichnet hatten, den Landesherrn als Bündner denuncirt; die Landesherrn forderten von den Hauptführern der bürgerlichen Ritter eine desfallſige Erklärung und erließen auf dieſe hin kurz vor Eröffnung des diesjährigen Landtags in forma patento die denkwürdige Octobererdennanz, welche den klarſten Beweis von der Grenzenloſigkeit der Oberlandespolizei liefert. Man verbot den Ständen Verſammlungen, erklärte Vollmachten für aufgehoben, kurz es war nur zu verwundern, daß man nicht noch einen Schritt weiter gegangen und die Landſtandſchaft der bürgerlichen Ritter ſo lange ſuspendirt hatte, bis ein beſſerer Geiſt über ſie gekommen ſei.

Natürlich war die Mißbilligung, welche dieſe Ordonnanz im Lande erfuhr, eine allgemeine und erſtreckte ſich bis „in die niederen Schichten" der Geſellſchaft, ja ſelbſt der Adel mußte nolens volens mit den Bürgerlichen gegen dieſen oberlandespolizeilichen Erlaß eine Verwahrung der landſtändiſchen Rechte einbringen. Auch die Regierung ſah bald, daß ſie

durch solche Mittel die Partei der bürgerlichen Ritter nur noch zahlreicher und kräftiger mache: waren sie bisher nicht alle zum Landtag gekommen, zum diesjährigen *) kamen sie alle, Blinde und Lahme nicht ausgeschlossen. Und sie kamen nicht bloß, sie siegten auch fast vollständig bei allen Wahlen und selbst bei allen sonstigen Abstimmungen und ihre Vorkämpfer Schnelle und Stever, wurden gefeiert im ganzen Lande. Schnelle empfing eine Adresse aus Goldberg, Stever eine von Rostocker Studirenden, beide zusammen, denen die Wismar'schen ein Festmahl veranstalteten, überdies noch eine von sonstigen Rostocker Einwohnern und von Mund zu Mund ging das Wortspiel Glasbrenner's, welcher bei Ueberschickung seines neuen Reineke Fuchs an Schnelle geschrieben hatte: Schnelle war nothwendig, um Meklenburg in die Gegenwart zu versetzen.

Die bürgerlichen Ritter beherrschten also den Landtag von 1845 vollkommen. „Da ist wohl recht viel auf demselben ausgerichtet?" Nein, mein Herr, sehr wenig, weniger als früher wohl, wo der Adel bei seiner vollkommenen Einheit in allen Principienfragen, leicht und rasch mit den Landtagsgeschäften fertig wurde, aber freilich auch nur an dem status quo herumflickte und für großartige Reformen nie Sinn und Lust zeigte, wohingegen jetzt mit den Parteien die Principienfragen kommen und großen Reformen Bahn brechen. Also

*) Es ist immer der von 1845 gemeint.

für die politischen Materialisten ist dieser Landtag kein sehr ergiebiger. Ueber 100 Menschen, von Parteileidenschaft erfaßt und ohne den Regulator einer bestimmten Geschäftsordnung — was soll da wohl herauskommen? Ja, Mecklenburg hatte in diesem Jahre eine Ständeversammlung von mehr als 100 Mann und doch waren seine Ritter noch nicht alle da. Eine so zahlreiche Ständeversammlung hat kein deutsches Land weiter, denn außer Mecklenburg hat überhaupt kein Land in der Christenheit noch den großen, vollen Landtag, in welchem jeder einzelne Ritter als persönlich landtagsfähig Stand und Stimme hat und zu welchem man die Landstandschaft mit einem Rittergut für baar Geld kaufen kann; wo sie anderwärts ebenfalls das alte landständische Wesen noch nicht haben loswerden können, da ist wenigstens aus dem großen vielköpfigen Landtage ein engerer geworden, auf welchem wie auf unsern Landesconventen nicht alle die Ritter selbst, sondern nur die ritterschaftlichen Aemter durch ihre Deputirten erscheinen.

Aber noch andere Gründe als die Parteileidenschaft und die Unbehülflichkeit unserer ohne Geschäftsordnung darauf los verhandelnden Ständeversammlung bewirkten es, daß von den 132 Propositionen des Engeren Ausschusses gerade die wichtigsten, z. B., der Antrag Stever's wegen unserer Censurverhältnisse, der Antrag Schnelle's wegen der ritterschaftlichen Landschullehrer, mit denen es bekanntlich in jeder Hinsicht aufs traurigste bestellt ist, und der Antrag wegen der von Dänemark

beabſichtigten Incorporirung des nachbarlichen Holſtein, überall nicht aufs Tapet kamen. Die Regierung ſchloß nämlich den Landtag ſchon vor gänzlicher Beendigung der Landtagsgeſchäfte. Unſere Landtage werden der landesherrlichen Propoſitionen wegen berufen, und ſind alſo principaliter nur ihrerwegen da und die Antworten auf dieſelben ſollen eigentlich ſchon am dritten Tage nach der Eröffnung des Landtages abgegeben werden. Da man jetzt aber am dritten Tage kaum mit Conſtituirung der ſtändiſchen Ausſchüſſe, dem ſogenannten Committee, fertig iſt, ſo pflegt der Landtag, von welchem noch Hagemeiſter in ſeinem meklenburgiſchen Staatsrecht (1793) ſagt, daß er gewöhnlich acht Tage dauere, jetzt circa 4 Wochen zu ſtehen. Die Landesherrſchaft iſt alſo vollkommen in ihrem Rechte, wenn ſie den Landtag nach Abgabe der Antworten ad capita ſchließt. Um zu dieſem Schluß zu kommen, drangen diesmal die Commiſſarien ſo unaufhörlich auf jene Antworten, daß längere Zeit ein Gerücht umlaufen konnte, der Landtag werde vertagt werden. Auf der anderen Seite haben nun dagegen die Stände das Recht, zur Berathung über die Propoſitionen ihres Engeren Ausſchuſſes in einen conventus omnium ac singulorum zuſammenzutreten, und es wurde auch wirklich ſchon diesmal, wiewohl vergeblich, von Schnelle und ſpäter von Stever auf Berufung eines ſolchen angetragen, damit die Regierung hinfüro nicht wieder die ihr und dem Adel unangenehmen E.-A.-Propoſitionen durch einen verfrüheten Landtagsſchluß beſeitige.

Was nun den eigenthümlichen Character des gegenwärtigen Landtags betrifft, so macht derselbe nicht allein durch die auf demselben statt gehabte erste und gleich vollständige Niederlage des Adels Epoche in unserem öffentlichen Leben, sondern zeichnet sich auch in anderen Beziehungen vor seinen Vorgängern aus.

1) Das ganze Land äußerte die größte Theilnahme für die Verhandlungen dieses Landtags. „Und das soll so was Besonderes sein?“ Ja; denn so natürlich diese Theilnahme ist bei einer angemessenen Volksvertretung, wo in der Repräsentation sich die wahre öffentliche Meinung, die Volksvernunft ausspricht, so auffallend ist sie dagegen bei einer altlandständischen Verfassung, nach welcher ausdrücklich den ständischen Personen ihre Privilegien und Vorrechte das Höchste, dagegen das Wohl des Ganzen „gleichgültig“ ist. Der Meklenburger muß also bereits ein reines und uneigennütziges Interesse für seine öffentlichen Dinge haben. Dieses Interesse war nun diesmal noch besonders angefacht worden durch die vielen von den bürgerlichen Rittern im Geiste des Liberalismus gestellten Anträge. Daneben standen aber auch bedeutende materielle Interessen zur Frage. Unser Steuer- und Zollwesen, welches in seiner Abgeschmacktheit schon lange eine wahre Landescalamität gebildet hat, ist wieder einmal zur Reform verstellt und daneben stachelte die proponirte Lübeck-Schweriner Bahn unsere Seestädte aus ihrer gewöhn-

lichen Indolenz auf, so daß sie mit merkwürdig vielen Flugschriften, Deputationen und Petitionen zu Raum kamen.

2) Erstes Auftreten der bäuerlichen Ritter. Wo der Bauer einigermaßen gut in der Wehre geblieben, da sind im Laufe der Zeit viele Rittergüter durch Parcellirung in Bauergüter zerfallen, indem der Bauer den Edelmann auskaufte und abmeierte. In Mecklenburg hat aber allenthalben der Edelmann den Bauern abgemeiert oder „gelegt", so daß wir nur 6 Rittergüter haben, welche Bauerschaften gehören. Die Lehnschulzen dieser 6 Rittergüter werden nun ebenfalls regelmäßig zum Landtag ausgeschrieben, bezogen aber denselben bisher eben so wenig als früher die bürgerlichen Ritter. Auf dem gegenwärtigen Landtag erschienen jedoch ihrer drei, deren Stand und Stimme aber der Adel nicht anerkennen wollte, wodurch er jedoch diesen bäuerlichen Rittern nur noch größere Bedeutung geben wird.

3) Engeres Anschließen der Landschaft, d. h. der Bürgermeister an die bürgerlichen Ritter. Es ist klar: das Ende vom Liede der ritterschaftlichen Differenzen wird die Verwandlung unserer alten landständischen Verfassung, welche in fürchterlicher Einseitigkeit das demokratische Element völlig ignorirt, in eine mehr repräsentative sein. Unsere selbstherrschenden Bürgermeister können bei solcher Verwandlung nur verlieren, und beobachteten deswegen anfänglich in den gedachten Differenzen die strengste Neutralität, wurden aber

dadurch in ständischer Hinsicht noch bedeutungsloser als sie es bei der Uebermacht unserer Ritterschaft schon immer waren. Sie mußten sich entschließen, Partei zu nehmen und wandten sich natürlich der aufgehenden Sonne der bürgerlichen Ritter zu, deren Sache die intelligentesten und bravsten von ihnen überdies schon lange geneigt waren. In diesem Jahre erfolgte aber erst ihr engerer Anschluß an dieselben und das wohl mit in Folge des Umstandes, daß die bürgerlichen Ritter mit richtigem Tact zwei Mitglieder der Landschaft, die Bürgermeister Langfeld-Güstrow und Moll-Neubrandenburg, Männer, welche jeder Ständeversammlung zur Zierde gereichen würden, zu Protocollführern des Plenums gewählt hatten.

4) Wir haben gesagt, daß unsere alten Landstände in einer mehr repräsentativen Verfassung untergehen würden. Schon der nachstehende einzelne Fall wird die Nothwendigkeit dieses Untergangs darthun. Unsere Heimaths- und Niederlassungsgesetze, deren Unzweckmäßigkeit in dem dünn bevölkerten Mecklenburg ein künstliches Proletariat hervorgerufen haben und welche durch ihre Grausamkeit die Ehen von Jahr zu Jahr vermindern und die Zahl der unehelichen Kinder dagegen regelmäßig vermehren, veranlaßte Schnelle'n auf diesem Landtage den Antrag zu stellen: den Engern-Ausschuß über den Stand der abgebrochenen desfallsigen Verhandlungen berichten zu lassen. Ein bloßer Bericht ist doch gewiß etwas Unverfängliches und schon der politische Anstand hätte verlangt, daß man jenem Antrag Folge gebe. Aber nein: man wollte von dem Elend der arbeitenden Classen überall nichts hören, man wollte dies Elend ignoriren und es nicht einmal zur Sprache kommen lassen, und beschloß also durch Stimmenmehrheit: den Engern Ausschuß nicht über den Stand jener Verhandlungen berichten zu lassen. Nun frage ich:

Haben Landstände, welche ausdrücklich und nach förmlicher Abstimmung erklären, von dem Wohl und Weh der arbeitenden Classen keine Notiz nehmen zu wollen, noch überall einen sittlichen Halt im Volke, haben sie sich nicht aufs Entschiedenste losgesagt von dem Ganzen und sich selbst das Urtheil gesprochen?

5) Die Parteistreitigkeiten zwischen den adligen und bürgerlichen Rittern wurden eifrigst fortgeführt. Man gerieth mehrfach hart an einander und Stever bezeichnete einmal das Bestehen auf eine Neuerung in Bezug auf den eingeborenen Adel, welche von dem dirigirenden Landrath eingeführt werden wollte, als Gewalt, und alle bürgerlichen Ritter stimmten dem bei. Dessenungeachtet hat man wiederum commissarisch-deputatische Verhandlungen zur Beilegung der ritterschaftlichen Differenzen beliebt. Zwar ist nun von beiden Seiten wiederholt ausgesprochen, daß man sich von denselben keinen Erfolg verspreche; indessen ist ein solcher denn doch für den Fall gar nicht so ganz unwahrscheinlich, wenn die Regierung in diesen Verhandlungen ihre bisherige Stellung zu den ritterschaftlichen Differenzen völlig aufgiebt, mithin ihre früher ausgesprochene Ansicht hinsichtlich der Klöster, des Receptionswesens u. s. w. desavouirt und alsdann eine Hinlegung jener Differenzen ernstlichst sich angelegen sein läßt. Also in diesem Falle wäre ein Vergleich unter den jetzigen Umständen wohl möglich, denn der Adel ist durch seine ewigen Niederlagen doch etwas traitabler geworden, und wird um so mehr Friedensliebe zeigen, als er einsehen muß, einmal, daß bei der Fortdauer der Differenzen die ganze jetzige Verfassung mit ihrer persönlich landtagsfähigen Ritterschaft auf dem Spiele steht; und zweitens, daß ein Vergleich mit den bürgerlichen Rittern, je länger er hinausgeschoben wird, je mehr Opfer fordert: es ist die alte Geschichte von den

ſybilliniſchen Büchern. Daneben ſehnt ſich anſcheinend auch die Regierung nachgerade nach einer Beendigung jener Differenzen, denn die Reaction hat für Anfänger in der Sache denn doch allerdings auch ihr Unbehagliches, und dieſe Reaction müßte conſequenter Weiſe jetzt gerade in immer größerer Stärke hervortreten, da die bürgerlichen Ritter und das geſammte Volk jetzt weniger als je mit den Anſichten und den Principien der Regierung harmoniren. Schnelle hat es auf der diesjährigen Landesverſammlung unumwunden ausgeſprochen: **er habe kein Vertrauen zu der Regierung***). Wenn aber irgend eine einzelne Stimme im Lande für die Volksſtimme gelten könnte, ſo iſt es die von Schnelle.

Geſchrieben den 14. Januar 1846.

*) Und damals war noch nicht in der Stiller'ſchen Hofbuchhandlung zu Schwerin das im Hamburger Correſpondenten vom 12. Jan. ſo warm empfohlene Werk über das Fauſtrecht erſchienen, als deſſen Verfaſſer F. A. von Oertzen und als deſſen Vorredner F. von Baſſewitz genannt iſt. Wenn die Anzeige dieſes Buches auch eine Myſtification ſein ſollte, ſo iſt dieſe Myſtification doch auch als ſolche ein nicht zu überſehendes Zeichen der Zeit.

Der Mitarbeiter wider Willen.

Der Herausgeber dieses Büchleins, W. Raabe, wollte sich eigentlich den Herrn von Behr aufheben für das nächstens erscheinende „Volksbuchalbum," in welchem die Glöden'schen, Ebeling'schen, und auch die Behr'schen auf dies gegenwärtige Büchlein zuschnappenden Giftbisse, mit dem nöthigen Commentar versehen, Platz finden sollten. Aber der Verleger, Herr Julius Campe in Hamburg, ein Mann von großem Buchhändlercorpsgeist, hatte nun einmal an den Herrn von Behr einen wahren Narren gefressen und drang mir ihn für das Büchlein selbst ab. Lassen wir denn jetzt unseren Mitarbeiter wider Willen selbst sprechen.

Aus dem Meklenburgischen,
im December. *)

(Eingesandt.)

Von einer meklenburgischen Buchhandlung erhielt ich unaufgefordert ein Exemplar des verbotenen meklenburgischen Volksbuches für das Jahr 1846 zugesandt und wurde durch das Lesen genannten Werkes veranlaßt, dasselbe, von nachstehenden Zeilen begleitet, wieder zurückzusenden. Ob im neunzehnten Jahrhundert, in der Zeit des liberalen Fortschrittes, dem auch ich huldige, ein solches Buch von den rechtlich denkenden, ehrenwerthen Männern aller Parteien gebilligt werden kann, bezweifle ich zur Ehre meines Vaterlandes; und deshalb fühle ich mich berufen: diese nachfolgenden Zeilen der Oeffentlichkeit und dem Urtheile meiner Mitbürger zu übergeben.

*) Hamburger unpartheiischer Correspondent vom 29. Dec. 1845.

„Ew. Wohlgeboren

ſende ich anbei das mir überſchickte Exemplar des meklenburgiſchen Volksbuches für das Jahr 1846 zurück und kann mich nur wundern, wie Sie mir ein Machwerk dieſer Art zuſenden konnten. Ich leſe gerne eine in einem gemäßigten, anſtändigen Tone gehaltene Parteiſchrift und weiß ein geiſtreiches Werk wohl zu ſchätzen, aber ein mit pöbelhaften Gemeinheiten dieſer Art theilweiſe angefülltes Buch kann ich nur verachten. Ich habe hieraus erſehen, wie eine Preßfreiheit in Frechheit ausarten kann und bin überzeugt, daß ein Volk, welches Schriften dieſes Inhalts ungerügt hinnimmt, einer Preßfreiheit zur Zeit unwürdig iſt, zumal ich den Grundſatz der Jeſuiten, „der Zweck heiligt die Mittel", darin offen dargelegt finde. Daß ich anders denke und mich höher achte, ſo wie niedrige Schmähſchriften auf den Stand des Adels, dem ich angehöre, ihrer Jämmerlichkeit halber nicht berückſichtige, beweiſet Ihnen die Zurückſendung dieſes verbotenen Werkes, ohne eine Anzeige davon zu machen. Auch entwürdigen die Menſchen, welche zu niedrigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, ſich und die Partei, deren Intereſſe ſie vertreten wollen, in den Augen aller achtbaren Männer; ſo wie dies eine achtbare Buchhandlung thut, die ſich mit der Verbreitung eines ſolchen ſchmutzigen Werkes abgiebt.

Paſſow bei Lübz, den 21. Dec. 1845.

Ew. Wohlgeboren ergebener

Behr Regendanck."

Nachſchrift. Ich werde dieſe meine Zeilen ohne Nennung Ihrer Firma, und mit meiner Unterſchrift verſehen, einem achtbaren vielgeleſenen Blatte zuſenden und dem Theile des deutſchen Publicums, dem das meklenburgiſche Volksbuch für das Jahr 1846 zu Händen gekommen iſt, die Beurtheilung dieſes Briefes überlaſſen.

Das meklenburgiſche Volksbuch und Hr. v. Behr-Negendank. *)

(Eingeſandt.)

Sie ſind Ihres Zeichens ein Cavalier, und doch werfen Sie in Ihrer, in No. 307 dieſer Blätter befindlichen Beſprechung des bei Hoffmann & Campe in Hamburg erſchienenen „meklenburgiſchen Volksbuches für 1846“ mit „pöbelhaften Gemeinheiten, Frechheit, niedrigen Schmähſchriften, Jämmerlichkeit, ſchmutziges Werk, ꝛc. ꝛc.“ um ſich. Das iſt eine Kritik, welche einen eben ſo großen Werth hat, als ein Bücher-Verbot. Sie fühlten durch das Büchlein Ihre Geburtskaſte tödtlich getroffen, Sie fühlten, daß die Burg des Adels durch das allerdings ziemlich ſchwere Geſchütz deſſelben eine gefährliche Breſche erleiden mußte, — da war die vornehme Ruhe des Cavaliers dahin, und Sie compromittirten Sich und Ihren Stand. Erlauben mir Ewr. Gnaden, daß ich Ihnen dafür meinen aufrichtigen Dank ausſpreche, denn ich erſehe aus ſelbigem, daß die Angriffe, welche das meklenburgiſche Volksbuch gegen den Adel richten mußte, Kernſchüſſe geweſen ſind, und ihr Ziel vollkommen erreicht haben. Ja, jedes Volksbuch, um wie viel mehr alſo ein meklenburgiſches, wenn daſſelbe anders nicht unter Volk bloß die „niederen Schichten“ der Geſellſchaft, ſondern alle verſtanden haben will, muß ſich für das Volk, gegen den Adel erheben. Dieſer niedere Adel liegt noch immer wie ein Alp auf allem Volk im alten Europa und läßt es noch nicht recht zum Bewußtſeyn ſeiner Einheit und der gemeinen Volksehre kommen. Aber es iſt denn doch bereits in das Volksbewußtſeyn allgemein die Wahrheit übergegangen, daß der Adel, wie die Bedeutendſten ſeines Standes dies ſelbſt ausgeſprochen haben, „ein keineswegs nothwendiges Uebel“, „ein entbehrliches

*) Hamburger unpartheiiſcher Correſpondent vom 10. Jan. 1846.

Trümmerwerk der Vorzeit" sey. Damit ist der Adel unhaltbar geworden, um so mehr, als er selbst nicht mehr den Aberglauben, daß der Zufall der Geburt als eine Gnadenwahl gelten könne, festzuhalten vermag. Aber das menschliche Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Je mehr also der Adel seine Unhaltbarkeit fühlt, je abentheuerlicher werden seine Prätensionen, je schroffer sondert er sich von übrigen Staatsbürgern ab, je mehr giert er nach Vorrechten, welche die Kluft, die ihn von seinen Mit-Unterthanen trennt, größer machen können. So ist er in einem geheimen Kriege gegen die gemeine Freiheit begriffen, und er führt diesen Krieg mit voller Absichtlichkeit, mit dem vollsten Bewußtseyn dessen, was er thut. „Soll sich der Adel denn aber nicht vertheidigen?" Nein, denn er macht dadurch seine Sache, die allein in dem Incognito der Intriguen gedeiht, nur noch schlimmer. Der Adel kann nur noch durch den Stoicismus, mit welchem er alle Angriffe erträgt, einigermaßen imponiren, kann nur noch mit Anstand sterben, denn selbst die dauerhaftesten Fideicommisse und das vom Baron Sternberg vorgeschlagene weltliche Cölibat seiner nachgebornen Söhne, werden ihm kein neues Leben einzuhauchen, sondern ihn höchstens zu mumificiren vermögen. Oder er muß sich regeneriren, muß wieder den Vorkämpfer bilden, nicht in der Linie oder in der Garde, sondern als Ritter des Worts in dem Kampfe für Freiheit, Wahrheit und Recht. Also: der Adel muß wieder etwas zu bedeuten suchen für das Staatsganze, oder er wird untergehen. So wie er jetzt dasteht, hat er überall keine Berechtigung zur Existenz, und hierin liegt die Rechtfertigung aller Angriffe auf ihn.

Uebrigens, mein Herr, ist dieser Brief weniger an Sie, als an diejenigen Leser des Büchleins gerichtet, welche ohne die Magnetnadel durchgebildeter politischer Ueberzeugung jedem kecken Urtheil glauben. Denn mit Ihnen, mein Herr,

der zu glauben vermag, daß irgend eine Zeit der Preßfreiheit nicht würdig seyn könne, mit Ihnen, der seine noble Denkungsart dadurch zu documentiren sucht, daß er einen Buchhändler wegen eines ihm zugeschickten verbotenen Buches nicht denuncirt habe, mit Ihnen kein Wort weiter. Ich schließe mit dem Wunsche, daß der liebe Gott keinen Deutschen je so weit verlassen möge, daß er sich verirre auf die Bahn desjenigen „liberalen Fortschritts, dem auch Sie huldigen".

Leben Sie wohl, mein Herr „Eingesandt". (Mais c'est pitoyable würde unsere Gräfin Ida zu dem „Eingesandt" sagen.)

W. Raabe.

Erwiederung auf den Aufsatz: „Das meklenburgische Volksbuch und Hr. v. Behr-Negendank", vom Hrn. W. Raabe. *)

Meine, in No. 307 dieser Blätter ausgesprochene Beurtheilung des meklenburgischen Volksbuches für das Jahr 1816 ist deshalb eine vollkommen begründete, weil sie wahr ist, und der Aufsatz „Gerold von Vollblut" allein alle meine vom Hrn. W. Raabe angeführten Ausdrücke völlig rechtfertigt. Die gemeine Sprache der Skizze, so wie der vom Verfasser gewählte Name „Franz Bürgerpack", verräth hinlänglich seine niedere Gesinnung.

Offen und furchtlos die Wahrheit zu besprechen und alle Dinge mit ihrem verdienten Namen zu benennen, ist die Pflicht eines jeden Ehrenmannes; hierdurch kann er sich nie in den Augen aller achtbaren Männer compromittiren, so wie ihm der Beifall oder Tadel Derer, die nicht zu den Besseren im Volke gehören, gleichgültig seyn kann. Keine Schmähungen können dem Adel schaden, so lange er die durch Bil-

*) Hamburger unpartheiischer Correspondent vom 20. Jan. 1816.

dung, durch edle und ehrenhafte Gesinnung erworbene Achtung seiner Mitbürger sich erhält; und wenn er diese verliert, so verdient er vollkommen einen schmachvollen Untergang. Alle unbegründeten Verläumdungen und Schmähungen werden ihrem verdienten Schicksale, der Verachtung aller Ehrenmänner, nicht entgehen. Es giebt einen höheren Adel, einen Adel, den weder Geburt noch Reichthum zu verleihen vermögen, den Adel des Herzens, der Gesinnung. Wer diesen besitzt, braucht nicht das Wappenschild seines Geburtsadels zu verbergen, und frei und offen kann er es zeigen, so lange kein Makel einer unehrenhaften Handlung es befleckt. Das Leben, die Handlungen sind der Spiegel des Herzens; nur ein unbescholtener Mann kann mit sicherem und festem Schritte vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu treten wagen; und dies ist männliche Kühnheit! so wie man es, wenn dunkle Flecken den Charakter eines Menschen entstellen, mit Recht als schamlose Frechheit bezeichnen wird. Das Buch meines Lebens liegt offen den Augen meiner Mitbürger vor; und nur das Leben ist der Maaßstab, wonach der Werth oder Unwerth eines Mannes richtig geschätzt und beurtheilt werden kann. Ein Volk muß fortschreiten; dies liegt im Geiste der Zeit; aber ein wahrer Fortschritt zeigt sich nur durch die geistige Veredlung der großen Mehrzahl der Staatsbürger. Ein offener, von edler Mäßigung beseelter Streit ist ein ehrlicher Kampf; aber nur durch diese Mäßigung erhebt er sich über den Zank der Parteien, und wahre Vaterlandsliebe, ächter Patriotismus verschmähen es, sich gemeiner Waffen zu bedienen. Die Menschen, welche die deutsche Presse mit dem Schmutze niedriger Leidenschaften besudeln, pflegen mit schonungsloser Heftigkeit über die Männer herzufallen, die diesem Treiben offen entgegen zu treten wagen. Nur schwache Seelen werden hierdurch abgeschreckt, ein kräftiger Geist hingegen, vertrauend auf den gesunden Sinn des

deutschen Volkes, und mit der sichern Ruhe eines guten Gewissens bewaffnet, wird sich nicht abhalten lassen, unverschämten Verläumdungen ihren verdienten und wahren Namen zu geben.

Nun für immer von meiner Seite das letzte Wort in dieser Sache. Gerne räume ich Hrn. W. Raabe das Feld, denn er kann mich weder beleidigen, noch mir die verdiente Achtung meiner Mitbürger rauben, und meide einen Streit, in dessen Fortsetzung für mich keine Ehre zu erwerben ist.

Passow bei Lübz, den 15. Januar 1846.

Behr-Negendanck.

Herr v. Behr-Negendank und das meklenburgische Volksbuch. *)

Zweite Abfertigung.

Herr von Behr ist wieder da! Aber diesmal ist viel, ach viel schwerer mit Ihm fertig zu werden, denn theils spricht Er in lauter nur sehr lose zusammenhängenden Gemeinplätzen, theils bringt er fortwährend seine eigne ehrenwerthe Person in den Vordergrund. Sehr schlau das, in der That. Denn was die Gemeinplätze betrifft, so haben dieselben seit Sancho Pansa's Zeiten immer auf den ganzen großen Troß geistiger Mittelmäßigkeit einen unwiderstehlichen Einfluß geübt, und dann kämpfen auch gegen denjenigen, der solchen ledernen Harnisch anthut, selbst die ewigen Götter vergebens; was aber zweitens Sein werthes Selbst betrifft, so habe ich ja immer nur vom Adel und seiner Stellung im Staatsleben, aber keineswegs von Herrn August, Gustav, Hortarius von Behr-Negendank auf und zu Passow, Charlottenhof, Welzin ꝛc. ꝛc. gesprochen, und finde also überall keine Veranlassung, das „offen vorliegende Buch Seines Lebens" einzusehen. Was soll ich Aermster nun wohl gegen einen solchen Gegner beginnen? Soll ich das Fehlsame aller seiner einzelnen Aufstellungen aufdecken? Das würde statt

*) Hamburger unparteiischer Correspondent vom 20. Jan. 1846.

eines Zeitungsartikels ein Buch geben; denn Herr von Behr fängt gleich folgendermaßen an: „Meine Beurtheilung des Volksbuches ist deshalb eine vollkommen begründete, weil sie wahr ist.“ Solche Behauptungen sind nur durch eine Vorlesung über die Anfangsgründe der Logik zu widerlegen. Doch ich will mir die Mühe nicht verdrießen lassen, die eigentliche Streitfrage noch einmal hinzustellen, denn es handelt sich hier um etwas mehr, als bloß um Herrn von Behr mit seinen Rattenkönig von Gemeinplätzen. Es handelt sich hier um die Berechtigung des Kampfes gegen den falschen Aristokratismus. Es ist aber der falsche Aristokratismus, in welchen der niedere Adel so leicht verfällt, und welcher den Zufall der Geburt über alle geistige und sittliche Errungenschaft stellt, etwas Unsittliches, denn er will einen andern Maßstab für den Menschen als den der reinen Menschenwürde; er ist eine Zurücksetzung und eine Beleidigung aller übrigen Staatsbürger, denn sie sollen der Schemel seiner Füße sein; er ist der Volksfreiheit und der Monarchie gleich gefährlich, denn mit dem ganzen Egoismus des Kastengeistes strebt er ja nach den Umständen dahin, entweder im vollsten Servilismus sich dem absoluten Thron lieb Kind zu machen, oder auch, namentlich in kleinen Staaten mit altlandständischer Verfassung, eine Oligarchie zu bilden, welche den Monarchen nur als primus inter pares anerkannt und in allem übrigen Volk nur den Gegenstand sieht, an welchem sich seine Oligarchie bethätigen kann. Dies war das Thema meines Gerold von Vollblut und meines ersten Anti-Behr. Also auf diese dem Adel vorgeworfene Reaction mußten Sie eingehen, oder, wenn Sie nicht das Zeug dazu hatten, so mußten Sie schweigen und die einsichtigeren Mitglieder Ihres Standes nicht zu dem Gebet zwingen: Bewahre uns Herr vor unsern Freunden. Doch halt, ich sehe so eben, daß Sie die eigentliche Streitfrage doch nicht ganz umgangen haben.

Sie sagen nämlich: „Keine Schmähungen können dem Adel schaden, so lange er die durch Bildung, durch edle und ehrenhafte Gesinnung erworbene Achtung seiner Mitbürger sich erhält“. Ja, das ist nun so eine von den schönen Phrasen der historischen Romantiker, mein lieber Herr. Der Adel ist eben so wie die frühere Leibeigenschaft ein rechtlich anerkannter besonderer Geburtsstand, weiter nichts und ob die einzelnen Mitglieder desselben, im Besitz von Achtung, Bildung und ehrenhafter Gesinnung sind, ist etwas rein Zufälliges. Was aber den Adel in seiner Gesammtheit betrifft, so hat er nach Aussage der Geschichte nie die besondere Achtung der übrigen Stände besessen, hat sich auch nie durch Bildung (diese war in den Städten und bei den Geistlichen) ausgezeichnet. Vielmehr: der Adel, als er noch recht in seinem Esse war, wurde von männiglich als die personificirte rücksichtslose Gewalt gefürchtet. Denken Sie nur gefälligst an die deutschen Bauernkriege, an das Faustrecht, an die Raubritter, gegen welche die Fürsten mit dem Städter sich verbanden und von welchen auch unser Herzog Heinrich der Henker so viele „durch den Ring kicken“, d. h. aufhängen ließ, an die Feudalanarchie, welchen den eigentlichen Staat erst spät aufkommen ließ, an die Begeisterung, mit welcher Bürger und Bauern dem Herzog Carl Leopold gegen den Adel beistanden, denken Sie an dies Alles und an unsere ganze Geschichte, in welcher die Uebergriffe des Adels und der Kampf gegen denselben den rothen Faden bilden, und Sie werden selbst eingestehen müssen, daß der Adel keineswegs von der Achtung des ganzen Volks getragen ward. Was nun aber die gegenwärtige Zeit betrifft, so wird doch wohl selbst der enragirteste Junker nicht behaupten wollen, daß der Adel auch jetzt noch im Alleinbesitz von Bildung, von edler und ehrenhafter Gesinnung sei. Denken Sie nur an Hagenow, welches der dasige Landadel nach Art der Handwerksgesellen und

Studenten in Verruf gethan hat. Was fehlt denn aber eigentlich unserm jetzigen Adel, was wurmt ihn so, was stachelt ihn auf zu Adelsketten, Adelsreunionen, Adelszeitungen, Berliner Corsofahrten und andern dergleichen Abenteuerlichkeiten? Ich will's Ihnen sagen, was es ist: Er imponirt Keinen mehr, und das kann er nicht ertragen.

Und nun Gott befohlen, mein Herr von Behr! Sie sagen, ich könne Sie nicht beleidigen — das habe ich auch nie wollen; Sie mögen als simpler Privatmann auch fürder die „verdiente Achtung Ihrer Mitbürger" genießen, denn ich hatte es immer nur zu thun mit Ihrem verunglückten Versuch; in der größten Frage, welche es dermalen für Mecklenburg gibt, öffentlich aufzutreten. W. Raabe.

Offene Zuschrift an Herrn v. Behr-Negendank auf Passow bei Lübz.

Ew. Hochwohlgeboren unmaaßgebliches Urtheil über das mecklenburgische Volksbuch für 1846 in No. 307 d. Bl. lasse ich gänzlich unangefochten, das Buch ist eine Parteischrift und wird als solche ebenso zahlreiche Freunde, wie erbitterte Feinde gefunden haben.

Eine dem Sendschreiben hinzugefügte Bemerkung aber:

„daß Buchhandlungen sich entwürdigen, wenn sie sich mit der Verbreitung eines solchen Werkes abgeben" —

beruht auf durchaus falschen Präniſſen, und da diese Behauptung cavalièrement mit vieler Sicherheit aufgestellt ist und dadurch leicht glaubhaft erscheinen könnte, so ist es wohl im Interesse der inländischen Buchhändler eine Pflicht, Ewr. Hochwohlgeboren gänzlich irrige Meinung zu berichtigen. Ein Sortiments-Buchhändler der heutigen Zeit ist ein sehr geplagtes Geschöpf. Er hat hohe Geschäftsspesen, Frachten und Porto von Leipzig und Berlin zu tragen, er muß rabattiren, was das Zeug halten will, und hat in Mecklenburg noch eine Ge-

schäfts-Firsteuer zu bezahlen, die oft unverhältnißmäßig groß ist.

Ein meklenburgischer Sortiments-Buchhändler muß fleißig seyn, wenn er sich und seine Familie ehrlich und so anständig durchschlagen will, wie es seine Stellung in der Gesellschaft erfordert. Er ist überdies Kaufmann und hat ein besonderes Wohlgefallen an einem möglichst großen Umsatze seiner Waare. Ein Sortiments-Buchhändler darf aber dem kaufenden Publicum gegenüber keine Gesinnung zeigen und keiner Tendenz huldigen. Er verschreibt auf Bestellung in einem Athemzuge „die evangelische Kirchenzeitung" und „Wislicenus, ob Geist, ob Schrift", „Tractätlein" und „Gustave, le mauvais sujet, par Paul de Kock", „die Rechte des Adels, von Laspeyres" und „den neuesten Wanzen-Vertilger"; er verkauft am liebsten Bücher, die hohe Preise und eine unabsehbare Continuation haben. Die dickleibige Schrift vom Staatsminister v. Kamptz „Würdigung der landständischen Rechte ꝛc." 3 Bde., in welcher achtbare Kritiker mehr ein ungebührliches Pamphlet, als eine wissenschaftliche Beleuchtung erkannt haben wollen, wir haben sie gern und viel verkauft und kein bürgerlicher Gutsbesitzer ist aufgetreten und hat über Entwürdigung des inländischen Buchhandels radotirt.

Bereits habe ich oben nachgewiesen, daß die Stellung eines meklenburgischen Sortiments-Buchhändlers eine vielfach bewegte und gedrückte ist, sie wäre aber eine wenig ehrenhafte und ganz unerträgliche, wenn es uns nicht vergönnt, uns öffentlich zu verwahren, gegen Prätensionen und Zurechtweisungen, die Ew. Hochwohlgeboren weder befugt noch befähigt sind, an uns zu richten.

Ew. Hochwohlgeboren empfiehlt sich ergebenst

Ein Meklenburgischer Buchhändler. *)

Aus dem Meklenburgischen, im Januar.

*) Der Censor des Hamburger Correspondenten verlangte die Namensunterschrift unter diesen Brief. Der Einsender nannte sich ihm. Damit nicht zufrieden, ward der Abdruck desselben beharrlich verweigert. —